VERMISCHTE BRIEFE

Ludvig Holberg

Digitized by Google

g 70 1591

Digitized by Google

Sr. Hochgräfl. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn

HERRN

Adam Gottlob,

Grafen von Moltke,

des Elephanten-Ordens Rittern, Ihro Königl. Majestät zu Dännemark Norwegen höchstbetrauten wirklichen Geheimen Rath und Ober-Hofmarschalln, Graf zu Bregentwed, Freyherrn zu Lindenburg und Högholm, Herrn zu Tryggevelde, Alslev ꝛc.

Meinem gnädigen Grafen und Herrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochgebohrner Graf

Gnädiger Graf und Herr,

Die ausnehmende Huld, welche Ewr. Hochgräfl. Excellenz allen denjenigen angedeyen zulassen geruhen, die Denenselben unterthänig aufzuwarten, die Gnade haben, läßt mich auf das Zuversichtlichste hoffen, Ewr. Excellenz werden es gnädig verzeihen, daß ich mich erkühne, Dero Namen gegenwärtigem Buche vorzusetzen. Es ist dieses die letzte Frucht der bemühten Feder des um sein Vaterland, und die Wissenschaften unsterblich verdienten Holbergs, und bedarf diese Arbeit um so viel mehr eines mächtigen Schutzes, als der Verfasser derselben unlängst zu seiner Ruhe eingegangen, und sich selbst fernerhin zu vertheidigen nicht mehr im Stande ist. Zu wem aber könnte dieselbe sicherer ihre Zuflucht nehmen, als zu Ewr. Excellenz, in Deren hohen Person Dänne-

nemark einen wahren Mäcenaten unſrer Zeiten verehret. Ich meines unterthänigen Orts werde niemals aufhören, den Allerhöchſten um das beſtändige Hochergehen Ewr. Hochgräfl. Excellenz und dero Hochgräflichen Hauſes inbrünſtig anzuflehen, und erſterbe in tiefſter Demuth

Ewr. Hochgräfl. Excellenz

Copenhagen
den 17 Sept. 1754.

unterthäniger Diener
Otto Chriſtoph Wenzel.

Digitized by Google

Vorrede
des Uebersetzers.

Bey dem gegenwärtig ans Licht tretenden fünften Theile der Holbergischen vermischten Briefe finde ich wenig anzuführen. Die Einrichtung und der Innhalt derselben ist aus den vorigen Theilen bereits bekannt, davon die drey ersten und dieser fünfte Theil von einer, der vierte Theil aber von einer fremden Feder, übersetzt worden, und die muntere und freye Schreibart, welche die vorigen Theile belebet, herrscht auch in diesem letzten Theile der Holbergischen Briefe. Vielleicht scheint die Schreibart an verschiedenen Orten, ein wenig gar zu frey zu seyn, und nicht alle werden dem Urtheil des seligen Verfassers durchgehends beyflichten, wie ich denn selbst in verschiedenen Stücken von demselben abzuweichen Ursache zu haben glaube, und die hin und wieder vorkommende Ausdrücke für gar zu scharf und uneingeschränkt halte. Ich habe aber dennoch billig Bedenken getra-

gen, hierinn etwas zu ändern, und die vielen Schönheiten, welche der selige Verfasser sonst allenthalben angebracht, die reife Beurtheilungskraft, die tiefe Einsicht, der muntere Witz, die gefälligen Wendungen, und die glückliche Wahl der Sachen, bedecken dieses reichlich wieder, und werden den Leser dieses alles leicht vergessen machen.

Da übrigens bereits so viele Federn beschäfftiget sind, das Andenken dieses mit Recht verehrungswürdigen Mannes, welcher den 24 Febr. 1754 zu Copenhagen entschlafen, bey der Nachwelt zu verewigen, so enthalte ich mich billig, hier etwas von dessen Leben anzuführen, wozu ich vielleicht, wegen des mit ihm gehabten vertrauten Umgangs sonst nicht ganz ungeschickt seyn dörfte. Die Ewigkeit hat ohnedem schon längstens sein Bild in ihren Tempel aufgestellt, Dännemark aber wird jederzeit die Asche eines Mannes verehren, welchen würdig zu erheben, ein andrer Holberg erfodert wird.

* * *

Der

Der erste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben, daß verschiedene Freunde sowohl eine Fortsetzung meiner Lebens Geschichte, als ein Verzeichniß derjenigen Schriften zu sehen verlanget, welche ich, seitdem mein dritter Lateinischer Brief ans Licht getreten, annoch heraus gegeben. Ich habe mit gutem Vorbedacht, selbst nichts mehr davon melden wollen, weil nichts besonders weiter weder von dem einen noch von dem andern gesagt werden kann. Weil Sie aber, ihres eigenen Vergnügens halber dennoch einige Nachricht hievon zu haben wünschen, so will ich in dieser Antwort ihrem Begehren eine Genüge leisten, und sowohl von meinen Lebensumständen

als von meinen Schriften annoch etwas hinzuzufügen. Was meine Person betrifft, so erhellet aus der beständigen Fortsetzung meiner Arbeit, daß meine gewöhnlichen Beschäftigungen noch nicht aufgehöret. Als Freyherr und Besitzer ansehnlicher Landgüter studire ich fast noch fleißiger, als da ich nur noch blos Professor war. Ich richte mich also nicht nach dem Beyspiel anderer Leute, welche sich des Tituls eines Freyherrn nur blos zu dem Ende bedienen, um mit desto größerer Anständigkeit müßig zu seyn. Weil ich aber das Schicksal habe, daß meine besten Unternehmungen öfters am meisten getadelt werden, so habe ich solches auch in diesem Stücke erfahren müssen, indem verschiedene mir meinen Fleiß keinesweges als einen Dienst anrechnen, sondern vielmehr glauben, daß ich blos zu dem Ende arbeite, um mein Vermögen zu vermehren, insonderheit, weil ihrer Meynung nach, auf eine jede Schrift, die ich verfertige, ein goldener Regen erfolget. Ich läugne zwar nicht, daß ich durch meine Schriften etwas erworben, allein dieser Gewinst ist bey weiten so groß nicht, als man sich einbildet. Die Mühe und Arbeit, welche ich an meine Schriften gewandt, ist niemahls durch dasjenige ersetzt worden, was ich dadurch verdienet habe. Ein Sachwalter kann an einem Gerichtstage, und ein Arzt bey einem einzigen Fieber oft weit mehr gewinnen, als ein Gelehrter durch Bücherschreiben in einem ganzen Jahre verdienen kann. Die großen Auflagen von meinen Schriften, die annoch unverkauft

bey

bey mir liegen, sind davon unverwerfliche Zeugen. Ja ich irre nicht, wenn ich sage, daß Müllers Postill dem Verleger weit mehr eingebracht, als mir alle meine Schriften eingetragen. Der Absatz von dänischen Büchern hat überdem in diesen letzten Jahren so sehr abgenommen, daß man fast kein Buch in dieser Sprache weiter ohne Schaden verlegen kann; und hieran ist die unerhörte Menge von dänischen Schriften schuld, welche in einer unglaublichen Anzahl seit einiger Zeit ans Licht getreten. Der gemeine Mann weis die guten Schriften von den schlechten nicht zu unterscheiden; die mehresten Personen vom Stande aber lesen lieber das unvernünftigste Zeug auf französisch, als die gründlichsten Schriften in ihrer Muttersprache; und daher darf man sich nicht wundern, daß die besten Schriften, welche in dänischer Sprache geschrieben sind, unverkauft liegen bleiben. Dieses wird durch die tägliche Erfahrung hinlänglich bestättiget, und es erhellet daraus, daß ich aus einer ganz andern Ursache, als viele sich einbilden, zu schreiben fortfahre. Ich bin nicht unempfindlich gegen die Aufmunterungen meiner Freunde, und es rühret mich der Ruhm, den meine Schriften außerhalb Landes erhalten, deren Uebersetzungen jedoch allein den Buchhändlern vortheilhaft gewesen. Und gesetzt auch, daß ich die Absicht gehabt, durch meine Arbeit etwas zu gewinnen, so gereichet mir solches mehr zum Ruhme als zum Nachtheil, da die von mir erworbenen Mittel zum Gebrauch und zum

Nutzen des gemeinen Wesens angewandt werden, so daß ich mehr als ein Rechnungsführer des Publici anzusehen bin, als daß man mich für einen Besitzer meines eignen Vermögens halten könnte. Daß meine Güter bereits vor sechszehn Jahren zum Nutzen des Publici bestimmt gewesen, solches können diejenigen bezeugen, welche mein erstes Testament nebst mir unterschrieben. In demselben hatte ich verordnet, daß nach meinem Tode eine gelehrte Gesellschaft, insonderheit zur Verbesserung der dänischen Sprache errichtet, und durch das Vermögen, welches ich hinterlassen würde, unterhalten werden sollte. Ich habe auch dieses mein Vorhaben nicht eher geändert, bis ich einige Jahre nachher wahrnahm, daß verschiedene dergleichen Stiftungen zum Vorschein kamen, und Dännemark mit so vielen in dänischer Sprache geschriebenen Büchern überschwemmet ward, daß unsre Schriftsteller mehr eines Zaums, als der Spornen nöthig zu haben schienen. Ich ward also dadurch bewogen, meinen ersten Entwurf zu verändern, und verordnete, daß von den Zinsen des Capitals, welches ich hinterlassen würde, bis dahin aber immer zu vermehren gedachte, arme Jungfern ausgestattet werden sollten. Nachdem dieses Testament von mir selbst verfertiget, und von verschiedenen guten Freunden nebst mir unterschrieben war, so gab ich einigen von meinen Bekannten diese meine Absicht zu erkennen. Wie aber alles, was neu und ungewöhnlich ist, keinen Beyfall findet, so merkte ich auch, daß die meisten

sten diese meine Einrichtung misbilligten; Ja einige giengen gar so weit, daß sie eine solche Stiftung als eine Auction ansahen, wodurch arme Jungfern für einen gewissen Preis zu kaufe gestellet würden. Wie ich also auch wegen dieses von mir gefaßten Vorhabens zu wanken anfieng, und nicht wuste, wozu ich mich entschliessen sollte, so ward die Ritterakademie zu Sora wieder aufgerichtet. Einige von meinen Freunden, denen nicht unbekannt war, daß ich in meinen Schriften die Errichtung einer solchen hohen Schule längstens, und zwar nicht ohne Grund gewünschet, suchten mich zu überreden, daß ich mein Vermögen nicht besser würde anwenden können, als wenn ich solches der wieder hergestellten Akademie zu Sora widmete, und dadurch diese dem ganzen Reiche so nützliche Anstalt unterstützte. Ich gieng ohne vieles Bedenken diesen Vorschlag ein, insonderheit, da derselbe meinem Wunsche so gemäß war, und meine Güter zum Besten der neuen Akademie für frey erkläret, und mit dem Namen und den Vorrechten einer Baronie begabet wurden. Diese meine Schenkung ward mehr oder weniger getadelt, nachdem man der Stiftung dieser neuen Akademie mehr oder weniger geneigt war. Denn ungeachtet die Stiftung einer Ritterakademie in Dännemark in Betracht der wichtigen Ursachen, die ich in meinen andern Schriften angeführet, billig allen und jeden hätte angenehm seyn sollen, so fand diese Einrichtung dennoch bey allen und jeden nicht gleichen Beyfall. Einige sahen eine solche hohe

Schule für überflüßig an. Andre zweifelten, ob sie bestehen würde, noch andre glaubten, daß sie der hohen Schule zu Copenhagen gar zu nahe wäre, und einige äußerten ihre Gedanken noch auf eine andre Art darüber. Aber der glückliche Erfolg, den diese Stiftung gehabt hat, brachte erstlich ein Stillschweigen, und nachher einen allgemeinen Beyfall zu wege. Man fieng daher auch nachmahls an, etwas gelinder von der Schenkung zu urtheilen, die von mir zur Unterstützung dieser neuen Akademie geschehen war. Indessen glaubten doch einige, daß mir diese Schenkung zu keinem sonderlichen Verdienste gereichte, indem selbige nicht eher, als nach meinem Tode vollzogen werden sollte, und dieses bewog mich, mein Vermächtniß annoch bey meinen Lebzeiten auf eine solche Art ins Werk zu setzen, wie ich in einem von meinen andern Briefen bereits erzählet, woselbst auch noch einige Nebenursachen angeführet worden, die mich zu diesem Entschlusse bewogen, und woselbst ich auch die Urtheile erzählet, die darüber gefället worden. Seit dieser Zeit erkundiget man sich nicht mehr so genau nach meiner Gesundheit, wie vorher, und man frägt mich nicht mehr so oft, wie bald ich etwa zu sterben gedächte, weil man das meiste von demjenigen bereits in Händen hat, was man vorher erstlich nach meinem Tode zu hoffen hatte. Mein Gesundheits Zustand ist übrigens gegenwärtig besser, als ich nach so vielfältig ausgestandenen Krankheiten, und nach dem Alter selbst jemahls hoffen können, worinn ich mich gegenwärtig befinde,

finde, da ich ein Jahr älter bin, als ehedem so-
wohl von mir selbst, als von auswärtigen Schrift-
tellern angegeben worden, indem ich im Jahr
1684 gebohren bin. Die Kälte verursachet,
daß ich mich den grösten Theil des Winters über
in meinem Zimmer eingeschlossen halten muß.
Eine andere Beschwerlichkeit, die ich seit einiger
Zeit empfunden, und welche gleichfalls eine Folge
des Alters ist, besteht darinn, daß ich den Harn
nicht aufzuhalten vermögend bin, und verursa-
chet zugleich, daß ich mich an keinem Orte und
bey keiner Versamlung einfinden kann, als wo
es mir erlaubt ist, mich, wenn es die Noth er-
heischt, unverzüglich wieder hinweg zu begeben.
Durch diesen Umstand bin ich abgehalten worden,
mich bey öffentlichen Zusammenkünften einzufin-
den, ungeachtet einige dieses bald einer Trägheit,
bald auch andern Ursachen zugeschrieben. Ver-
schiedene Umstände, die man an mir tadelt, ha-
ben allein in der Zärtlichkeit und Beschaffenheit
meines Körpers ihren Grund, und es ist also
nicht der Wille, sondern blos der Leib, welcher
mich zu einem Nonconformisten machet. Ich
habe für nöthig gefunden, dieses sowohl zu mei-
ner eignen Entschuldigung, als zur Vertheidigung
anderer anzuführen, die mit mir in gleichen Um-
ständen sind, und um die ungegründeten und
verkehrten Urtheile zu vereiteln, die öfters aus
Unwissenheit über gewisse Personen gefället wer-
den, die keine Schuld haben, und die mehr be-
dient, als getadelt zu werden verdienen. Seit-
dem ich baronisirt und in den Freyherrnstand er-

hoben worden, fängt ein neuer Zeitlauf in meinem Leben an, ungeachtet meine vorige und gewöhnliche Lebensart nicht im allergeringsten dadurch verändert worden. Dieses verdient indessen doch angemerkt zu werden, daß meine Unternehmungen und meine Schriften nach dieser Zeit bey weiten nicht so vielen Beyfall gehabt, als vorher. Ob dieses daher rühret, daß man mehr Fähigkeit zu schreiben von einem Baron, als von einem Professor fordert, oder ob Neid und Misgunst hieran schuld sind, kann ich nicht gewis sagen. So viel ist indessen ausgemacht, daß meine Handlungen und meine Schriften weit genauer, als vorher, untersuchet worden, und was man vormahls gebilliget, hat man nach dieser mit mir vorgegangenen Veränderung getadelt. Meine Bücher sind lange nicht mehr so häuffig, wie sonst, gesucht worden, und die von mir verfertigten Schauspiele, welche ehedem mit großem Beyfall vorgestellet worden, hat man lange nicht mehr so oft wie vormahls aufgeführet. Ich erkühne mich nicht, dieses einer Misgunst über meine Standesveränderung zuzuschreiben, da ich fast der älteste unter allen bin, die in des Königs Diensten sind, und meine Erhebung in den Freyherrnstand die einzige und erste Stuffe ist, die ich, nachdem ich beynahe vierzig Jahre gedienet, betreten habe, da die meisten von meinen Mitbürgern währender Zeit so mancherley neue Gestalten angenommen, daß sie dadurch fast unkenntlich geworden sind. Ich kann mich überdem einer guten Abkunft rühmen, ich habe mich durch

meine

neine Arbeit und Bemühungen sowohl inner-
halb als ausserhalb Landes berühmt gemacht, und
ndlich alles, was ich in einer so langen Zeit
urch meinen Fleiß erworben, zum Nutzen des
Publici hingegeben. Es kann also die Eifersucht
nmöglich an einer solchen Kaltsinnigkeit schuld
eyn, sondern es müssen andre mir unbekannte
rsachen hierunter verborgen liegen. Indessen
at doch dieses alles mich bisher nicht bewegen
önnen, meinen vorigen Beschäftigungen abzusa-
en; ich überlege blos, was ich mündlich
nd schriftlich vortrage, nunmehro etwas
rgfältiger wie sonst, weil ich bemerkt, daß
an meine Worte und Schriften genauer wie
edem untersucht und beurtheilet. Hinführo
er wird niemand es mir verdenken können,
enn ich mich der Ruhe ergebe, und dergleichen
eschäftigungen andern überlasse, die mehrere
räfte dazu haben. Ich hätte dieses bereits
ngstens thun sollen, denn ich bin niemahls mit
vielen Geschäften beladen gewesen, als ich ge-
nwärtig in meinem hohen Alter bin. Außer-
n, daß ich annoch verschiedene Schriften aus-
ertiget, so macht mir das Rentmeister Amt,
lches ich bey der hohen Schule in Copenhagen
re, und die Verwaltung ansehnlicher Land-
ter nicht nur viele Mühe, sondern auch nicht
ingen Verdruß, und die Frucht davon besteht
zweenen Processen, welche mich nicht wenig
nruhiget haben, insonderheit da ich in meiner
zen übrigen Lebenszeit von Processen befreyet
esen bin. Den letzten Proceß bin ich gegen

einen

einen von meinen Vögten zu führen gezwungen worden, den ich andern zum Beyspiel, und sowohl zu meiner eignen als aller andrer Proprietarien Sicherheit gerichtlich belangen müssen, insonderheit da ich merkte, daß meine Gelindigkeit gegen die vorigen Vögte eine sehr schlechte Wirkung gehabt. Ein jeder thut zwar sehr wohl, daß er sich hütet, daß er nicht in einen Proceß möge verwickelt werden, allein er muß sich doch dabey in Acht nehmen, daß die Leute nicht auf die Gedanken gerathen, als ob man einen unüberwindlichen Abscheu für alle Proceße habe. Denn dadurch giebt man sich einem jeden Preis, und darf nicht daran denken, daß man jemahls einen treuen Bedienten oder Gevollmächtigten bekommen werde. Das Rentmeisteramt bey der Universität in Copenhagen wird immer beschwerlicher, und zwar insonderheit deswegen, weil man nicht weis, wo man die öffentlichen Gelder sicher belegen soll. Die Umstände haben sich gegenwärtig so sehr bey uns verändert, daß, da man in vorigen Zeiten jemanden einen großen Gefallen erweisen konnte, wenn man ihm Geld anliehe, man gegenwärtig Mühe hat, jemanden zu finden, der Geld auf Zinsen zu nehmen verlanget. Man giebt hievon verschiedene Ursachen an. Einige halten diesen Umstand für einen sichern Beweis von der Wohlfahrt des Landes, und ich will dieses um so viel weniger läugnen, je offenbarer es ist, daß durch Aufrichtung unsrer Manufacturen große Summen im Lande bleiben, die vorher nach andern Ländern pflegten geschickt zu werden.

Die

Die Haupturſache aber iſt die Errichtung ſo vie-
er Caſſen, indem die öffentlichen Gelder, die
ordem in Landgütern und Häuſern in Copenha-
en pflegten beſtättiget zu werden, nunmehro in
ieſe Caſſen fließen. Man kann annoch hinzu
igen, daß gleich nach der hieſigen großen Feu-
rsbrunſt der Fehler begangen ward, daß die
Bürger in Copenhagen die Häuſer nicht nach
em Verhältniß der Einwohner wieder aufrichte-
n. Denn ungeachtet die Stadt nun nicht
ehrere Häuſer hat, als vor dem Brande, ſo hat
e doch nun noch einmahl ſo viele Wohnungen
nd Zimmer. Und weil ſelbige nicht alle mit
Einwohnern können beſetzt werden, ſo fällt es
en Eigenthümern unmöglich, die Zinſen von dem
Capital abzuhalten, welches ſie in ihre Häuſer
enommen, und daher rühren die vielen Auctio-
en, wodurch jährlich ſolche Häuſer zu Kauf
eſtellet, und denen Gläubigern zugeſchlagen wer-
en. So wie aber der Preis der Häuſer in der
Stadt durch ſolche Veränderungen an der einen
Seite fällt, (*) ſo ſteigt der Preis der Landgüter
n der andern Seite wieder. Ungeachtet man
ätte denken ſollen, daß die ſo lange anhaltende
Viehſeuche die Güter ſehr in Verfall bringen,
nd den Preis derſelben ſehr vermindern würde,
ſind doch die Güter in Dännemark niemahls
theuer, wie gegenwärtig, verkauft worden, und
eſes rühret daher, weil diejenigen, welche baar

Geld

(*) Gegenwärtig bemerkt man doch, daß der Preis der Häuſer in Copenhagen wieder ſtark zu ſteigen anfängt.

Geld stehen haben, es wegen des merklichen Verlustes, den sie bey den Häusern in Copenhagen erlitten, nicht mehr wagen wollen, Geld in Häusern zu bestättigen, und daher mit äußerstem Vermögen dahin trachten, ein Landgut anzukaufen. Und hieraus kann man begreifen, wie wieder alles Vermuthen, des großen und so lange anhaltenden Viehsterbens ungeachtet, wodurch die Einkünfte geschwächt worden, dennoch die Landgüter so sehr gestiegen, die Häuser in Copenhagen hingegen, welche in der Brandcasse versichert sind, und also für noch ein weit sicheres Unterpfand könnten gehalten werden, fast den dritten Theil von ihrem Wehrte verlohren. Man ist also hier genöthiget, mit seinem Gelde entweder selbst zu handeln, oder es den Kaufleuten und Manufacturen auf Zinsen hinzugeben, wo man es nicht fruchtlos stehen lassen will. Weil also das Rentmeisteramt bey der hohen Schule in Copenhagen immer beschwerlicher wird, meine Jahre aber immer zunehmen, so ist es Zeit, daß ich solches andern überlasse, die dazu geschickter sind, und es mit mehrerer Munterkeit, als ich, verwalten können. Was mein Studiren betrift, so wende ich zwar noch eben so viele Stunden des Tages zum Lesen an, als ich von jeher zu thun gewohnt gewesen. Ungeachtet ich aber annoch eben so viel lese, so lerne ich doch nicht mehr so viel, und zwar eines theils, weil mein Gedächtniß mir nicht mehr so getreu ist, anderntheils aber, weil die neuern Schriften, die gegenwärtig ans Licht treten, fast nichts anders enthalten, als was

ch schon so oft vorher gelesen habe, und nur wie-
er von neuen aufgewärmet worden. Und weil
ir auch dasjenige entfällt, was ich selbst ge-
hrieben, so lese ich oft meine eignen Schriften
ieder durch, insonderheit meine dänische Reichs-
storie, wie auch die von mir geschriebene Jü-
sche und Kirchen Historie. Einen Theil des
ages wende ich an, die griechischen Schriftsteller
der Grundsprache zu lesen, und ich habe es
ndlich so weit gebracht, daß ich fast mit eben der-
lben Fertigkeit einen griechischen Geschichtschrei-
er, wie einen Lateinischen lese. Seit einiger Zeit
abe ich mir auch die isländische, oder die alte
ordische Sprache bekannt zu machen gesucht, so
aß ich gegenwärtig den Snoro Sturlesen eini-
ermaßen verstehe, die Verse allein ausgenom-
men, welche darinn befindlich sind. Es ist bey
er isländischen Sprache zu merken, daß die
Poesie in derselben so sehr von der ungebundenen
Schreibart unterschieden ist, daß es eine ganz
andere Sprache zu seyn scheinet. Man findet
war in allen andern sowohl alten als neuen
Sprachen, daß die Poesie weit schwerer zu ver-
stehen ist, als was in ungebundener Rede ge-
hrieben worden. Allein bey der isländischen
Sprache bemerkt man dieses in einem ausneh-
menden Grad. Ein gelehrter Isländer, den ich
deswegen gefragt, hat mir davon die Ursache an-
gegeben, daß die isländische Poesie dadurch so
hwer und unverständlich würde, weil sich die
ortigen Dichter fast lauter veralteten Wörter

bedien-

bedienten, die so wenig in täglichem Umgang als in ungebundener Rede mehr üblich wären.

Wie unsre Schauspiele, nachdem solche zwanzig Jahre geruhet, wieder erneuret wurden, so habe ich mich zwar im Anfange willig finden lassen, selbige wieder einzurichten, und in ihren vorigen Stand herzustellen. Die Aufsicht darüber aber habe ich sogleich einem andern überlassen. Man glaubte im Anfange, daß es schwer fallen würde, geschickte Personen zu finden, diese Schauspiele aufzuführen, insonderheit solche, wie wir vor zwanzig Jahren gehabt, da sich hier verschiedene Personen aufhielten, welche der Geburt nach Franzosen, zum Theater geschickt, und der dänischen Sprache vollkommen kundig waren; unter denen besonders ein alter ansehnlicher französischer Schauspieler befindlich war, der das Theater aus dem Grunde kannte, und dem man den Ruhm beylegen muste, daß er die erforderlichen Gaben besaß, die Personen zur Bühne recht geschickt zu machen. Nichts destoweniger pranget dieser neue Schauplatz mit eben so guten Schauspielern, wie der vorige, und verschiedene, denen annoch das ehemalige dänische Theater bekannt ist, ziehen den neuen Schauplatz dem alten vor.

Dieses ist es, was ich in Absicht auf meine eigne Person in den letztabgewichenen Jahren annoch etwa anführen können, welches, wie Sie, mein Herr, leicht selbst einsehen werden, von so

venigem Belang ist, daß es nicht verdient, ange-
ührt und bemerkt zu werden. Denn ich habe
nich seit der Zeit fast beständig entweder in der
Stadt, oder auf meinen Landgütern aufgehalten,
a ehedem die Begierde, fremde Städte und Län-
er zu sehen, mich zu einem perpetuo mobili mach-
e. Solche Neugierde ist gegenwärtig bey mir in
einem Alter so sehr verschwunden, daß, wenn
Constantinopel auch in Fühnen läge, so würde ich
hwerlich über den Belt gehen, um diese Stadt
i besehen. Es ist also nichts mehr übrig,
ls daß ich Ihnen von meinen Schriften
Nachricht gebe, die, seitdem mein letzter latein-
her Brief ans Licht getreten, annoch von mir
i stande gebracht worden. Die Schrift, deren
h in meiner lateinischen Epistel zuletzt erwehnet,
t die **Jüdische Historie.** Gleich nachher
ämlich im Jahr 1745 traten meine **vergliche-
en Geschichte verschiedener Heldinnen und
idrer berühmten Damen** in zween Bänden
8 ans Licht. Zu dieser Arbeit ward ich durch
n Beyfall aufgemuntert, den das Publicum an
einer verglichenen Geschichte verschiedener Hel-
n gefunden hatte, womit diese Geschichte ihrer
inrichtung nach vollkommen übereinstimmet.
iner jeden mit einander verglichenen Geschichte
eine Einleitung vorangesetzt, die eine, sich auf
Historie der in der folgenden Geschichte be-
riebenen Heldinnen beziehende Moral enthält,
rauf die Vergleichung selbst folget. Beyde
eile wurden gleich darauf ins Deutsche über-

 setzt.

setzt. In dem Jahr vorher, nämlich 1744 traten **meine moralischen Gedanken** ans Licht. Dieses Buch verursachte fast eben so viele Bewegungen, als **Klims unterirdische Reisen**, weil ich mich auch darinn, wie überhaupt in allen meinen moralischen Betrachtungen, von der gemeinen und allenthalben angenommenen Meynung entfernet hatte. Indessen hat doch diese Schrift, unter allen, welche ich herausgegeben, den meisten Abgang gehabt, ungeachtet ich davon keinen Vortheil gezogen, sondern derselbe denen zugewachsen, die solche wieder neu aufgeleget, und Uebersetzungen davon veranstalten lassen. Die erste deutsche Uebersetzung ward sehr eilfertig gemacht, weil ein gewisser Buchhändler gerne einem andern, der auch eine deutsche Uebersetzung besorgte, zuvorkommen wollte. So fehlerhaft aber auch diese Uebersetzung gerathen war, so ward selbige dennoch in einer kurzen Zeit vertrieben. Die zwote Uebersetzung, die Herr Professor **Reichard** veranstaltete, war der ersten weit vorzuziehen, und der gute Abgang, den auch diese Arbeit hatte, bezeugte zur Gnüge, daß die erste Uebersetzung derselben keinen Schaden gethan. Eben diese meine moralischen Gedanken wurden nachher auch von dem Herrn **Parthenai** ins französische übersetzt. Daß diese französische Uebersetzung nicht einen solchen Abgang hatte, wie die deutsche, rührte daher, daß man die Auflage gar zu stark, nämlich von dreytausend fünfhundert Exemplaren gemacht, wodurch dieselbe

ſelbe ihren Preis verlohr. Denn man kann ſonſt keine andre Urſache angeben, indem der Ueberſetzer ſich durch viele franzöſiſche Schriften hervorgethan, und allenthalben als ein geſchickter Mann bekannt iſt. Ich meines theils kann hierüber nicht anders urtheilen, ungeachtet einige, welche beyde Sprachen verſtehen, dafür halten, daß er ſich gar zu genau an das Original gebunden, und daß die Ueberſetzung beſſer würde gerathen ſeyn, wenn ſie nicht ſo buchſtäblich abgefaßt worden, und der Ueberſetzer ſich mehrerer Freyheit bedient hätte. In ſinnreichen Schriften iſt es ohnedem ſo wenig nöthig, als möglich, ſich ſo genau an die Worte zu binden. Denn das einer Sprache zur Zierde gereichet, das verunſtaltet die andere, und was in dieſer Sprache natürlich und angenehm klinget, das iſt in einer andern trocken und wiedrig. Man fordert daher auch von denjenigen, welche ſinnreiche Schriften überſetzen, daß ſie eben ſolche Gaben, wie diejenigen beſitzen ſollen, welche das Original abgefaßt. Eben dieſes Urtheil hat man von meinen Schauſpielen gefället, welche ins franzöſiſche, und von einigen andern meiner Schriften, inſonderheit von meinen **Verwandlungen**, welche ins Deutſche überſetzt worden. Ich habe bereits ſelbſt darüber meine Gedanken in einigen von meinen vermiſchten Briefen geäußert, und geſtehe gerne, daß es mir ſchwer fällt, Schriften, die däniſch abgefaßt worden, in andre Sprachen gut zu überſetzen, indem nur ſehr wenige fremde gefunden werden, die einige Fertigkeit und Vollkommenheit in der

dänischen Sprache erlangt haben. Im Jahr 1746 trat meine dänische Uebersetzung des Herodians ans Licht, welche ich mit einer weitläuftigen Einleitung begleitet. Weil ich in dieser Einleitung die wahre Ursache ausfündig zu machen gesuchet, wodurch Rom zu einer solchen Größe gelanget, zugleich aber auch gezeiget, daß die Ursachen, welche andere Skribenten angeführet, hiezu nicht hinlänglich sind, so hat sich diese Ausführung bey Kennern sehr beliebt gemacht, und man hat von dieser meiner Arbeit geurtheilet, daß solche wohl gerathen sey. Diese Einleitung ist von dem Königlich dänischen Kanzleyassessor und Stifts Syndico in Lübeck, Herrn D. Georg August Detharding ins deutsche übersetzt worden, welcher auch die meisten von meinen andern Schriften, und zwar mit einem solchen Fleiße übersetzt, daß seine Arbeit allenthalben Beyfall gefunden. Was aber den Herodian selbst betrift, so ist meine dänische Uebersetzung dabey nicht zum Grunde gelegt worden, worinn ich dem griechischen Original genau gefolgt bin, und am Rande überall die schwersten Stellen angemerkt habe, die in dem griechischen Texte vorkommen. Ich habe dieses hier zu berühren für nöthig erachtet, um zu zeigen, daß das Urtheil, welches ein gewisser Zeitungsschreiber über diese Uebersetzung gefället, die dänische Uebersetzung nicht angehe (*).

Im

(*) Die deutsche Uebersetzung des Herodians, welche mit der Einleitung des Herrn Baron von Holberg ans Licht getreten, ist nach dem griechischen

Im Jahr 1748 wurden die beyden ersten Theile von meinen **vermischten Briefen** über verschiedene Materien gedruckt, und im folgenden Jahre erschienen meine **Lateinischen Epigrammata** in sieben Büchern, denen eine neue Ausgabe von der ehedem von mir herausgegebenen **Beschreibung von Dännemark und Norwegen** unter dem Titul folgte: **Gegenwärtiger Staat von Dännemark und Norwegen.** In diesem letzten Buche ist verschiedenes nach Masgebung der gegenwärtigen Umstände verändert worden. Im Jahr 1750 trat eine **Fortsetzung von meinen vermischten Briefen** gleichfalls in zweenen Bänden ans Licht, so daß gegenwärtig vier Theile von diesen vermischten Briefen herausgekommen, welche zusammen vierhundert sechs und vierzig Briefe in sich enthalten. Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit etwas von der **deutschen Uebersetzung des Peter Paars** zu melden. Daß diese Uebersetzung nicht so sehr ins Auge fällt, als das dänische Original, darüber darf man sich nicht wundern. Denn dergleichen Schriften verlieren alle ihre Schön-

schen Original veranstaltet worden, und hat dabey des Herrn von Holberg dänische Uebersetzung, die sonst vortreflich gerathen, nicht wohl zum Grunde gelegt werden können, weil man sonst einen griechischen Schriftsteller aus dem dänischen würde übersetzt haben. Ob aber diese deutsche Uebersetzung den Sinn des Originals ausdrücke, oder nicht, müssen Kenner beurtheilen.

heit, wenn man sie in eine fremde Tracht einkleidet. Der englische Hudibras und andre Schriften ähnlicher Art würden ein gleiches Schicksal haben, und daher werden sie auch nicht übersetzt. Ich tadle die Arbeit nicht, welche daran gewandt worden; ich bin auch der deutschen Sprache nicht so mächtig, daß ich urtheilen könnte, ob die Arbeit gut gerathen, oder nicht. Ich will dieses einzige nur anführen, daß dergleichen comische Gedichte blos in der Sprache, worinn sie geschrieben worden, gefallen können, und daher habe ich die Uebersetzung dieser Schrift allemahl wiederrathen.

Die Urtheile, welche man in auswärtigen gelehrten Zeitungen und Monatsschriften über meine Arbeiten gefället, sind überhaupt betrachtet, also beschaffen, daß ich damit zufrieden seyn kann. Ich sage nicht ohne Bedacht, überhaupt betrachtet, indem man auch verschiedenes an meinen Schriften auszusetzen gefunden. Ich habe bereits in meinen lateinischen Briefen angezeigt, was man davon hin und wieder geurtheilet, zugleich aber auch die Ursachen berühret, warum ich mich niemahls in einen Streit mit jemanden deswegen eingelassen. Unter allen meinen Schriften ist indessen doch meine dänische Reichshistorie am wenigsten angefochten worden. Man hat durchgehends davon geurtheilet, daß ich darinn die Pflicht eines Geschichtschreibers genau beobachtet, sowohl, was die Schreibart, als was den Inhalt betrifft. Man hat die Schreib-

art

art deutlich und munter, und den Inhalt also beschaffen gefunden, daß die wichtigsten Dinge auch am ausführlichsten beschrieben worden. Was die Unpartheylichkeit betrift, so hat man dafür gehalten, daß solche so genau beobachtet worden, als es bey historischen Schriften möglich ist, die unter einer gewissen Censur stehen. Keine Geschichte ist auch leicht mit so vielen Beweisen und Zeugnissen, sowohl aus andern zuverlässigen Büchern, als aus glaubwürdigen Handschriften versehen, und daher hat man um so viel mehr Ursache, sich über einen gewissen unbekannten schwedischen Schriftsteller zu wundern, der diese Geschichte als eine poetische Erzählung, und den Verfasser als einen Mann abbildet, der nichts als Fabeln erzählet. Ein solches Urtheil findet bey niemanden Beyfall, und hat auch mir nicht die geringste Unruhe erwecket, insonderheit, da ich vernommen, daß seine eignen Landesleute ein solches Urtheil gemisbilliget. Ich habe daher auch nichts darauf geantwortet, und dieses eines theils auch aus Hochachtung und Dankbarkeit gegen die schwedische Nation, bey welcher meine Schriften jederzeit wohl aufgenommen worden. Wenn ich dem Berichte einiger Freunde glauben darf, so ist derjenige, der ein solches Urtheil gefället, ein Buchdrucker, welcher dabey keine Feindschaft geheget, sondern blos durch dergleichen Urtheile seinen Büchern, die er drucket, einigen Abgang zu verschaffen suchet. Ich mißgönne ihm den Vortheil nicht, den er dadurch haben kann, sondern ich wünsche nur,

daß er seinen Handel in Zukunft mehr auf andrer Leute, als auf meine Rechnung fortsetzen möge. Ich habe bereits vorher angezeigt, daß ich mich in solche Streitigkeiten nicht einflechten, sondern meine Schriften sich selbst vertheidigen lasse, am allerwenigsten schärfe ich meine Feder gegen einen Verfasser, der mich einer Unwissenheit in der Historie beschuldiget, da ich doch volle funfzig Jahre die Geschichte getrieben, und alle historische Bücher mit einem critischen Auge gelesen. Sollte aber jemand auf die Gedanken fallen, daß ich in der neuern dänischen Historie nicht unpartheyisch genug gewesen, so wird dieses Urtheil unfehlbar durch folgenden Umstand veranlasset. Die nordischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts sind fast einzig und allein von schwedischen Skribenten, als von Pufendorf und andern, die ihn abgeschrieben, verfasset worden, von dänischen Schriftstellern aber ist in dieser Zeit fast nichts ans Licht getreten. Ein solches Stillschweigen von unserer Seite hat man als einen Beweis von der Richtigkeit der gegenseitigen Erzählungen angesehen, und dasjenige für falsch gehalten, was damit nicht übereinstimmet. Alle und jede kommen darin überein, daß Pufendorf, der Geschichtschreiber der nordischen Historie in den letzten Zeiten, ein geschickter Skribent gewesen. Was aber die Aufrichtigkeit und die Unpartheylichkeit anbelanget, so sind seine historischen Schriften eben demselben Urtheil unterworfen, welches man von den Schriften anderer fället, die sich bald in diesem bald in jenem Lande

anwer-

unwerben laſſen, die Geſchichte deſſelben Landes u beſchreiben. Ungeachtet aber ſein Vorhaben geweſen, den Schweden zu Gefallen zu ſchrei-ben, ſo findet man doch hin und wieder Zeug-niſſe, welche zur Vertheidigung der däniſchen Nation dienen. Dieſer Zeugniſſe habe ich mich bedient, und zu deſto mehrerer Beſtärkung mich ſeiner eignen Worte bedienet. Andre Umſtände, die er anführet, habe ich geändert, und zwar nach dem Bericht zweener franzöſiſchen Geſandten, deren hohe Principale mit Schweden in einem genauen Bündniſſe geſtanden. Die Originaldocumente, die ich allenthalben angeführet, können nicht er-richtet ſeyn, da die Copeyen derſelben, ohne die-jenigen, welche im Archiv ſind, ſich in den Hän-den vieler Leute befinden. Dem allen ungeach-tet erkühne ich mich doch nicht zu behaupten, daß ich die Reguln auf das allergenaueſte ſelbſt beo-bachtet, welche ich andern Geſchichtſchreibern vor-geſchrieben. Dieſes aber bin ich allemahl im Stande zu beweiſen, daß keiner unter allen nor-diſchen Geſchichtſchreibern eine größere Unpartheyi-chkeit blicken laſſen, und daß wenige Hiſtorien, die, wie die meinige, unter einer öffentlichen Cenſur ſtehen, aufrichtiger geſchrieben worden.

Im Jahr 1751 ſind meine **moraliſchen Fabeln** ans Licht getreten, die in dieſem Jahre, ohne die deutſche Ueberſetzung, zweymahl wieder aufgelegt worden. Dieſe Fabeln ſind gröſtentheils Originale, und in ungebundener Schreibart ab-gefaßt, wovon ich die Urſachen in der Vorrede zu

itztgedachten Fabeln angegeben. Uebrigens habe ich noch sechs neue Comödien ausgearbeitet, die noch bisher nicht gedruckt worden. Die erste derselben ist ein bekanntes moralisches Stück, und ich habe diesem Schauspiel den Namen Pluto beygelegt, und darinn den Streit des Reichthums mit der Armuth ausgeführet. Ehe diese Comödie auf dem dänischen Schauplatz aufgeführet worden, habe ich sie verschiedenen zu lesen gegeben, um deren Bedenken darüber zu vernehmen. Die meisten urtheilten, daß dieses Schauspiel eines von den ansehnlichsten Stücken sey, die jemahls vorgestellet worden. Weil aber eine sehr ernsthafte, und dem Ansehen nach wiedrige Moral darinn enthalten, so glaubten sie, daß dieses Stück eben dasselbe Schicksal haben würde, was der Misanthrope des Moliere gehabt, welcher zwar mit Bewunderung und Beyfall gelesen, aber mit Kaltsinnigkeit von den Zuschauern angesehen wird. Ich hegte indessen doch immer andre Gedanken, und hoffte, daß man es mit eben so vielem Vergnügen ansehen als lesen würde. Meine Hoffnung schlug auch nicht fehl, indem kein Stück jemahls mit mehrerm Beyfall aufgeführet worden. Man besorgte, daß der Pöbel, der nur an Thorheiten und Possen ein Vergnügen findet, ein Schauspiel dieser Art verachten, und daß solches insonderheit denen mißfallen würde, welche dafür halten, daß kein Schauspiel ohne Liebe und ohne listige Betrügereyen der Bedienten bestehen, überhaupt aber kein Schau-

piel gut seyn könne, wo es nicht nach dem fran-
ösischen Geschmack eingerichtet worden. Un-
eachtet dieses alles mir vor Augen schwebte, so
lieb ich doch bey meinem Vorhaben, zu versu-
hen, was für ein Schicksal ein solches unge-
öhnliches Schauspiel bey den Zuhörern haben
ürde, und weil der Erfolg mit meinem Wunsche
bereingestimmet, so glaube ich, dadurch andern
omödienschreibern den Weg gebahnt zu haben,
Schauspiele von gleichem Inhalte zu verfertigen,
nd das Joch abzuwerfen, welches die unge-
ründete Gewohnheit unsrer Zeiten den Skri-
enten aufgelegt. Ich bediene mich mit gutem
Vorbedacht der Worte: die ungegründete Ge-
ohnheit unsrer Zeiten, indem die alten Griechen
nd Römer ganz anders gedacht haben. Einige
on den Schauspielen des Plautus, und die
eisten Comödien des Aristophanes, enthalten
icht das allergeringste von Liebesgeschichten, und
einer Meynung nach hätte man schon längst
olcher Schauspiele überdrüßig seyn sollen, wor-
nn ein verdrieslicher Vater, ein verliebter
Sohn, und ein verschmitzter Diener vorkommt,
nd welche mit einer Hochzeit geendiget werden.
Die Veranlassung zu diesem Schauspiel hat mir
er Pluto des Aristophanes gegeben; aber ich
abe sonst fast nichts mehr daraus entlehnet, als
en bloßen Titel, so daß mein Schauspiel als
in wahres Original angesehen werden kann.
Gleich darauf verfertigte ich ein anderes kleines
Stück von einer Handlung, dem ich den Titul,
Sganarells Reise nach dem philosophischen Lande

bey-

beylegte. Der Stoff zu diesem Schauspiel ist aus Klims unterirdischen Reise hergenommen, und es wird darinn über die meisten philosophischen Secten und deren Thorheiten gespottet. Die dritte Comödie führet den Titul, das Gespenst im Hause, oder Abra Cadabra. Das Stück kann für ein Original gehalten werden, ungeachtet der Stoff dazu aus Plauti Comödie Mostellaria, genommen worden, und ein französischer Skribent selbige in eine neue Form gegossen, und unter der Aufschrift, La Retour improvuë, oder die unvermuthete Zuhausekunft, herausgegeben hat. Das lateinische Original ist, wie alle andre Schauspiele, von fünf Handlungen, das französische aber enthält nur eine Handlung. Mein Schauspiel aber ist von drey Handlungen, welches die bequemste Eintheilung ist, und wodurch das Hauptstücke am ordentlichsten kann eingerichtet werden. Ich habe in diesem Schauspiel auch gezeiget, daß ich kein Sklave der angenommenen Reguln sey, die sich blos auf Gewohnheit und auf die eingeführte Mode gründen. In dem ganzen Stücke wird der Liebe gar nicht erwehnet, ja was noch mehr ist, so tritt keine einzige Frauensperson darinn auf. Was würde wohl ein Franzose sagen, wenn er hören sollte, daß eine Comödie auf eine solche Art eingerichtet worden. Würde er nicht ausrufen: Eine Comödie ohne Frauenspersonen ist wie ein Wagen ohne Räder. Diejenigen aber, welche dieses Stück gelesen, urtheilen dennoch anders davon. Indessen ist dieses Stücke doch

nur

nur für einmahl gemacht; und ich rathe es niemanden, öfters solche Stücke vorzustellen. Denn die Actricen sind die stärksten Magneten, welche unge Zuschauer an sich ziehen, und den Schauplatz unterhalten. Das vierte Stück führt den Titul: der Philosoph in der Einbildung, und es wird darinn ein Charakter abgeschildert, den niemand bisher, so viel ich weiß, in einem Schauspiel vorgestellet. Darinn hat das Kammermädgen die stärkste Rolle. Diese Comödie hat fünf Handlungen, und zielet auf diejenigen, welche sich einbilden, daß die Philosophie allein in der Theorie, und im Bart und Mantel bestehe, und glauben, daß sie allein alle philosophische Eigenschaften besitzen, welche aber, wenn es auf die Probe ankommt, sich verrathen, und sich selbst kennen lernen. Das fünfte Stück führt den Titul: Publicum, oder das gemeine Beste; und es wird darinn über die Projectmacher gespottet, welche lauter solche Vorschläge thun, die auf ihren eignen Vortheil abzielen, und solche mit dem Nutzen des Staats zu bedecken suchen. Diese geben sich für Aerzte des Staats aus, und wollen die Fehler heilen, womit ein Land behaftet ist. Aber sie sind den Quacksalbern und Marktschreyern ähnlich, deren Arzney ärger, als die Krankheit selbst ist. Dieses Schauspiel ist mehr für die Ohren, als für die Augen, und ist in drey Handlungen abgetheilt. Das sechste Stück besteht in einer Handlung, und führt den Namen: der verwandelte Bräutigam. Ich ward darum ersuchet, dieses Stück zu verfertigen, und

darinn

darinn kommen gar keine Mannspersonen vor. Man sieht hieraus, daß ich über dreyßig Comödien ausgearbeitet, welche alle aufgeführet, und öfters auf dem Schauplatz wiederhohlet werden. Trauerspiele habe ich niemahls versucht zu machen, ich habe auch keine Neigung dazu. Denn mir ist alles zuwieder, was verstellt ist, und gleichsam auf Stelzen gehet. Indessen urtheilen doch einige aus den Auftritten, welche in meiner Tragi-Comödie, Melampe genannt, imgleichen aus den Stellen, die in meinen Verwandlungen vorkommen, daß ich auch zu einer solchen Arbeit nicht ganz ungeschickt dürfte gewesen seyn. Ich aber habe mich derselben jederzeit entschlagen, und gegenwärtig bey meinem hohen Alter finde ich mich sowohl hiezu, als zu aller andern Arbeit nicht mehr aufgelegt, welche Kopfbrechen erfordert. Die Ruhe ist mir nun am dienlichsten, und niemand kann es mir verargen, wenn ich nach einer beständigen und mühseligen Arbeit von so vielen Jahren ein wenig suche auszuruhen.

Indessen kann man doch der Ruhe so lange nicht völlig versichert seyn, so lange man noch Landgüter besitzet, indem man bald gegen die Nachbaren, und bald gegen die Pächter und Vögte sich waffnen muß, welchen letztern man sich selbst Preis giebt, so bald man sich merken läßt, daß man einen Abscheu für alle Processe hat. Die Erfahrung hat mich dieses überzeugend gelehret. Denn nachdem ich einen Vogt nach dem andern, ungeachtet sie mir großen Schaden zugefüget,

zefüget, dennoch unangefochten und in Ruhe ab-
ziehen lassen, und sich ein Gerücht daher ausgebrei-
et, daß ich einen unüberwindlichen Abscheu für
lle Processe hätte, so ist die Frucht meiner Fried-
ertigkeit diese gewesen, daß unter meinen Vög-
en einer immer noch ärger als der andre gewe-
en, bis sie es endlich so arg gemacht, daß ich,
hne mir eine Nachrede zuzuziehen, nicht länger
tille sitzen können. Ein Proceß ist also biswei-
en unumgänglich, insonderheit, wenn er, wie
erjenige, den ich zu führen genöthiget worden,
ie Proprietarien und Vögte überhaupt angehet,
nd der Ausfall wird zeigen, daß es rathsam
y, daß ein Proprietair seine Bedienten in An-
pruch nehme, wenn sie ihn zu betrügen sich un-
erstehen, wo er sich nicht auf Gnade oder Un-
nade ihnen ergeben will. Der Proceß inzwi-
hen, welchen ich mit meinem Vogt angefangen,
at bisher einen solchen Lauf gehabt, daß gedach-
r mein voriger Vogt sich Hoffnung machen
nn, ihn zu gewinnen. Denn weil ich keine
ommissarien auf meiner Seite nehmen wollen,
ndern mich eben denselben Richtern unterwor-
n, die mein Gegner erwählet, welche beyde
lbst vordem Reitvögte gewesen, so ist ihr Urtheil
lchergestalt ausgefallen, wie man mir lange
orher prophezeyet hatte. Die Ursache, wesfals
h keine Commissarien an meiner Seite nehmen
ollen, besteht eines theils darinn, weil ich nicht
rne von dem Satze abweiche, den ich an einem
ndern Orte in meinen gedruckten Briefen zu er-
nnen gegeben, anderntheils aber, um auch der

ge-

geringsten Nachrede zu entgehen, als ob ich mich meines Standes, und des Vortheils bedienen wollte, welchen ein Herr vor seinem Diener voraus hat. Denn es heißt gemeiniglich, was kann ein armer Bedienter für Recht erwarten, wenn er mit seinem Herrn in einen Streit verwickelt ist. Ich habe deswegen meinem Reitvogt seinen Willen gelassen, und denen von ihm selbst erwählten Richtern die Entscheidung der ganzen Sache übergeben. Solche Entscheidung war also beschaffen, daß sie zum Beyspiel und Exempel kann angeführet werden. Sie gestunden, daß mein Reitvogt sich gewegert habe, auch nur eine einzige von allen meinen Forderungen zu erfüllen, woraus folget, daß er der Anfänger des Processes seyn müsse. Denn wenn jemand sich wegert, auch nur das allergeringste von dem, was er schuldig ist, zu erfüllen, so ist es ja eben so viel, als wenn er sagt, daß er Proceß führen wolle. Die von ihm selbst erwählten Richter haben dieses selbst dadurch an den Tag gelegt, daß sie ihn verurtheilet, mir acht Pöste gut zu thun, die er zu vergüten, sich beständig gewegert. Sie haben gefunden, daß mein Korn schlecht besorgt worden, daß er Pferde, Schweine ꝛc. auf meinem Hofe gehalten, und selbige mit meinem Haber und Korn gefuttert, wofür er mir nichts erstatten wollen; daß er von fünf mir zugehörigen Kühen seinen Nutzen gezogen, wofür er mir in anderthalb Jahren nicht das allergeringste berechnet; daß er aufsätzig und trotzig gegen mich gewesen; daß er den gröstẽ Theil von dem Korn verschwiegen,

daß

welches vom vorigen Jahre annoch übrig gewesen; daß er selbst in den kleinen Städten herumgereiet, und Geld von den Kaufleuten erpresset, die meine Schuldner gewesen, und deren ausgestellte Empfangsscheine mortificiret, die er mir kurz vorher gegen meine Quitung eingeliefert, weil ich das Geld selbst einfordern wollte. Sie haben gestanden, daß er einen Krug auf meinem Hofe gehalten, und meine Bauren und Dröscher bis in die späte Nacht in meinen Zimmern gesessen und daselbst gesoffen und gespielet. Endlich haben sie auch gestanden, daß, nachdem die Sache bereits bey dem ordentlichen Gerichte anhängig gemacht worden, oftgedachter mein Vogt sie zu seinen Commissarien verlanget, wodurch die Sache fast noch zwey Jahre länger aufgehalten worden. Aus diesen Vordersätzen hätte nun wohl einjeder nicht anders urtheilen sollen, als daß die Sache nicht sonderlich für meinen Vogt ablaufen würde. Aber der Ausfall war ganz anders, und das Urheil lautete dahin, daß ich alle meine Forderungen fallen lassen, sechshundert Reichsthaler Strafe geben, und dem Vogt ein Zeugniß, seines guten Verhaltens und seiner redlichen Aufführung halber, ertheilen sollte. Um dieses begreiflich zu machen, so will ich die Gründe anführen, wodurch die Commissarien bewogen worden, ein solches Urtheil zu fällen. Solche waren 1) der Arrest, womit mein Reitvogt belegt worden, 2) der Verlust seines Credits, und 3) die harte Anklage, welche mein Advocat bey dem Gerichte gegen ihn erhoben hatte. Was

den Arrest betrift, so bedienen sich die Reitvögte insgemein desselben als eines rechten Schlupfwinkels, indem sie es durch ihre Aufführung dahin bringen, daß die Proprietarien dazu zu schreiten genöthiget werden, wodurch sie schon oft ihre Sache gut gemacht haben. Was aber den von mir angelegten Arrest betrift, so war derselbe in der That nichts anders, als daß ich dem Reitvogt ankündigen lies, daß er nicht vom Hofe weichen sollte. Und hiezu war ich um so vielmehr genöthiget, da ich hörte, daß mein Vogt allenthalben herum reisete, um Geld von meinen Schuldnern zu erpressen, wesfalls ich ihm, damit diese Sache nicht noch weiter gehen möchte, nicht nur das fernere Reisen gerichtlich verbieten lassen, sondern auch in gröster Eile eigene Boten nach allen Kaufstädten ausschicken muste, um den Kaufleuten Nachricht zu geben, kein Geld weiter auszuzahlen, bis sie ihre Verschreibungen zurück erhalten. Was den Verlust seines Credits betrift; so erhellet aus dem, was ich angeführet, daß er daran selbst schuld gewesen. Indessen haben die Commissarien dennoch geurtheilet, daß diese beyden Stücke von der Wichtigkeit und Erheblichkeit wären, daß alle die übrigen von mir angeführten und bewiesenen Klagen und Beschwerden dadurch ihre Kraft verlöhren, und gänzlich aufgehoben würden. Die Gründe, wodurch der Sachwalter meines Vogts die gegen denselben angebrachten Klagen zu entkräften und abzulehnen suchte, bestunden hauptsächlich darinn: wenn ich mich über die schlechte Aufsicht auf

mein

mein Getrayde beschweret, und solche bewiesen, so antwortet er, daß es an andern Orten eben so zugehe, und daß dieses eigentlich des Scheunvogts Sache sey. Wenn ich eine Erstattung wegen der Pferde und Schweine ꝛc. gefordert, die er mit meinem Haber und Korn gefuttert, so wird darauf, eben wie auf den ersten Punkt geantwortet. Wenn ich Rechenschaft wegen meiner Kühe gefordert, von denen er anderthalb Jahre den Nutzen gezogen, so heißt es, ich hätte mit ihm deswegen keinen Accord getroffen. Wenn er mehr als die Hälfte von dem Korn und Getrayde, welches vom vorigen Jahre übrig geblieben, verschwiegen und untergeschlagen, so heißt es: er habe es nur vergessen. Und auf gleiche Art ist es ihm entfallen, wenn er in der Rechnung des letzten Jahres Einhundert Reichsthaler Einnahme auf eine feine Art ausgelassen, die Ausgaben aber nur allein angeführet. Wenn ich ihn überführet, daß er nach allen Kaufstädten herum gereiset, um Geld von meinen Schuldnern zu erpressen, und die Empfangsscheine mortificirt, die er mir noch den vorigen Tag gegen Quitung eingeliefert, so sagt der Advocat, daß ihm der Dienst damals vielleicht annoch nicht aufgesagt gewesen. Wenn von der unverantwortlichen Uebermaße die Rede ist, die er sich von den Bauren geben lassen, und ihm solche bewiesen wird, so heißt es in der Beantwortung, daß man dieses mit einem Reitvogt so genau nicht nehmen müste, der nur ein geringes Lohn hätte, (ungeachtet er von mir außer dem Kostgelde und dem Monatskorn jährlich funfzig

Reichsthaler erhalten), daß andre Vögte eben daſſelbe ſtets gethan, und noch täglich thäten, und daß mir meine Güter in demſelben Jahre ein anſehnliches eingebracht, ungeachtet dieſes daher rührte, daß das Korn damahls in doppelt hohem Preiſe war. Wodurch man aber gegentheils am meiſten ausrichtete, ſolches war das gottloſe Argument ad hominem, welches ſchon ſo oft für die Gegenparthey betrübte Wirkungen hervorgebracht, und wovon ich in meinen gedruckten Briefen Erwehnung gethan, nämlich des Gegners ſchlechter Zuſtand und Vermögen, nebſt deſſen Frau und Kindern, womit ein Procurator insgemein ſeinen Vortrag ſchließet, und dieſes auf eine ſo bewegliche Art, daß alles, was ſonſt währenden Proceſſes wieder den Gegentheil angebracht worden, darüber vergeſſen wird. Es iſt gewiß, daß dieſes Argument in der gegenwärtigen Sache von einer großen Wirkung geweſen. Denn an der einen Seite hieß es: Der arme Mann iſt zu beklagen, der nunmehro ſchon ins dritte Jahr ſich nach keinem andern Dienſt umſehen können, und mit ſeiner Frau und fünf Kindern nahrlos ſitzet. An der andern Seite ſagte man: der gute Baron kann eher einen Verluſt leiden, er ſchenkt ja doch ſein Vermögen weg, welches ich täglich hören muß, ſo daß ich, wie ich merke, durch meine Schenkung die Liebe meiner Landsleute mehr verlohren, als gewonnen habe. Ungeachtet demnach dieſe Sache bey der Commiſſion auf eine ſo ganz unerwartete Art und Weiſe ausfiel, ſo trug ich doch anfänglich Bedenken, an ein

höheres

öheres Gericht zu appelliren, weil ich über die-
en langwierigen Proceß schon ganz verdrieslich
eworden war. Jedoch alle vernünftige Leute
ielten dafür, daß ich, ohne mich einer Nach-
ede blos zu stellen, dieses nicht unterlassen könn-
e, weil es eine gemeinschaftliche Sache für alle
Proprietarien wäre, und man gar zu viele Bey-
piele von dem schlechten Verhalten der Reitvögte
ätte. Durch solche Erinnerungen habe ich mich
ndlich bewegen lassen, das von der Commission
efällte Urtheil einer neuen Untersuchung zu
bergeben, in der Hoffnung, daß die neue
Entscheidung anders ausfallen werde, woran
uch alle diejenigen, die das Urtheil und die
Gründe der Commission gelesen, nicht im ge-
ingsten zweifeln, indem darinn eine Kette von
Wiedersprüchen enthalten ist. Inzwischen will
ch doch meine Gedanken bis auf weitern Erfolg
urückhalten, und falls der Ausgang mit meiner
Erwartung nicht übereinstimmen sollte, ganz still
chweigen, zugleich aber auch den Entschluß
assen, künftighin niemahls mehr einen Reitvogt
u verklagen, sondern ich will einem solchen Men-
chen, wenn ich mit ihm nicht zufrieden bin, lieber
leich seinen Abschied geben, und ihn lauffen lassen.
Eben diesen Rath will ich auch allen andern
Proprietarien geben. Wenn Sie, mein Herr,
inmahl einige Augenblicke verderben, und die
Commissionsacten lesen wollen, so will ich ihnen
olche mit der ersten Gelegenheit zuschicken.
Sie werden daraus abnehmen, daß es mit allen
Umständen, die ich ihnen gemeldet, seine voll-

kommene Richtigkeit habe. Zugleich aber werden diese Akten auch zu einem Beweise dienen, daß ich auch in diesem Falle meinen Character behauptet, nämlich ohne die alleräußerste Noth keinen Proceß anzufangen. Was man mir hierbey zur Last legen kann, besteht darinn, daß ich erstlich diesen Vogt gar zu lange in Diensten behalten, und mich dazu durch seiner Frauen Thränen und Versicherung, daß er sich gewiß bessern würde, bewegen lassen; und hiernächst, daß ich keine Commissarien auch an meiner Seite genommen habe. Denn dadurch wurden seine Commissarien Meister von der ganzen Sache, und richteten es also ein, daß, da von allen Schuldposten, welche unter 33 Rthl. sind, nicht appelliret werden kann, sie über einen jeden Post ein besonderes Urtheil fälleten, welches die Gegen-Commissarien an meiner Seite hätten verhindern können. Dieses alles habe ich blos zu dem Ende angeführet, um andere zu warnen, keinesweges aber mich selbst zu beschweren. Ich will blos folgendes Problema anführen: Wenn ein Bedienter sich wegert, auch nur das allergeringste von dem zu erfüllen, was seine Herrschaft von ihm fordert, und er schuldig ist, und die Commissarien, die er selbst erwählet, ihn in den meisten Punkten schuldig finden, kann denn derjenige, der ihn deswegen für Gericht fordert, mit Recht dieserhalb als ein temere litigans angesehen werden?

Mein studiren hat übrigens gegenwärtig wenig mehr zu bedeuten. Die Lust zu studiren vergeht

eht mir immer mehr und mehr, und meine ge-
hwächten Kräfte so wohl, als mein Alter, er-
uben mir weiter keine strenge Arbeit, noch das
eringste Kopfbrechen. Ich sage mit großem
Bedacht, daß mir die Lust zu studiren vergehet,
ndem die meisten Schriften, die zu unsern Zei-
en ans Licht treten, nichts als aufgewärmte
Sachen enthalten. Ich will aber lieber eine auf-
gewärmte Suppe, oder ein wieder warm ge-
nachtes Ragout essen, als einerley Materie so
ft und nur in einem andern Formate lesen.
Was meine Kräfte betrifft, so nehmen solche um
o viel mehr in meinem Alter ab, je mehr ich
olche in meinen jüngern Jahren angestrenget.
Indessen kann ich doch noch nicht über meine Au-
gen klagen, indem ich annoch die kleinste Schrift
ohne Brille lese. Der übrige Theil des Leibes
ber wird täglich schwächer. Insonderheit sind
drey Dinge meiner Gesundheit schädlich, näm-
ich, starke Arbeit, Kälte und Verdruß, und
daher muß ich gegenwärtig mäßig studiren, mich
es Winters bey dem Ofen aufhalten, und mich
n keine Dinge einlassen, welche Verdruß er-
wecken. In Absicht auf den letztern Punkt
finde ich mich nicht so oft mehr, als vorhin, in
dem Collegio ein, wovon ich ein Mitglied bin,
und ich gebe allen denjenigen, welche mit mir
von gleicher Leibesbeschaffenheit und von einem
gleichen Alter sind, den wohlgemeinten Rath,
eben dasselbe zu thun. Denn in dem Collegio,
worinn man in seinen jüngern und männlichen
Jahren mit Ruhm gesessen, und mit Bewunde-

rung angehöret worden, werden die Worte der Alten nicht anders als ein bloßer Schall und als ein Echo angesehen, wovon man täglich Exempel hat. Nachdem ich diesen Grundsatz angenommen,und meine Aufführung in allen Stücken darnach eingerichtet, so haben sich einige darüber gewundert, wie ich mich dennoch in den abgewichenen letzten Jahren mit einer gewissen Art von Aufsicht über den dänischen Schauplatz beladen lassen. Ich habe mich aber um so viel weniger dieser Sorge entziehen können, da ich ein Stifter des dänischen Schauplatzes bin, und selbst so viele Comödien ausgearbeitet habe, mithin einigermaßen Sorge tragen müssen, daß solche gut vorgestellet werden möchten. Doch habe ich mich niemahls mit der Direction selbst befasset, indem ich aus der Erfahrung weis, daß es viel leichter sey, ein Kriegsheer, welches aus allerhand Völkern und Nationen bestehet, als eine Gesellschaft von Comödianten im Zaum zu halten, und die vielen Streitigkeiten, die nachher auch unter den Schauspielern entstanden sind, haben mich gelehret, daß ich wohl gethan, daß ich mich der Hauptdirection über das Theater entschlagen. Ich will aber dieser Streitigkeiten nicht weitläuftiger erwehnen, sondern blos zeigen, was für ein Schicksal meine Comödien auf der gegenwärtig wieder hergestellten dänischen Schaubühne gehabt haben. Da der Geschmack seit zwanzig bis dreyßig Jahren sich in Frankreich in Absicht auf die Schauspiele so sehr verändert, und die neuern Comödien,welche daselbst ans Licht treten,

blos

blos in trocknen Unterredungen bestehen, die in zierlichen Versen abgefaßt sind, so haben viele sich eingebildet, daß dieses also seyn müsse, und daher alle alte Schauspiele, ja so gar auch die Meisterstücke des Moliere verachtet. Unsre jungen reisenden Herren, welche sich allemahl ungemein gelehrig finden lassen, die pariſischen Moden anzunehmen, und auf ihren eignen Geschmack Verzicht zu thun, haben sich gleich in die pariſische Schaubühne verliebt, und bey ihrer Zuhausekunft den neuen französischen Geschmack ihren Landsleuten angenehm zu machen, die alten Comödien aber zu verachten gesuchet, von denen sie vorgegeben, daß sie zu Paris bereits längstens aus der Mode gekommen. Und weil dieses Argument jederzeit von einem großen Gewichte in den nordischen Ländern gewesen, so haben sie nicht viele Mühe gehabt, Proselyten zu machen, welche mit einem großen Eifer diese neue Lehre fortgepflanzet, und ungeachtet sie auf die gegründeten Vorstellungen, die man ihnen von der Vortreflichkeit der alten Schauspiele gemacht, nichts anders antworten können, als daß solche für die Zeiten, worinn sie verfertiget und aufgeführet worden, sehr gut gewesen, gegenwärtig aber diesen Ruhm nicht mehr behaupten könnten, so haben sie dennoch zu der erfolgten Veränderung durch ihr ungegründetes Urtheil nicht wenig beygetragen. Moliere ward also nebst unsern Originalstücken, die nach dem Plan des Moliere ausgearbeitet waren, an die Seite gelegt. Ein de Touche aber, und andre Ver-

fasser von dergleichen Gelichter erhielten deren Stelle wieder. Man war überall bemühet, neue Stücke zu übersetzen, die man dazu aus Frankreich verschrieb, und wovon man eine zahlreiche Menge erhielte, indem ein jeder sich nunmehro für fähig genug hält, ein gutes Schauspiel zu verfertigen. Und weil diejenigen, welche die Aufsicht über den dänischen Schauplatz hatten, selbst von diesem neuen Geschmacke eingenommen waren, so wurden unsre besten Originalstücke eine Zeitlang ganz bey seite gesetzt, und die ansehnlichsten von unsern Comödien, als der politische Kanngießer, Jean de France ꝛc. fast in zwey Jahren nicht auf dem dänischen Schauplatz vorgestellt. Wie aber dieser Paroxysmus ausgeraset hatte, und die Leute anfiengen, selbst zu urtheilen, und zu untersuchen, ob dieser neue Geschmack natürlich sey oder nicht, so veränderte sich die Scene gänzlich, die Zuschauer verlangten die alten Stücke wieder zu sehen, welche nachher mit dem grösten Beyfall aufgeführet wurden, und noch gegenwärtig, so oft sie auf der Schaubühne erscheinen, eine Menge von Zuschauern an sich ziehen. Die erste Probe ward mit dem politischen Kanngießer gemacht, welches Stück man am meisten verachtet, und als ein gemeines und niederträchtiges Stück abgemahlet hatte, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die Personen, welche darinn vorkommen, bürgerlichen Standes sind; gerade als wenn ein Schauspiel den Namen eines vollkommenen und regulmäßigen Schauspiels nicht

diente, wo nicht die darinn auftretenden Per-
ien lauter Marquisen und vornehme Herren
d. Weil die Absicht dieser Comödie ist, über
n gemeinen Mann zu spotten, der in den
ichsstädten sich über die Anstalten der Obrigkeit
f hält, und man darinn zu zeigen sich vorge-
nmen, daß wenn einem Bürger oder Hand-
rker, der seiner Einbildung nach ein großer
taatsmann ist, selbst ein Amt anvertrauet
d, derselbe sich alsdenn selbst kennen lernet,
d einsiehet, daß es leichter sey, über einen
euermann sich aufzuhalten, als selbst das Ru-
zu führen, so konnten in einem solchen Schau-
l, welches die itztbeschriebene Absicht hatte,
möglich andre Personen auftreten, als darinn
rklich vorgestellet worden. Eben dieses gilt
ch von der von mir verfertigten Comödie, Jean
France, welches sich über diejenigen jungen
irgerssöhne aufhält, die von Paris als große
rren zurück kommen, und sowohl ihren Stand
ihr Vaterland verachten. Uebrigens kann
n eine wichtige Ursache angeben, wesfalls
hwendig nur Personen von mittlerm Stande
nsern dänischen Schauspielen auftreten kön-
, indem bey uns die Anzahl der Grafen, Frey-
rn, und anderer Standespersonen nicht so
ß ist, wie in Frankreich, wo alles von sol-
n Männern wimmelt. Ein jeder würde
daran stoßen, wenn solche Personen öfters
r in Dännemark auf dem Schauplatze vorge-
let würden. Wollte man sich aber der Etats,
stitz und Kanzleyräthe bedienen, von denen

wir

wir einen ansehnlichen Vorrath haben, so würde dieses ein noch größeres Aufsehen verursachen. Uebrigens ist es ausgemacht, daß wenn die Charaktere nur wohl ausgeführt sind, der Stand der Personen wenig oder nichts zur Sache thut; und es ist dieses blos eine französische Grille, welcher man so wenig zu folgen verbunden ist, als daß man die Gewohnheit zu beobachten nöthig hat, daß ein Schauspiel sich allemahl mit einer Liebesgeschichte und mit einer Hochzeit endigen müsse. Nicht die Phantasie einer flüchtigen Nation, sondern die gesunde Vernunft muß die Regul seyn, nach welcher wir unsre Gedanken, unser Vornehmen und unser Leben einrichten müssen. Ich richte mich niemals nach einigen Gewohnheiten, so allgemein dieselben sonst auch immer seyn mögen, wenn ich finde, daß solche unvernünftig und übel gegründet sind. In der Absicht habe ich öfters angerathen, Verse ohne Reime zu machen, und Trauerspiele in ungebundener Rede zu schreiben. Ich selbst habe verschiedene Comödien verfertiget, worinn so wenig von der Liebe, als von einer Hochzeit etwas vorkommt, und weil dieselben bey vernünftigen Zuschauern einen eben so großen, ja fast noch größern Beyfall gefunden, als diejenigen, die nach dem gewöhnlichen Plan eingerichtet werden, so kann ich einigermaßen mit Recht sagen, daß ich der Stifter einer neuen Art von Schauspielen gewesen, und die alten griechischen Schauspiele wieder erneuert habe. Diejenigen von meinen Comödien, worinn keine Liebeshändel vor-

orkommen, sind Jeppe auf dem Berge, oder der
erwandelte Bauer, die Wochenstube, das ara-
ische Pulver, Ulysses, die Zauberey oder der
linde Lärm, der zum Pfande gesetzte Bauer-
nabe; und endlich Plutus, welches die schönste
Komödie unter allen ist, die ich verfertiget habe.
Denn ungeachtet die Moral darinn stärker, als
emahls in einem andern Schauspiel, so viel mir
eren bekannt sind, vorgetragen worden, so hat
olche dennoch alten und jungen, muntern und
rnsthaften, hohen und niedrigen Personen ge-
allen, und zwar in Absicht auf einige muntre
luftritte, die darinn vorkommen, welche eben
ieselbe Wirkung, wie das Gold bey bittern
Pillen gehabt haben. Denn wenn man dieses
nicht bey moralischen Schauspielen beobachtet,
o tragen sie, so künstlich sie auch sonst immer
ingerichtet seyn mögen, dennoch dem Schau-
latz sehr wenig ein. Der Misanthrope des
Moliere, welches sein Meisterstück ist, kann hie-
on einen unverwerflichen Beweis abgeben.
Dieses Stück wird von allen gerühmet, von
venigen aber angesehen, wenn es aufgeführet
vird. Indessen haben doch auch einige prächti-
ge Vorstellungen, die in dem Plutus vorkom-
nen, nicht wenig zu dem Beyfall beygetragen,
womit dieses Stück aufgenommen worden.
Denn solche haben sowohl die Sinnen, als die
Augen um so viel mehr vergnügt, als sie ganz
natürlich aus dem Stücke selbst fließen, und es
damit eine ganz andere Beschaffenheit, als mit
den Aufzügen hat, die in dem bürgerlichen Edel-

mann,

mann, in dem eingebildeten Kranken ꝛc. vorkommen, welche nicht anders, als bloße Gaukeleyen betrachtet werden können. Nichts destoweniger haben doch einige französische Comödianten, oder einige französisch gesinnte Dänen, die den glücklichen Fortgang des dänischen Schauplatzes mit scheelen Augen angesehen, dieses ansehnliche Stück sehr kaltsinnig beurtheilet. Weil aber keiner von diesen allen für einen geschickten Richter in diesem Stücke gehalten werden kann, so hat niemand auf diese ungegründeten Urtheile im allergeringsten geachtet, wodurch dieses Stück überhaupt, in Absicht auf seinen Wehrt, weder etwas gewinnet noch verlieret. Diese Comödie ist übrigens die letzte von allen, welche ich geschrieben, und ist in einem solchen Alter abgefaßt, welches, wie man sonst insgemein glaubt, nicht mehr geschickt ist, Werke von dergleichen Inhalte auszuarbeiten. Ich nähere mich nun bereits meinem siebzigsten Jahre, und habe es nächst GOtt lediglich meiner Diät und meinem ordentlichen Leben zuzuschreiben, daß ich ein so hohes Alter erreicht, und unter zwölf Geschwistern annoch allein übrig bin. Wenn ich mich nicht wohl befinde, so brauche ich keine Arzeney, sondern ich enthalte mich blos desjenigen, was mir schädlich seyn kann, und lasse übrigens die Natur rathen. Denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich niemahls die geringste Wirkung von Pulver oder Tropfen empfunden, und daher bin ich auf die Gedanken gerathen, daß meine Natur keinen Arzt oder Wundarzt zulassen, sondern

ondern freye Hände haben, und allein rathen vill. Man sagt zwar insgemein, daß man der Natur durch Arzeneyen zu Hülfe kommen müsse. Allein es ist noch nicht ausgemacht, ob die Natur dadurch in ihren Verrichtungen mehr verwirrt, oder aufgeholfen wird; und es ist hiemit fast eben so beschaffen, als wenn man sich bey einer Krankheit eines geschickten Arztes und eines Quacksalbers zugleich bedienet. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um die Arzeneykunst dadurch zu verachten. Ich sage blos, was ich durch eine lange Erfahrung bey mir selbst angemerkt, und rathe übrigens niemanden ab, sich der Tropfen und Pulver zu bedienen, insonderheit wenn er ein großes Vertrauen zu seinem Arzte hat, welches öfters mehr hilft, als eine ganze Apotheke.

Wenn sie diesen Brief zu meinen bereits gedruckten lateinischen Briefen legen, so haben sie meinen ganzen Lebenslauf. Denn in dem Alter, worinn ich mich gegenwärtig befinde, kann nichts merkwürdiges sonderlich mit mir weiter vorgehen, wo sie sich nicht nach den Krankheiten und Schwachheiten erkundigen wollen, die ich täglich empfinde, und welche das Alter mit sich führet; welches einem Leser eben so wenig angenehm zu lesen, als mir zu schreiben seyn kann. In meiner gewöhnlichen Lebensart geht nicht die geringste Veränderung vor. Denn ich führe mich noch auf eben dieselbe Art auf, und kleide mich annoch eben so, wie vor vierzig Jahren.

Mein

Mein Geschmack ist annoch eben derselbe, und ich richte mich noch eben so wenig, wie vormals, nach dem Geschmack anderer Leute, weil ich aus langer Erfahrung weis, daß solcher mehr auf eine ungegründete Gewohnheit, als auf die Natur beruhet,und hierauf gründen sich die Urtheile, welche ich in meinen Schriften so oft wieder die gemeine Meynung anderer Leute gefället. Ich bin mit dem geringen Namen vergnügt, den ich mir in der gelehrten Welt erworben habe, und bekümmere mich nicht darum, daß man meine Schriften hin und wieder kaltsinnig beurtheilet. Nur dieses einzige hat mich in einige Verwunderung gesetzet, daß der Ruhm, den man sonst meinen Schriften beyzulegen gewohnt gewesen, durch meine Standesveränderung in etwas vermindert worden. Sie wundern sich übrigens, mein Herr, und nicht ohne allen Grund, daß ich mich erkühnet habe, einige Schriften in der französischen Sprache abzufassen, welche heutiges Tages so genau untersucht, und so scharf beurtheilet wird, daß wenige gelehrte französische Skribenten selbst der Welt zu Danke schreiben können. Sie glauben daher auch, daß ich besser gethan haben würde, wenn ich mich der Hülfe eines französischen Sprachmeisters bedienet hätte. Ich habe dieses würklich mit einigen wenigen Blättern gethan. Ich habe aber gemerkt, daß die ganze Verbesserung in einer bloßen Pedanterie, und in ganz überflüßigen Anmerkungen bestanden. Denn so bald ein Franzose weis, daß eine Schrift von einem Fremden verfertiget wor-

den,

en, so glaubt er in einer jeden Linie Fehler zu nden. Um dieses zu beweisen, habe ich einmahl lbst einige Seiten aus einem unverwerflichen fran- ösischen Schriftsteller abgeschrieben, und solche ür meine eigene Arbeit ausgegeben. Ich habe ber auch würklich befunden, daß diejenigen, de- en ich diese Stelle zum Nachsehen übergeben, leichfalls sehr vieles darinn ausgestrichen und erändert, weil sie geglaubt, daß ich der Ver- sser sey; und daher habe ich mich nicht der Beyhülfe eines Sprachmeisters bedienen wollen, odurch man nur mehr verwirrt als erbauet ird. Man treibt heutiges Tages die Bemü- ung, die französische Sprache rein und zierlich u schreiben, in Frankreich so weit, daß die Nation adurch fast lächerlich wird. Insonderheit aber be- erkt man, daß die so genannten demi-savans der die Halbgelehrten die allerunbarmherzigsten richter sind. Ich bin ꝛc.

Der zweyte Brief (*).

Mein Herr.

Ich habe dero unterm 27 des Brachmonaths (a) an mich abgelassenes angenehmes Schreiben am 3 des Heumonaths (b) wohl erhalten, und daraus ersehen, wie dieselben eine Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand unsrer hohen Schule (c) zu haben wünschen, ob man in dem bevorstehenden Sommer hoffen könne, verschiedene gelehrte Männer entweder in der Gottesgelahrtheit (d), oder den weltlichen Rechten (e), oder auch in der Artzneykunst (f) auf die Doctorstuffe (g) erhoben zu sehen. Sie ver-

(*) Herr Baron von Holberg spottet in diesem Briefe über diejenigen, welche durchaus kein fremdes Wort dulden wollen, sondern alle und jede, aus einer andern Sprache entlehnten Wörter, die durch den langen Gebrauch bereits angenommen und ganz verständlich sind, dennoch in ihre Muttersprache übersetzen, und dadurch unverständlich werden. So übertrieben allerdings bey einigen diese Bemühung ist, insonderheit in der Artzneykunst und Anatomie, wo man ein besonderes Wörterbuch nöthig hat, um die neugeschaffenen Wörter zu verstehen, so ist dennoch diese Bemühung, wenn sie in ihren Schranken bleibet, überhaupt nicht zu tadeln.

(a) Junius. (b) Julius. (c) Akademie.
(d) Theologie. (e) Jurisprudenz. (f) Medicin.
(g) Zu Doctoribus creiret.

verlangen gleichfalls zu wissen, wie viele Meister der weltlichen Weisheit (h), imgleichen wie viele mit Lorbeer gekrönte (i) Personen in dem abgewichenen Frühjahr erschaffen (k) worden. Und endlich wünschen sie zu erfahren, wer in diesem Jahre der Vorsteher der hohen Schule (l) und das Haupt der weltlichen Weisheit (m) sey, und was etwa sonst neues in unsrer gelehrten Freystadt (n) vorgefallen. Ich bin aber nicht so glücklich, daß ich Ihnen für diesesmahl von allem eine ausführliche Nachricht ertheilen kann, indem in grossen Hauptstädten jederzeit allerhand Begebenheiten vorfallen, die das Studiren hindern, und verursachen, daß wir die gelehrten Sachen darüber aus der Acht lassen, und wie ein gelehrter Schriftsteller (n) sagt, uns allen Umgang mit den neun Musen benehmen. Denn man hört in grossen Städten von nichts anders, als Tanzversamlungen (o), vermummten Lustbarkeiten (p), Schauspielen (q), von Handel und Abkürzungen (r), von der Verzehrung (s), vom Krieg und Frieden, von Angreifungs- und Vertheidigungsbündnissen (t) und andern dergleichen Dingen, die den Ohren eines Weltweisen (u) unerträglich sind. Den einen Schriftsteller (v), den sie von mir verlangen, habe ich jemanden gelie-

 hen,

(h) Magistri Philosophiä. (i) Baccalaurei. (k) creiret. (l) Rector. (m) Decanus. (n) Respublica literaria. (n) Autor. (o) Ball. (p) Masqueraden. (q) Comödien. (r) Accise. (s) Consumtion. (t) Offensiv- und Defensiv-Allianzen. (u) Philosoph. (v) Autor.

hen, dessen Namen ich aber nicht mehr weis, das andre Buch aber, welches sie haben wollen, ist in meinem ganzen Büchersaal (w) nicht zu finden. Die Schrift aber, welche von den Thaten der Pflanzen (x) handelt, stehet gerne zu Diensten. Ich habe indessen die beyden erstern Bücher nebst den andern französischen Schriftstellern wieder verschrieben, und erwarte sie im nächstbevorstehenden Sommer mit einer Schifsgelegenheit im Heumonath. (y) Ich muß ihnen annoch schliesslich melden, daß zweene berühmte Männer unlängst mit Tode abgegangen. Der eine ist Hr. A. B. der eine grosse Wissenschaft in der Sternkunde (z) besaß, der andre aber Herr C. D. der sich stark auf die Alterthümer (a) legte, und dabey ein grosser Dichter (b) war. Ich bin ꝛc.

Copenhagen

Im Jahr nach unsers Gesalbten (c) Geburt 1750 den 4 des Weinmonats. (d)

N. S.

Die gelehrte Streitschrift (e), die unlängst in dem obersten Hörsaal (f) gehalten worden, will ich nächstens übersenden.

(w) Bibliothek. (x) Historia Plantarum.
(y) Julius. (z) Astronomie.
(a) Antiquitäten. (b) Poet. (c) Christi.
(d) October. (e) Disputation. (f) Auditorio superiori.

Der

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln es an der mir zugesandten Schrift, daß der Verfasser derselben zu verschiedenen mahlen sich der Worte, die unendlich grosse Welt, bedienet, und halten einen solchen Ausdruck einem Christen für unanständig; indem man die Welt, wenn man sie unendlich nennet, für Gott selbst hält, und dadurch die Lehre des Spinoza einführet. Sie werden es mir aber erlauben, ihnen zu sagen, daß dieses oder jenes Ausdrucks wegen, der in einer Schrift vorkommt, man die ganze Ausführung nicht so gleich verdammen, sondern solche erstlich ganz durchlesen, und in ihrem ganzen Umfange übersehen müsse, ehe man ein Urtheil darüber fället. Und alsdenn werden sie finden, daß, da der Verfasser an verschiedenen Orten in seiner Schrift GOtt von der Welt unterscheidet, und ihm die Schöpfung der Welt zuschreibet, derselbe nichts anders, als die dem Anschein nach als unendlich anzusehende Welt verstehe. Indessen scheinet doch der grosse englische Astronomus, Edmund Halley hierinn zu weit zu gehen, daß man ihn nicht wohl entschuldigen kann, ungeachtet er von der Unendlichkeit der Welt als von einer blos wahrscheinlichen Meynung redet. Seine

Worte sind folgende: Man glaubt, daß das System der Welt, nach dem Begrif, den wir gegenwärtig davon haben, den ganzen Raum einnimt, und daß sie daher wirklich unendlich sey. Die Betrachtung der Fixsterne, die wir durch Hülfe der Ferngläser als grössere und kleinere erblicken, scheinen die Meynung von der Unendlichkeit der Welt zu bestärken. In Wahrheit, wenn das System der Welt eingeschränkt ist, so würde, wie gros man sich auch die Ausdehnung vorstellen mag, dieselbe dennoch nicht mehr, als einen kleinen Punkt begreifen, wenn man solche mit dem unendlich leeren Raum in Vergleichung stellet, womit die Welt solchergestalt von allen Seiten müste umringet seyn, und auf diese Art müsten die äussersten Sterne durch ihre Schwere sich denjenigen nähern, die nahe bey dem Mittelpunkte sind, ja sie würden sich solchergestalt endlich mit ihnen vereinigen. Dahingegen, wenn die Welt unendlich ist, so bleiben alle ihre Theile in ihrem Gleichgewichte, und demzufolge behält ein jeder Fixstern seinen Platz, oder beweget sich, bis er einen Platz findet, wo er kraft sothanen Gleichgewichts ruhen kann. Daher halten auch einige dafür, daß die Meynung von der Unendlichkeit der Welt nicht übel gegründet sey.

So

So weit beregter Autor; Zu dessen Entschuldi-
gung man sagen kann, daß er diese Lehre nicht
für seine eigne ausgiebt, sondern blos sagt, daß
viele dieselbe nicht für ganz ungegründet hielten.
Man kann auch nicht läugnen, daß darinn eini-
ge Wahrscheinlichkeit enthalten ist, wenn es fest
stehet, daß die Sterne dadurch in einem Gleich-
gewicht erhalten werden, daß der eine auf den an-
dern von allen Seiten gedruckt wird. Aber die
Religion erlaubet nicht, daß man, um das
System des Neutons zu erhalten, die Welt zu
einem unermeslichen Gott macht, nnd die erschaf-
fenen Dinge mit dem Schöpfer vermenget.
Ich bin ꝛc.

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Man hat über die Königliche Preußische Verordnung, worinn einem jeden die vollkommene Gewissensfreyheit verstattet wird, allerhand Anmerkungen gemacht. Die hitzigen Gottesgelehrten sind damit um so viel weniger zufrieden, weil sie dafür halten, daß dadurch zu Streit, Uneinigkeit und Verwirrung in einer Societät Anlaß und Gelegenheit gegeben würde, ungeachtet die Erfahrung zeiget, daß dieses nicht von den verschiedenen Religionssecten, sondern allein von den Verfolgungen herrühret. Von sanftmüthigern Gottesgelehrten aber wird diese Verordnung gepriesen, nur haben selbige dieses Bedenken dabey, ob solche nicht ein wenig zu weit ausgedehnt worden, und sie verlangen zu wissen, ob auch die Socinianer, Naturalisten und Schwärmer mit darunter begriffen wären. Es ist kein Zweifel, daß auch diese eben so wohl als Juden und Mahometaner mit eingeschlossen worden, weil die Absicht der Verordnung einzig und allein zu seyn scheinet, daß niemand, was er auch sonst immer für eine Meynung in Absicht auf die Religion haben mag, dennoch nicht für ein unwürdig Mitglied in einer Societät gehalten werden solle, wenn er sich als ein redlicher Unterthan

:than und als ein guter Bürger aufführet, in-
m weder die Regierung noch seine Mitbürger
was dadurch einbüßen, daß er eine Sache nicht
if eben dieselbe Art, wie der andre, begreift, und
en so wenig dadurch Schaden leiden, als es ei-
:m Bürger zum Nachtheil gereichet, daß sein
Mitbürger einen Flecken am Auge hat, oder nicht
harf siehet. Wenn man aber frägt: wird eine
Societät nicht beunruhiget, wenn solche Leute,
e ihnen gegönnte Freyheit übel anwenden, und
re Meinungen andern wieder beyzubringen, und
lenthalben auszustreuen suchen; so muß man
ieses allerdings mit ja beantworten. Aus die-
m Grunde aber werden daher auch diese Men-
hen nicht mit unter der Verordnung begriffen,
ls deren Absicht dahin gehet, Friede und Ruhe
1 handhaben, welche sie aber als unruhige Bür-
er zu stören suchen. Man hält zwar insgemein
afür, daß die Römischgesinnten, welche nach
yren Religionssätzen verbunden sind, andern
yre Lehre beyzubringen, sich dessen nicht enthal-
en können, und man führt zum Beweis dieses
Satzes ihre Aufführung in England an. Man
ann aber dagegen einwenden, daß die Toleranz
n diesem Reich sich nicht so weit, als in den ver-
inigten Provintzen erstrecket; wesfalls denn auch
)er Erfolg an beyden Orten nicht gleich gewesen.
Uebrigens gestehe ich gerne, daß in einem jeden
ande, wo allen Secten die Gewissensfreyheit
)erstattet wird, man besonders auf die Römisch-
gesinnten und Schwärmer ein wachsahmes Auge
yaben müsse, und zwar auf die ersten, aus der be-

reits gemeldeten Ursache, und auf die letzten, weil sie allein durch ihre Leidenschaften zu allem, was sie thun, getrieben werden, indem sie solche für göttliche Eingebungen halten, und sich den Gesetzen des Landes nicht unterwerfen wollen, welche nach ihrer Einbildung dagegen streiten. Indessen siehet man doch, daß in Holland weder die eine noch die andere Secte einige Unruhe verursachet, welches man den vernünftigen Anstalten der Obrigkeit beymessen muß. Ich will bey dem Beschluß dieses Briefes das Bedenken eines englischen orthodoxen Gottesgelehrten über die Toleranz anführen. Ungeachtet, sagt er, das Pabstthum, welches zu den Zeiten der gröbsten Unwissenheit empor gekommen, nicht anders als eine Sammlung von solchen Meynungen angesehen werden kann, welche wieder die heilige Schrift streiten, so wollten wir doch, wenn es diejenigen, die diese Religion bekennen, blos allein dabey bewenden liessen, daß sie ihre Sätze glaubten, ohne solche andern durch Macht und List wieder aufzudringen, an statt sie zu hassen oder zu verfolgen, blos allein Mitleiden mit ihnen haben. Denn man muß mit denjenigen, welche irrige Meynungen hegen, eben wie mit solchen Leuten umgehen, welche wahnsinnig sind. So lange diese niemanden beunruhigen, so muß man ihnen sanftmüthig begegnen. Man muß sie nicht binden, noch

ins

ꝛ Gefängniß werfen, ehe sie anfangen
ewalt auszuüben, und andre zu beschä-
gen. Ein Römischgesinnter kann glau-
n, daß das geweihete Brod, Fleisch und
lut zugleich enthalte, wenn er mir nur
cht anmuthet, ein gleiches zu glauben.
Wenn er aus Aberglauben dasjenige anbe-
, was er mit seinem Munde genießet,
wird mir eine solche Lehre dadurch noch
n so vielmehr zuwider. Nichtsdestowe-
ger, wenn er mir erlaubet, den Aller-
chsten auf eine der heiligen Schrift ge-
äßere Art zu verehren, so werde ich ihn
ar als einen Irrgläubigen betrachten,
id wenn ich ihn nicht bekehren kann, mich
ran begnügen lassen, für ihn zu beten.
Wenn aber jemand, der eine solche wiedri-
Lehre führet, mich für einen Ketzer hält,
id sowohl die geistliche als weltliche Macht
gen mich zu bewafnen suchet, um mich mei-
r Freyheit, meines Vermögens, meiner
hre und meines Lebens zu berauben, so
uß ich mich auch gegen ihn wafnen, weil
mich zu einer fremden, und wieder meine
leberzeugung streitenden Lehre zwingen,
nd mir nicht gönnen will, in Frieden zu
ben. Wenn man mich in den Bann thut,
verachte ich solches, wenn die Excommu-
ication blos allein auf das Geistliche sich

erstre-

erſtrecket. Wenn ſelbige aber mit Beraubung der Güter, mit Gefängniß und Tod begleitet wird, ſo kann ich nicht umhin, ſolchen Leuten den Krieg anzukündigen, welche mein zeitliches und ewiges Verderben ſuchen. Man kann hieraus abnehmen, was ein billiger und ſanftmüthiger Gottesgelehrter in Abſicht auf die Toleranz urtheilet, und billig urtheilen muß, wie weit ſich ſolche erſtrecke, und daß man keine Gewalt, außer wieder diejenigen, gebrauchen müße, die das Schwerdt zuerſt ziehen, und einen Staat zu beunruhigen ſuchen, worinn ihnen die Gewißensfreyheit vergönnet worden. Und es iſt kein Zweifel, daß die Königliche Preußiſche Verordnung nicht eben dieſelbe Abſicht haben ſollte. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Sie haben die Absicht meines jüngsten an Sie abgelassenen Schreibens errathen, daß solches aus keiner andern sicht entworfen worden, als um über das unründete Vornehmen derjenigen zu spotten, sich mit so vielem Eifer bemühen, alle frem- obgleich vorher allenthalben angenommene verständliche Wörter zu verbannen, und an en statt andre einzuschieben, welche so wenig, ne Beyhülfe eines Wörterbuchs, verstanden rden können, als sonst die Sache auszudrücken chickt sind. Verschiedene haben sich über diese ine Erinnerungen aufgehalten, insonderheit ist ses von einem Holländer, und zwar in solchen ben Ausdrücken geschehen, die einem Matro- und Schuytenfahrer nicht einmahl, geschwei- denn einem gelehrten Manne anständig sind, d daher auch von mir keiner Antwort wehrt chtet worden. Ein andrer vernünftiger Hol- ndischer Schriftsteller, der einige von meinen chriften übersetzt, hat mich hinwieder vertheiget, so daß daraus erhellet, daß alle Holländer diesem Stücke nicht mit einander einig sind. h lasse einen jeden in seiner Sprache schreiben, d gönne allen die Freyheit, die Sprache so viel

zu verbessern als ihnen beliebet. Meine Erinnerungen betreffen blos meine Landesleute, welche, wie ich bemerkt, den Fremden in diesem Stücke nachäffen. Denn so habe ich vor kurzer Zeit in einigen dänischen Schriften verschiedene solche fremde Wörter angetroffen, als Büchersaal für Bibliotheck, und Hörsaal für Auditorium, welches beydes unverständlich und noch dazu zweydeutig ist, insonderheit das letzte. Denn durch einen Hörsaal kann ich auch ein großes Zimmer verstehen, worinn Flachs und Hanf aufbewahret wird, weil Hör in der dänischen Sprache Flachs oder Hanf bedeutet. Ich bin ꝛc.

Der sechste Brief.

Mein Herr,

Der Kunst, Gold zu machen und in der Luft zu fliegen ist von den Menschen bereits lange vergebens nachgetrachtet worn. Aus der Erzählung, die ich letzthin von nen nicht ohne Verwunderung gehöret, erhelt aufs deutlichste, daß einige Leute annoch die örichte Vorstellung nicht fahren lassen, daß das ztere nicht ganz unmöglich sey, und daß ein Nensch durch angesetzte künstliche Flügel sich auf en dieselbe Art, wie ein Vogel mit seinen ihm n der Natur verliehenen Flügeln, sich aufwärts hwingen und davon fliegen könne. Wenn aber rgleichen thörichte Menschen nur bedenken öchten, was für ein grosser Unterscheid unter en schweren Körpern der Menschen und unter en leichten Leibern der Vögel sey, imgleichen ie der Bau der Flügel bey den Vögeln und der Schwanz beschaffen ist, dessen sich ein Vogel als nes Ruders bedienet, und was es mit den anern Eigenschaften für eine Bewandniß hat, woit die Natur sie begabet, so würden sie von eiem so seltsamen Vorhaben abstehen, welches icht nur an und für sich selbst unmöglich ist, ndern auch überdem mehr Schaden als Nutzen, eben dieselbe Wirkung, wie das Goldmachen

haben

haben würde, wovon ich in einem andern Briefe umständlicher gehandelt habe. Es ist daher wahrscheinlich, daß GOtt zum Besten des menschlichen Geschlechts diese Sache unmöglich gemacht habe. Denn wenn die Menschen lernen könnten, zu fliegen, so würde der ganze Erdkreis eine andre Gestalt gewinnen. Die Menschen müsten Städte und Dörfer verlassen und sich nach dem Beyspiel der Raubvögel in Höhlen eingraben, indem Mauren und Graben einen Menschen wieder die Gewalt des andern zu vertheidigen, sodann nicht weiter vermögend seyn würden. Die Reiche, die Gesellschaften und die getroffenen Bündnisse würden gänzlich aufhören, weil sie weiter nicht den geringsten Nutzen haben würden, und man würde die Menschen entweder in Höhlen, oder auf den Spitzen der Berge sehen, von denen sie, um zu rauben, hernieder fliegen, und sich mit dem gemachten Raube wieder zurück begeben würden, und der Vorzug, den die Menschen den Thieren misgönnen, würde ihnen selbst auf solche Art zum Verderben gereichen. Ich bin ꝛc.

Der

Der siebende Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen die Ursache zu wissen, warum auf unserm Schauplatz keine Trauerspiele aufgeführet werden. Es ist diese Frage schon von mehrern aufgeworfen worden, und einige meynen die Ursache darinn zu finden, daß unsre Schauspieler nicht die gehörige Geschicklichkeit besäßen, eine Tragödie aufzuführen. Allein diese Meinung hat keinen Grund, nachdem man wahrgenommen, mit welchem glücklichen Erfolg die tragischen Scenen, die in meiner Melampe vorkommen, vorgestellet worden. Ich glaube aber, daß die wahre und eigentliche Ursache hierinn bestehe: Die Trauerspiele müssen, der eingeführten Gewohnheit nach, in gebundener Rede abgefaßt seyn. Dazu aber wird viele Zeit und eine nicht geringe Arbeit erfordert, und der Schauplatz wird zugleich in große Kosten gesetzet, indem man für einen weit geringern Preis zehn Komödien, als ein einziges Trauerspiel haben kann. Dieses könnte indessen doch geändert werden, wenn man es wagen dürfte, Trauerspiele in ungebundener Rede zu schreiben. Ich sage, mit gutem Vorbedacht, wenn man es wagen dürfte. Denn dieses wird allein durch eine

gewisse angenommene Gewohnheit verboten, davon man keine hinlängliche Ursache angeben kann. Der berühmte **Voltaire** redet in seinem Bedenken über die Trauerspiele folgender gestalt hievon: **Man hat es versucht, Trauerspiele in ungebundener Rede zu verfertigen, aber ich glaube nicht, daß ein solches Unternehmen jemals Beyfall finden dürfte. Wenn jemand unter Rubens oder des Veronese Gemählde seine eigene Schildereyen setzen wollte, die mit der Feder oder mit Kreide verfertiget, oder gezeichnet worden, so würde ein jeder es einem solchen Menschen als eine Thorheit auslegen, daß er seine Arbeit mit den Meisterstücken dieser großen Künstler vergleichen wollte. Man ist bey großen Fryerlichkeiten des Tanzes und der Musik gewohnt. Wenn man aber an dessen statt allein herum gehen und mit einander reden, zugleich aber auch vorgeben wollte, daß dieses eben so angenehm, und insonderheit leichter und der Natur gemäßer sey, so würde man sich in seinen Gedanken betrügen.** Aber man kann hierauf erwiedern, daß aus diesen Gleichnissen keinesweges die Nothwendigkeit und der Vorzug der Dichtkunst in Trauerspielen erhelle. Denn man kann in ungebundener Rede seine Gedanken eben so hoch und

präch-

ächtig, wo nicht noch erhabener, als in Verſen
isdrücken, ja man kann die Materie weit ſchö-
r und reicher einkleiden, wenn der Geiſt nicht
ırch die Verſe und durch den Reim gebunden und
ngeſchränkt wird. Und daher kann eine unge-
ındene Rede nicht als ein mit Kreide gezeichnetes
Stück gegen die Meiſterſtücke des Rubens oder
)aul Veroneſe angeſehen werden. Wenn man
y großen Feyerlichkeiten nicht mit eben demſelben
ergnügen blos herum gehet, und mit einander
richt, als man ſinget und tanzet, ſo iſt dieſes
)ar in ſo weit gewiß, aber ſo iſt der Unterſcheid
ıter der gebundenen und ungebundenen Schreib-
t nicht beſchaffen. Denn weil in beyden Fällen
e Schreibart mit hohen und erhabenen Gedan-
n angefüllt ſeyn kann, und eine ungebundene
:ede die Zuhörer eben ſo ſehr zu bewegen vermö-
nd iſt, als ein Gedichte, ſo kann man hier keinen
eitern Unterſcheid annehmen, als der unter ei-
m Rigadon, oder einer Folie d' Eſpagne und
ıter einem engliſchen Tanze befindlich iſt, wel-
e beyde Tänze man zwar mit gleichem Vergnü-
n tanzet, wenn die Muſik gleich gut iſt, den
ztern aber doch vorzieht, weil der erſte ganz aus
:r Mode gekommen, und man gegenwärtig
ichts als Menuetten, engliſche und polniſche
:änze liebet, weil dieſe mit mehrerer Gemächlich-
:it getanzet werden können, da man bey jenen
ingegen auf Stelzen zu gehen ſcheinet. Viele
)inge gründen ſich einzig und allein auf die Ge-
)hnheit. Vielleicht höret man nach zehn bis

zwanzig Jahren ein Trauerspiel in Versen mit eben so vieler Kaltsinnigkeit an, als man gegenwärtig gähnet, wenn solches in ungebundener Rede abgefaßt worden. Man lacht gegenwärtig über die gereimten lateinischen Verse, die man in dem mittlern Alter so sehr hoch zu schätzen pflegte. Die Engländer und Italiener lassen gegenwärtig schon die Reime weg, und ihre reimlosen Gedichte werden mit eben demselben Vergnügen, wie die gereimten, gelesen. Wenn nur einige ansehnliche französische Schriftsteller erstlich den Anfang machten, Trauerspiele in ungebundener Rede auszuarbeiten, und das Parterre in Paris dazu angewöhnten, daß solches einen Geschmack daran fünde, so würden die nordischen Völker, die den Franzosen in allen Stücken getreulich nachahmen, innerhalb einer kurzen Zeit über die in gereimten Versen abgefaßten Tragödien eben so sehr spotten, als sie dieses gegenwärtig über diejenigen zu thun gewohnt sind, die in ungebundener Schreibart abgefaßt worden. Ich bin ꝛc.

Der achte Brief.

Mein Herr,

Unter den besondern Meynungen des Capitain **Heitmanns** habe ich auch diese als die allersonderbarste gefunden, daß er der Sonne weder Hitze noch Feuer beylegt, sondern die Wärme, die wir auf dem Erdboden fühlen, blos dem Glanze der Sonne zuschreibt. Der bekannte Verfasser des Buchs, welches den Titul führt: Spectacle de la Nature, stimmt zwar dieser Meynung nicht bey. Indessen nähert er sich doch derselben, wenn er dafür hält, daß, ungeachtet die Sonne ein Feuerball sey, dennoch deren Strahlen nicht bis zu uns, vielweniger noch bis zu gewissen weit entfernten Planeten, als zu dem Saturnus und Jupiter, dringen könnten. Er führet, um seine Meynung zu behaupten, insonderheit dieses an: **Wenn die Sonne beständig ihre Strahlen ausschösse, und dadurch den ganzen Raum erfüllte, so würde selbige endlich nothwendig abnehmen und zuletzt gar vergehen müssen.** Um dieses desto deutlicher zu machen, so entlehnet er ein Gleichniß von einem Lichte, oder von einer Fackel, deren Schein man von weiten von allen Seiten her sehen kann.

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits vordem einmal die Frage aufgeworfen, ob ein Schauspiel, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beyfall und einem guten Erfolg auf dem Schauplatz vorgestellet werden könne. Ich habe zu gleicher Zeit gezeiget, was man dagegen einwenden, und wie man die gemachten Einwürfe beantworten könne. Ich habe auch selbst, um einen Versuch zu machen, einige Komödien von dieser Art verfertiget, als Jeppe auf dem Berge, u. s. f. und dadurch meine Meynung bestärket, indem diese Schauspiele, ungeachtet darinnen nicht das geringste von der Liebe vorkommt, dennoch mit einem sehr guten Erfolg, sowohl auf unserm Schauplatz als auf fremden, vorgestellet worden. In den meisten griechischen, sowohl Lust- als Trauerspielen, ist keine Liebesgeschichte anzutreffen, weil die Alten glaubten, daß man sich auch andrer Leidenschaften, als blos der Liebe, bedienen könnte, um die Zuschauer in Bewegung zu setzen. Ich habe auch noch eine andere Frage aufgeworfen, ob ein Schauspiel, worinn keine Aktricen vorkommen, wohl mit Beyfall könne aufgeführet werden. Die meisten halten dieses

für

für ungereimt, ungeachtet die alten Griechen dieses auch gethan haben, welche keine Aktrice auf die Bühne treten lassen, und zwar eines theils deswegen, weil in ihren Schauspielen keine Liebeshändel vorkamen, theils auch, weil sie es für unanständig hielten, daß ein Frauenzimmer auf dem Theater erschiene, und daher mußte allemal, so oft ein Frauenzimmer in einer Rolle nöthig war, ein verkleideter Akteur diese Person vorstellen. Ich selbst habe ein solches Lustspiel verfertiget, worinn keine Aktrice auf die Bühne tritt, und ich habe Ursache zu glauben, daß dieses Stück dennoch den Zuschauern nicht unangenehm gewesen. Indessen rathe ich doch nicht, ein solches Lustspiel oft vorzustellen, indem die Erfahrung zeigt, daß die Zuschauer ihre Augen mehr auf die Frauenzimmer Logen, als auf den Schauplatz richten, und die Comödianten sehr viel von ihrem Verdienste verlieren dürften, wenn man die Aktricen gänzlich von der Bühne verbannen wollte, da solche der Magnet sind, welche viele Zuschauer herbey ziehen, und der Comödie Nutzen und Vortheil schaffen. Wie dieses Stück fertig war, so bat man mich, auch ein anderes auszuarbeiten, worinn keine Mannspersonen vorkämen, welches ich auch in dem Lustspiel bewerkstelliget, so aus einer Handlung bestehet, und den Titul führet: **Der verwandelte Bräutigam.** Ich bin ꝛc.

* * *

Der zehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, wer den Compaß zuerst erfunden habe. Man ist darüber so wenig, als wegen vieler andern wichtigen Erfindungen, einig, indem eine jede Nation sich diese Ehre zuzueignen suchet. Alles was man mit Gewisheit hiervon sagen kann, besteht darinn, daß verschiedene an dieser herrlichen Erfindung Theil haben, welche mit der Zeit immer mehr und mehr zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden. Die Italiener sagen, daß **Flavius Gioja** im Jahr 1302 den ersten Compaß verfertiget: Die Franzosen schreiben ihrer Nation diese Ehre zu, und behaupten, daß man bereits im zwölften Jahrhundert in Frankreich die Eigenschaft der Magnetnadel gewußt habe, daß sich solche immer gegen Norden wende. Sie nehmen noch einen Beweis, daß diese Erfindung Frankreich zugehöre, von der Lilie, als dem Wapen von Frankreich her, welche insgemein auf den Compaß gemahlet wird, um die Gegend von Norden anzuzeigen. Die Engländer sagen, wenn der Compaß bey ihnen nicht zuerst erfunden worden, so habe dennoch die englische Nation denselben erstlich recht zu seiner Vollkommenheit gebracht.

bracht. Sie suchen solches damit zu beweisen, daß die Büchse, worinne der Compaß eingeschlossen ist, von den Franzosen und Italienern Boussole oder Bossola genannt werde, welches von dem englischen Worte Boxel herkomme, so eine kleine Schachtel oder Büchse bedeutet. Es ist nicht zu läugnen, daß die Chineser bereits lange vorher gewußt haben, daß die Magnetnadel sich allemal gegen Norden wende. Aber die Europäer haben zuerst gezeiget, was für ein großer Nutzen daher für die Schiffahrt zu erwarten sey. Man hat seit uralten Zeiten bereits die Kraft des Magneten gekannt, und gewußt, daß derselbe das Eisen an sich ziehe. Aber dieses ist erstlich in spätern Zeiten bekannt worden, daß er sich beständig gegen Norden kehre, und daß, wenn man ein Stück Eisen damit bestreichet, solches sich ebenmäßig gegen diese Himmelsgegend wende. Dieses ward eine Zeitlang, blos um die Neugierde zu vergnügen, angewandt, und viele bedienten sich dieser Erkenntniß blos zum Taschenspielen. Man stellte z. E. einen hohlen Schwan auf dem Wasser vor, der eine eiserne Schlange im Schnabel hatte, welcher nach einem Stücke Brod schwamm, das auf einem Messer stack, so man vorher mit dem Magnet bestrichen hatte, welches als eine Art der Zauberey angesehen ward, insonderheit, da man auch zeigte, daß eine mit dem Magnet bestrichene Nadel sich allemahl gegen Norden kehrete. Man fieng aber nachher an, diese Erfindung zu etwas wichtigerm anzuwenden, und sich des

Ma-

Magnets, als eines Wegweisers bey der Schiffahrt, zu bedienen, so daß dadurch erstlich der Grund zu der rechten Steuermannskunst, und zu der gegenwärtig so sehr blühenden Handlung gelegt worden. Denn ungeachtet verschiedene Völker auch schon vor dieser Zeit einen großen Handel zur See getrieben, so ist doch derselbe auf keine Art und Weise mit demjenigen zu vergleichen, der gegenwärtig getrieben wird, und dessen Anfang man seit dem vierzehnten Jahrhundert rechnen kann, da die Compasse verfertiget worden. In uralten Zeiten erkühnte man sich nicht, sich recht auf die wilde See zu wagen, sondern man segelte an den Küsten hin, wenn man von einem Lande nach dem andern segeln wollte; wann aber einige sich auf die offenbare See begaben, so wurden sie als Waghälse angesehen. Durch die Beobachtung des Nordsterns ward zwar die Schiffahrt erleichtert, indem dieser Stern, der stets unbeweglich ist, ihnen zum Wegweiser, auch auf den grossen Meeren, diente. Und man findet daher auch, daß die Phönizier, und nach ihnen die Griechen, weite Reisen, nicht nur auf der mittelländischen See, sondern auch auf dem großen Weltmeer, angestellet. Weil aber der Himmel nicht allemal klar ist, und die Sterne bey Tage nicht gesehen werden können, so war die Schiffahrt dennoch allemal vieler Unsicherheit und Gefahr unterworfen. Und daher muß man den rechten Anfang einer sichern Seefahrt in das vierzehnte Jahrhundert nach Christi Geburt setzen, da man

nach

nach der Erkenntniß, die man von der Kraft des Magnets erhalten hatte, den Compaß einrichtete. Dadurch sind die großen Reisen veranlasset worden, welche die Europäer, insonderheit die Portugiesen und Spanier unternommen haben. Dieser Erfindung hat man die Entdeckung so vieler bisher unbekannt gewesenen Länder, ja der ganzen neuen Welt, nämlich Amerika, zu danken; Ja man hat sich durch Hülfe der Compasse erkühnet, die ganze Welt zu umsegeln, so daß diese Erfindung von der Kraft und Eigenschaft des Magnets, deren man sich im Anfange blos zum Vergnügen und zur Taschenspielerkunst bediente, als die größte und nützlichste unter allen Erfindungen mit Recht angesehen werden kann. Ich in ꝛc.

Der

Der eilfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem Briefe, daß sie dasjenige mit Vergnügen gelesen, was ich ihnen letzthin von der Erfindung des Compasses gemeldet. Sie verlangen aber nun auch, gegenwärtig von mir zu wissen, was doch dem Columbus Anlaß und Gelegenheit gegeben, die damals annoch unbekannten Länder, oder die neue Welt aufzusuchen. Man hat davon verschiedene Nachrichten, welche aber nicht gegründet zu seyn scheinen. Denn das Absehen des Columbus war nicht eigentlich dahin gerichtet, neue und unbekannte Länder aufzusuchen, sondern er wollte blos einen kürzern und bequemern Weg nach China und Ostindien, als denjenigen ausfündig machen, den die Portugiesen bisher erwählet, indem sie den afrikanischen Küsten folgen, und die Linie zweymal paßiren mußten, ehe sie ihren Zweck erreichen konnten. Daß dieß allein die Absicht dieses großen Mannes gewesen, solches erhellet aus dem ersten Vorschlag, welchen er dem König in Portugall, Johannes dem andern, that, welcher sich damals einen Weg nach Indien und China durch die Umsegelung von Afrika zu bahnen suchte. Weil aber der König dieses

en Vorschlag verwarf, und bey seinem ersten Vornehmen beharrte, so begab sich Columbus nach Spanien, wo sein Anschlag Beyfall fand. Anstatt aber nach China zu kommen, entdeckte er verschiedene bisher unbekannt gewesene Insuln, und endlich das große feste Land, welches gegenwärtig den Nahmen der neuen Welt oder Amerika führet, den es von einem florentinischen Kaufmann, Amerikus Vesputius erhalten hat. Dieser gelangte ganz unverdienter Weise zu der Ehre, der neuen Welt seinen Nahmen mitzutheilen, welche dem Columbus allein mit Rechte zukam. Dieser Amerikus Vesputius begab sich als ein Passagier im Jahr 1499 auf eine Flotte, und verrichtete nichts anders, als daß er einen Zuschauer von einigen Zügen abgab, die auf das feste Land geschahen. Er gab sich aber bey seiner Zurückkunft für einen Erfinder der neuentdeckten Länder aus, und genoß also, wiewohl ganz unverdient, der Ehre, daß die neue Welt nach seinem Nahmen genennet ward. Columbus war aber hiezu allein berechtiget, und wenn ja ein anderer, als er, dieser Ehre hätte theilhaftig werden sollen, so hätte es entweder Ferdinandus Cortesius oder Franciscus Pizaro seyn müssen, von denen der erste den nordlichen, und der letzte den südlichen Theil des festen Landes eingenommen. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Der Streit, den gelehrte Naturforscher schon seit einer so langen Zeit wegen der Seele der Thiere mit einander geführet, ist noch nicht aus, indem eben so viele Beweisgründe wider diese Meynung angeführet werden können, als man insgemein beyzubringen pflegt, um selbige zu bestärken. Die Cartesianer scheinen zwar auszuschweifen, wenn sie die Thiere, ungeachtet der vielen Exempel, die dagegen aus der Erfahrung können beygebracht werden, dennoch zu bloßen Maschinen machen. Die rechtgläubigen Weltweisen finden aber doch auch an der andern Seite solche Schwierigkeiten, welche sie bisher noch nicht heben können, indem die Cartesianer sie mit ihrem eigenen Schwerdte schlagen und zeigen, daß die Gründe, die man zum Beweis von dem Verstande der Thiere anführet, gar zu viel beweisen, indem daraus fließet, daß die Thiere solchergestalt nicht allein klüger als die Menschen, sondern auch klüger als die Engel selbst seyn müßten, und mit mehrerer Gewißheit, als ein Prophet, zukünftige Dinge vorher sehen wür-

ürden. Ich erkühne mich nicht hierinn einen
usspruch zu thun, indessen dünkt mich doch, daß
e Cartesianer die stärksten Gründe, die man
gen sie anführet, zu ihrem Vortheil anwenden
nnen. Unter allen Erfahrungen, die man
sher von dem Verstande der Thiere angestellt,
mir kein Exempel merkwürdiger vorgekommen,
s was von einem Priester hier in Seeland an-
merkt worden, und einem Cartesianer gewiß
rwirrt machen kann. Der Mann, der diese
fahrung gemacht, verdient nicht nur völligen
auben, sondern ist auch längstens als ein ver-
nftiger und gelehrter Mann bekannt. Die
schichte ist folgenden Inhalts. Bemeldter
iester bemerkte bey einem Storchsnest, daß,
nn der Storch seine Gattinn verlies, um Fut-
für dieselbe und seine Jungen zu hohlen, sich
bald ein fremder Storch einstellte. Dieses
nterte ihn auf, genauer Acht darauf zu geben,
er ward gewahr, daß der fremde Storch eine
tlang seinen heimlichen Besuch fortsetzte, und
, wann er wieder wegflog, allemal badete.
dlich kam der rechte Storch unvermuthet, und
es der fremde geglaubt, wieder zurücke. Wie
elbe wahrnahm, daß seine Gattinn einen un-
ubten Umgang mit einem fremden Storch
e, so flog er mit einem großen Geschrey weg,
aber gleich darauf mit einer ganzen Menge
rer Störche wieder zurücke. Nachdem die-
h in einen Kreis gestellet, und gleichsam ge-
schlaget, was hiebey vorzunehmen sey, so

griffen sie endlich den Schuldigen an, und rissen ihn in kleine Stücke. Diese Historie giebt ein Beyspiel von der Eifersucht, von der Untreue im Ehestande, von der Rache, von dem gehegten Gerichte, und von der Vollstreckung des Urtheils. Ich bin ꝛc.

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie wünschen meine verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen fortgesetzet zu sehen und noch mehrere Nachrichten von solchen heroischen Damen zu lesen, die unter denen, welche ich angeführet, eine Stelle verdienen. Insonderheit glauben sie, daß die itzt verwittwete Königinn von Spanien Elisabeth, welche ganz Europa in Bewegung gesetzet, vor vielen andern darinnen angeführet werden müßte. Ich will aber diese Arbeit nunmehro andern überlassen, welche jünger sind, und mehrere Kräfte haben, als ich, um eine so weitläuftige und beschwerliche Arbeit zu unternehmen. Uebrigens aber gestehe ich gerne, daß die itzt erwehnte Königinn einen Platz unter den heroi-

eroischen und großen Damen mit dem größ-
en Rechte behaupten könne, und zwar sowohl
n Absicht auf ihren Verstand, als auch we-
gen ihrer Standhaftigkeit, alles, was sie
sich vorgenommen, durchzutreiben, wozu ei-
ne ungezähmte Regiersucht der Zunder gewe-
sen, welche sie, wie es scheinet, von dem gro-
ßen Käyser Carl dem fünften geerbet, von
dem sie in gerader, wiewohl unächter Linie ab-
stammet. Denn da obgedachter Käyser Carl,
die er nur noch Graf von Flandern war,
sich einmal zu Oudenarde aufhielte, so verliebte
er sich auf einem Ball in ein junges Frauen-
zimmer, Namens Margaretha, mit welcher
er eine Tochter zeugte, die gleichfalls
den Namen Margaretha erhielte. Carl
trug die Auferziehung dieses Kindes zuerst
den nächsten Verwandten desselben, nachher
über seiner Schwester Maria, der verwitt-
weten Königinn von Ungarn, auf. Wie die-
se junge Margaretha ein Alter von eilf Jah-
ren erreicht hatte, so ward sie mit Alexan-
der Medicis von Florenz vermählt, welcher
nachher ermordet ward. Hierauf gieng sie
die zwote Ehe mit dem Herzog von Parma
Octavio Farnese ein, und aus dieser Ehe
stammet die parmesanische Prinzessinn Elisabeth
her, welche zu unsern Zeiten Königinn von
Spanien geworden. Ihr Glück hat sie dem
berühmten Alberoni zu danken, der zwar von
einer geringen Herkunft, aber ungemein schlau

und listig, und durch Vermittelung des Herzogs von Vendome in spanische Dienste gekommen war. In diesem Dienste machte er sich sowohl durch seine Verschlagenheit als durch den Haß, den er gegen das Oesterreichische Haus trug, ungemein beliebt. Und weil er auf nichts mehr bedacht war, als dieses Haus zu unterdrücken und die Heyrath zu hintertreiben, welche einige zwischen dem König Philipp und der ältesten Ertzherzoginn zu Stande zu bringen suchten, so nahm er sich vor, heimlich einen Vorschlag zu einer Heyrath mit der Prinzeßinn Elisabeth von Parma zu thun, und zwar um so viel mehr, weil er selbst ein gebohrner Unterthan von Parma war. Diese Elisabeth war eine muntere und kluge Prinzeßinn. Sie hatte die Staatsverfassung von Europa vollkommen inne, und besaß viele große Eigenschaften. Eine Ehe mit dieser Prinzeßinn, welche eine Erbinn der beyden Fürstenthümer, Parma und Piacenza war, konnte dem König von Spanien ein Recht geben, festen Fuß wieder in Italien zu fassen, und die verlohrnen italiänischen Provinzen wieder zu gewinnen. Nachdem Alberoni diese Heyrath heimlich zu Stande gebracht, und dazu so wohl des Königs und des Herzogs, als des Pabstes Einwilligung erhalten hatte, so ward die Heyrath bekannt gemacht, und die Prinzeßinn begab sich nach Spanien. Vor ihrer Ankunft war der Zu-

stand

stand dieses Königreichs folgendergestalt beschaffen. Der Cardinal del Giudice war erster Minister, und die Prinzeßinn Ursini war von dem Könige zur Oberhofmeisterinn der Königlichen Kinder erklärt. Dadurch erhielte die Letztere Gelegenheit, oft mit dem Könige zu reden, und hatte sich durch ihren Verstand dergestalt bey demselben beliebt gemacht, daß sie sich so gar zum Throne Hoffnung machte, welches nicht so ganz ungereimt war, indem ihr verstorbener Vater aus einer alten und ansehnlichen römischen Familie herstammte. Aber der Zustand in Spanien ward durch diese neue Heyrath gänzlich verändert. Sobald die Königliche Braut an den spanischen Gränzen anlangte, so gieng die Prinzeßinn Ursini derselben entgegen, um ihr Glück zu wünschen, Elisabeth aber, die in allem des Cardinals Alberoni Rath und Gutdünken folgte, antwortete ihr kein einziges Wort. Gleich darauf ward der Prinzeßinn Ursini in des Königs Namen angedeutet, sich nach Frankreich zu begeben, welchem Befehl sie unverzüglich nachkommen mußte. Nachher reisete sie nach Rom, wo sie ihre Tage geendiget. Solchergestalt war diese mächtige Prinzeßinn aus Spanien geschaffet, und die Parmesanische Prinzeßinn hielt kurz darauf Beylager mit dem Könige im Jahr 1714. Der Cardinal del Giudice, welcher erster Minister war, mußte diese Würde niederlegen, womit Albe-

roni wieder bekleidet ward, und die Amme der neuen Königinn, Donna Laura, welche nur von geringer Herkunft war, erhielt die Stelle der Prinzeßinn Ursini bey der Königinn wieder. Nachdem Elisabeth solchergestalt regierende Königinn geworden war, so leuchteten gleich die erhabenen Eigenschaften hervor, womit sie von der Natur begabet worden. Sie suchte vor allen Dingen, die alte Hofparthey im Zaum zu halten, und weil der Prinz von Asturien das Haupt dieser Parthey war, und die Königinn merkte, daß dieser Prinz von den Unterthanen sehr geliebet ward, so schränkte sie ihn dergestalt ein, daß er, auch so gar nach seiner Vermählung mit der Portugiesischen Infantinn, nicht die Freyheit hatte, auszufahren, oder spatzieren zu gehen, ohne sich vorher dazu die Erlaubniß auszubitten. Weil sie die Neigungen der Spanier genau erforschet hatte, so suchte sie durch verschiedene Veränderungen, von denen sie wußte, daß sie der Nation angenehm waren, deren Gunst zu gewinnen. Ihre erste Sorge war, die spanische Seemacht zu vermehren, und Manufakturen von spanischer Wolle anzulegen, wozu sie sowol durch den Cardinal Alberoni, als die oben angeführte Donna Laura, aufgemuntert ward. Sie hatte dabey eine gedoppelte Absicht, und suchte dadurch eines theils den eignen Handel von Spanien empor zu bringen, und das Geld im Lande

behalten, welches für fremde Waaren sonst
andre Reiche pflegte geschickt zu werden,
dern theils aber den Handel der Engländ-
r zu schwächen, welche die spanische Wolle
sich kauften, und solche nachher verarbei-
wieder an die Spanier verkauften.
ichts konnte der spanischen Nation ange-
hmer seyn, als dieses, als welche ohnedem
gen des Verlustes von Gibraltar sehr wider
Engländer aufgebracht war. Die Ge-
nken der Königinn aber giengen hauptsäch-
auf Italien, woraus sie die Deutschen zu
treiben suchte, die sich der ansehnlichen
der bemächtiget, welche Spanien ehedem
essen hatte. Und weil der Käyser damals
einen Krieg mit dem Türcken verwickelt
r, so glaubte sie, daß dieses die rechte Zeit
re, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Sie
daher eine Flotte ausrüsten und bemäch-
te sich zuerst des Königreichs Sardinien,
rauf aber machte sie alle Anstalten auch Si-
en anzugreiffen. Wie aber diese Unter-
mungen die übrigen Europäischen Höfe
merksam machten, und in Bewegung setz-
, und ein Bündniß zwischen Frankreich,
gland und dem Käyser gegen Spanien ge-
lossen ward, so suchte sie sich mit Rußland und
hweden zu vereinigen, und dem Regenten
Frankreich so viel zu schaffen zu machen,
derselbe dadurch abgehalten werden möch-
auf ausländische Sachen Acht zu haben.

Sie bemühete sich daher, den Herzog von Orleans als Regenten, seiner Regentenschaft in Frankreich zu berauben, und bediente sich, um dieses ins Werk zu setzen, des Alberoni, des Prinzen von Cellamare, und des Abts Portocarrero. Jedoch dieser Anschlag ward durch einige Aufrührer entdekt, welche in London gefangen genommen wurden; Und da der König von England, Georg der Erste, dem Regenten hievon Nachricht gab, so ward der Anschlag zu Wasser, und der Regent erklärte nicht lange darauf den Krieg gegen Spanien. Die Unglüksfälle, welche hierauf erfolgten, da die Spanische Flotte bey Sicilien einen so großen Verlust erlitte, und die Franzosen in Spanien immer weiter eindrungen, setzten die Königinn Elisabeth in eine nicht geringe Verlegenheit, und sie schob die Schuld auf den Alberoni, welcher diesen Anschlag gegeben hatte, und deswegen auch das Reich verlassen mußte. Ungeachtet diese Unternehmungen so schlecht abgelaufen, so ließ doch die Königinn, welche immer auf neue Projekte bedacht war, den Muth keineswegs sinken, und da sie den Schaden nicht vergessen konnte, der ihr von den Engländern zugefügt worden, so bemühete sie sich, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen. Die Geschichte dieser Unternehmung ist so bekannt, daß es überflüßig seyn würde, solche hier weitläuftig zu wiederhohlen. Man

kann

ann aus allen diesen Umständen die Herrsch-
ucht dieser Königinn abnehmen, und es ist
nläugbar, daß sie ganz Europa noch viel ge-
ährlicher würde geworden seyn, wenn da-
nals Frankreich und England nicht so genau
nit einander verbunden gewesen wären. Es
st daher leicht zu begreiffen, wie nahe es die-
er herrschsüchtigen Königinn müsse gegan-
gen seyn, da ihr Gemahl, der König Philipp
der Fünfte, welcher ihr eine unumschränkte
Gewalt einräumte, die Regierung nieder-
egte, und ihr Stiefsohn, der Prinz von Astu-
ien, wieder auf den Thron gelangte. Aber
dieses war dennoch von keiner langen Dauer.
Denn der junge König gieng nicht lange nach-
her mit Tode ab, und sie beredete ihren Herrn,
den König Philipp, die Regierung wieder an-
zutreten oder eigentlicher ihr solche von neuem
wieder zu übertragen. Währender Zeit daß
ihr Stiefsohn den Thron bekleidete, war sie
dennoch nicht müßig. Denn sie nahm sich
der wichtigsten Sachen, eben wie vorhin, an,
und herrschte fast eben so unumschränkt über
den jungen König, als über ihren Gemahl:
Sie begegnete der jungen Königinn verächtlich,
und nöthigte dieselbe, sich nach dem Tode
ihres Gemahls wieder nach Frankreich zu be-
geben. Wie sich das Staatssystem in Europa
veränderte, und der Krieg zwischen dem Käy-
ser und Frankreich seinen Anfang nahm, so
bediente sie sich dieser Gelegenheit, die italiä-

nischen Lande von neuem anzugreiffen. Nachdem dieser Krieg mit veränderlichem Glücke eine Zeitlang von beyden Seiten geführet worden, so war endlich der Ausgang dieser, daß ihr eigner Sohn, Carl, die beyden Königreiche, Neapolis und Sicilien, davon trug, wogegen Spanien sein Recht auf Parma und Placenz fahren ließ. Hiermit aber war sie doch noch keinesweges zufrieden. Denn da der Kayser Carl der Sechste im Jahr 1740 mit Tode abgieng, und dessen Tochter, die Königinn von Ungarn, allenthalben der väterlichen Erbschaft wegen angegriffen ward, so mengte sich die Königinn von Spanien abermals mit ins Spiel. Jedoch mitten in dem deßfalls entstandenen Kriege gieng der alte König Philipp der Fünfte mit Tode ab, womit ihre Regierung ein Ende hatte. Diese kurze Erzählung zeiget zur Gnüge, welche Vorzüge und große Eigenschaften diese annoch lebende Königinn besitzen müsse, und sie verdienet mit Recht, unter die berühmtesten und größten Dames gerechnet zu werden, die jemals den Thron besessen haben. Denn die größten Bewegungen in Europa, die Veränderung des Staats in Spanien und die großen Eroberungen, welche dieses Reich in Italien gemacht hat, sind durch diese Königinn als die rechte Triebfeder veranlasset worden. Und was das wunderbarste ist, so führte sie sowohl unter ihrem

Ge-

emahl, als ihrem Stiefsohn, die Regierung, nd alles ward nach dem Plan ausgeführet, en sie gemacht hatte. Ich bin ꝛc.

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich war vor kurzer Zeit in einer Gesellschaft, wo man einen unlängst verstorbenen Mann deswegen in den Himmel erhob, eil er eine ansehnliche Summe Geldes in sei=em Testamente zu dem Ende ausgesetzet hat=, daß dafür wöchentlich eine neue Predigt halten werden sollte. Ich erkühne mich var nicht eine Handlung zu tadeln, die eine bliche und gottselige Absicht zum Grunde hat, h glaube aber doch, daß dieses Vermächtniß, nd zwar zu einem solchen Gebrauch, ganz über=üßig sey, indem es uns nicht an Betstunden nd Predigten fehlet, und die Erfahrung leh=t, daß durch die Vervielfältigung der Pre=igten die Andacht und Gottesfurcht mehr ver=ingert wird, als daß sie dadurch sollte er=eckt und vermehret werden. Man darf nur, m hiervon überzeugt zu werden, den Zustand on England ansehen, wie solcher zu den Zei=

ten

ten Cromwells beschaffen war. Man fand damals in diesem Königreiche gewisse Personen, die man Protestors nannte. Diese bemüheten sich, die Predigten dergestalt zu vervielfältigen und zu verlängern, daß nur sehr wenige Stunden in der Woche zur Arbeit übrig blieben. Der Tag vorher, wenn an dem folgenden Tage die Communion gehalten werden sollte, war ein Fasttag. Das Gebeth und die Predigten währten damals acht bis zehn Stunden. Am Sonnabend wurden zwo bis drey Predigten, zur Vorbereitung auf den folgenden Sonntag gehalten. Und am Sonntage waren die Predigten so häuffig, daß der Gottesdienst an einigen Orten über zwölf Stunden währte. Am Montage aber wurden drey bis vier Danksagungspredigten gehalten. Aber dem allem ungeachtet waren die Engländer nicht im geringsten frömmer, als vorher. Diese und andre Exempel könnten einen leicht auf die Gedanken bringen, daß die wahre Gottesfurcht durch dergleichen Mittel nicht befördert werde, indem es weit besser ist, wenn man einmal des Tages mit Eifer und Andacht, als zehnmal nachläßig und ohne Aufmerksamkeit, betet, und eine Predigt wird in einem Mönchskloster gewiß lange nicht mit einer solchen Andacht angehöret, als an gewissen Orten in Norwegen, wo, wegen der Entlegenheit der Oerter, nicht so oft geprediget werden kann. Es ist auch glaublich, daß, wenn in

un=

nſern Kirchen nur zweymal in der Woche
Betſtunden gehalten würden, an ſtatt daß ſol-
ches nun täglich geſchiehet, ſich ſodann gewiß
mehrere, als anjetzo, dabey einfinden würden, da
man gegenwärtig faſt niemanden ſonſt in der
Kirche antrifft als den Mann, der die Bet-
unde hält, und einige wenige Schulknaben.
Man könnte auch vielleicht noch eine andere
Erinnerung bey den Predigten machen, die man
äglich höret, daß darinnen ſehr wenig von der
Moral und den Pflichten eines Menſchen gegen
Gott und den Nächſten vorkommt, wesfalls
ie Menſchen darinnen auch am allerunerfahren-
en ſind. Die Glaubenslehren aber werden
eſto öfterer vorgetragen, welche die Menſchen
ich dennoch nicht zu Nutze machen. Ja vie-
e unter ihnen glauben mehr, als die Kirche
on ihnen verlanget. Ich bin ꝛc.

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Unter andern Neuigkeiten, welche Sie mir in ihrem letztern Briefe mittheilen, habe ich auch diese wahrgenommen, daß ein gewisser vornehmer Herr seinen Stand so sehr aus den Augen gesetzet, daß er sich mit der Tochter eines gemeinen, aber begüterten, Handwerksmannes in ein eheliches Bündniß eingelassen. Wie ich merke, so ist ihnen diese Begebenheit höchst unangenehm, und ihrer Meynung nach hätte dieser Mann nichts unanständigers begehen können. Mir aber scheint diese Entschließung oberwehnten vornehmen Mannes nicht allein anständig, sondern auch vernünftig zu seyn. Denn was ist doch wohl unanständiger, als wenn man sich eines vornehmen Standes rühmet, und dabey nothleidend ist, und was macht doch wohl die Menschen lächerlicher, als eine wohlgebohrne Armuth? Wenn man einen Bauern in einem groben Kleide siehet, so scheinet dieses niemanden lächerlich, wenn man aber eine hohe Standesperson in einer solchen Tracht erblicket, so kann man sich des Lachens nicht wohl enthalten.

Was

Was ist also der Vernunft wohl mehr gemäß, als wenn man sich bemühet, der Armuth auf eine erlaubte Art abzuhelfen, welche einer Person von vornehmer Geburt am allerbeschwerlichsten ist. Wenn der Landmann merket, daß sein Acker so mager und ausgesogen ist, daß er kein Korn mehr tragen kann, so sucht er denselben durch eine gute Düngung von neuem fruchtbar zu machen. Der vornehme Herr, den sie so sehr tadeln, hat bey seiner Heyrath das Beyspiel des Landmanns vor Augen gehabt, und verdient daher mehr gerühmt, als getadelt zu werden. Seine Ehe ist die Düngung, wodurch er seinen Acker, der vorher mager gewesen, hinführo fruchtbar zu machen gedenket. Wenn seine vornehmen Anverwandten seine Aufführung tadeln so kann er sich mit jenem Dichter trösten

Sibilet populus, egomet mihi plaudo.

Ich bin ꝛc.

Der sechzehnte Brief.

Mein Herr,

Was sie mir in ihrem letztern Schreiben melden, daß die Meere und Gewässer allenthalben abnehmen, das hat seinen guten Grund. Verschiedene Hafen, welche ehedem sehr tief gewesen, sind zum theil bereits wegen Abnahme des Wassers unbrauchbar geworden; und einige Oerter, die ehedem an der See gelegen, haben diese ihre Lage verändert, weil das Wasser abgenommen. Dieses ist unläugbar; indessen gehen doch diejenigen meinem Bedünken nach zu weit, welche behaupten, daß vor einigen tausend Jahren auch die höchsten Berge mit Wasser bedeckt gewesen. Denn daraus würde folgen, daß der ganze Erdboden vor einigen tausend Jahren nichts als ein großes Meer gewesen, welches doch unglaublich ist, indem eines theils davon kein Zeugniß vorhanden, andern theils aber auch die allerältesten Geschichte niedriger und wohlgebauter Ländereyen erwähnen. Eine andre Beschaffenheit hat es mit der Meynung, daß die ganze Erdkugel vor der Schöpfung

mit

mit Wasser bedeckt gewesen, welches Leibnitz, Celsius, und Linnäus behaupten, worüber ich mich nicht erkühne, einen Ausspruch zu thun. Mich dünkt, daß, ehe man einen solchen Satz annimmt, man vorher genau untersuchen müsse, ob man nicht andre Ursachen ausfündig machen könne, welche zur Verminderung des Wassers Anlaß geben, und ob das Wasser, wenn es an einem Orte abnimmt, an einem andern Orte nicht wieder zunehme, so daß es auch hier heissen kann, vnius destructio est alterius generatio. Eben diese Anmerkung kann auch über die Meynung dererjenigen gemacht werden, welche aus gewissen versteinerten Sachen schliessen, daß die ganze Erde mit der Zeit in einen Steinhaufen werde verwandelt werden. Man kann die Verwandelung gewisser Materien in Stein nich läugnen, es mag selbige nun entweder durch die Vegetation, oder, wie Neuton glaubt, durch die Attraction, geschehen. Ein gelehrter Engländer, Nahmens William Stuckely gehet gar so weit, daß er die Verwandelung der ganzen Erde in Stein befürchtet, und stehet in den Gedanken, daß die schlechten Felder in Syrien, Indien und Arabien, im Anfange anders als gegenwärtig beschaffen gewesen, da sie mit großen Steinen angefüllet, und unfruchtbar sind. Ich lasse dies-

jes an seinen Ort gestellet wird. Meinem Bedünken nach aber muß man, ehe man auf dergleichen Edikte verfällt, vorher untersuchen, ob gewisse harte und steinigte Materien nicht auch aufgelöst werden können, so daß das eine dem andern die Wage hält. Vielleicht wird sodann die Furcht für solche ovidianische Verwandelungen verschwinden. Ich bin ꝛc.

Der

Der siebenzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner jüdischen Historie einige Erklärungen angeführet, welche man über die wundervolle Historie des Nebucadnezars zu machen pflegt, von dem es heißt, daß er in ein wildes Thier verwandelt worden, und viele Jahre Gras auf dem Felde gegessen habe. Einige halten dieses für einen Traum, den dieser große Monarch gehabt, andere aber geben es für eine Krankheit des Gemüths aus, die man Lycantropia nennet, und welche darinn bestehet, daß man sich einbildet, als ob man in einen Wolf, oder in ein andres reissendes Thier, verwandelt worden. Diese Letztern gründen ihre Meynung auf die Worte, welche man bey dem Propheten Daniel findet, und wo es heißt: **Da aber die Tage vollendet waren, hob ich Nebucadnezar meine Augen auf gen Himmel, und erhielt meine Vernunft wieder.** Ich kann keiner von diesen beyden Meynungen Beyfall geben, ungeachtet ich diejenigen nicht tadele, die durch vernünftige Erklärungen der Schrift

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr N. N. zeigte mir neulich eine Schrift, welche er ausgearbeitet, und worinn er die Wahrheit des christlichen Glaubens vorgetragen. Ich habe verschiedene wichtige Gründe darinn angetroffen, die dem Werke eine besondere Zierde geben. Ich sage aber mit Bedacht, verschiedene wichtige Gründe, indem sie nicht alle von gleicher Stärke sind, und einige, die er für Hauptgründe angiebt, wenigstens mir, nur schwach zu seyn scheinen. Ich bat ihn daher, diejenigen Gründe wegzulassen, die keinen Stich halten, sondern nur zu allerhand Einwendungen und zur Fortsetzung der bisherigen Streitigkeiten Anlaß geben könnten. Den Hauptbeweis, worein er sich selbst am meisten verliebt, nimmt er von der Wirkung her, die der christliche Glaube, seiner Meynung nach, mit sich führet, die Menschen gesittet zu machen und die Laster und Begierden auszurotten, die vorher am meisten bey ihnen geherrschet. Dieses ist aber, meinem Bedünken nach, nicht zu erweisen, indem die Erfah-

fahrung zeuget, daß die Menschen nicht nach ihren eignen Grundsätzen handeln. Ja man kann aus der Geschichte viele Beyspiele anführen, deren sich die Feinde der Religion bedienen können, diesen in des Verfassers Augen so unumstößlichen Beweis wankend zu machen. Die Keuschheit, die Redlichkeit, die Liebe des Vaterlandes, eine ächte Treue, und andre Tugenden sind niemals höher getrieben, und nirgends in einem schönern Glanze zu sehen gewesen, als in dem heydnischen Rom. Die alten Lacedämonier prangten mit heldenmüthigen Tugenden, und kein Volk hat sie in dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, und in der Liebe, die Eltern und Kinder gegen einander zu haben verbunden sind, jemals übertroffen. Wenn man den Peruvianischen Skribenten glauben kann, so ist der größte Theil des südlichen America, vor der Ankunft der Christen in Peru, eine platonische Republik gewesen; ja will man sich auf die Erfahrung der gegenwärtigen Zeit berufen, so siehet man aus den Berichten unsrer Missionarien, daß das schlechte Leben der Christen der größte Stein des Anstoßes für die Malabaren ist, daß sie sich nicht bekehren, und den christlichen Glauben annehmen. Man kann zwar einige Nationen anführen, die durch Einführung des Christenthums gesittet geworden. Weil man aber eben so viele Exempel von dem Gegentheil anführen kann, so ist es nicht rathsam gar

zu ſtark auf dieſes Argument zu beſtehen, oder ſolches als einen Hauptbeweis von der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens anzuführen, wie unſer Frrund in ſeiner oben angezogenen Schrift gethan hat. Ich habe an verſchiedenen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß die Orthodoxie und ein unordentliches Leben oft mit einander verbunden ſind, und daß die Juden niemals gottloſer geweſen, als da die Orthodoxie bey ihnen aufs höchſte geſtiegen war, und ſie kein Bedenken trugen, Leib und Leben aufzuopfern, um die kleinſte Kirchenceremonie zu erhalten. Aus dieſer Urſache ſind alle kluge Geſetzgeber, weil ſie gemerkt, daß Glauben und Lehre leider nicht allemal die Wirkung gehabt, die ſie billig haben ſollen, bemühet geweſen, die Menſchen durch andre in die Sinnen fallende Mittel zu bekehren. Zu dem Ende ſind leibliche Strafen und Belohnungen erfunden, man iſt andern mit einem guten Exempel vorgegangen, man hat ihnen einen Trieb zur Ehre eingeprägt, und ſie ſowohl durch Ruhm, als durch die Liebe des Vaterlandes, zu reitzen geſuchet. Durch dieſe Mittel wurden die Römer, welche im Anfange bloß ein räuberiſches Volck waren, in die tugendhafteſten Bürger, und zwar in wenigen Jahren, verwandelt. Durch eben ſolche Mittel erhielten die Lacedämonier, andrer Völker zu geſchweigen, ehe man es ſich verſahe, eine ganz andere Geſtalt, und an ſtatt der vorigen

Laſter

Laster und Verwirrungen, bemerkte man nachher bey ihnen nichts anders, als lauter heroische Tugenden. Man thut also weit besser, daß man nicht gar zu stark auf einen Beweis pochet, der nichts beweiset, sondern vielmehr alle Mühe anwendet, damit das Leben mit der Lehre übereinstimmen möge. Auch nur eine geringe Prüfung wird einen jeden überzeugen, wie wenig solches bisher geschehen sey. Da also aus dem, was ich angeführet, überzeugend erhellet, daß dieses Argument des Verfassers nicht als ein Hauptbeweis angeführet werden könne, so thut man am besten, daß man sich andrer Beweisgründe bedienet, die nicht widerlegt werden können, und den Ungläubigen keine Gelegenheit geben, darüber zu spotten. Ein schlechter Beweis schadet mehr, als wenn man gar nichts beweiset. Denn ein schlechter Beweis giebt nur Anlaß zu spotten; wenn man aber bey einer solchen Sache, als die gegenwärtige ist, den Beweis übergehet, so giebt man dadurch zu erkennen, daß man eine gute Sache habe, und es bey den bereits vorhandenen guten und wichtigen Beweisgründen sicher bewenden lassen könne. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Man reiset in der Religion gegenwärtig bereits fast stärker auf dem festen Lande, als in England, und es scheint, daß der Naturalismus sich eben so weit, wie die Viehseuche, in Europa ausbreitet. Ehedem ließen andere Nationen es dabey bewenden, daß sie die gefährlichen englischen Schriften in ihre Sprache übersetzten. Aber nunmehro tragen sie kein Bedenken, selbst Originale zu schreiben, und die Religion fast mit größerer Frechheit, als in Grosbritannien, anzugreifen, ja man kann mit Wahrheit sagen, daß kein Engländer so weit gegangen, als Edelmann in seinen herausgegebenen Schriften. Denn derselbe setzt seine Worte nicht auf Schrauben, wie Collins, Tindal Morgan, Chub und andre zu thun gewohnt sind, sondern er geht gerade zu, und schilt und schlägt, nach dem Beyspiel der Helden beym Homer, zugleich. Aber eben diese Bitterkeit, welche er allenthalben zu erkennen giebt, verursacht zugleich, daß seine Schriften nicht so gefährlich als andere sind, die mit gröſ-

serer

serer Mäßigung geschrieben worden. Denn wenn jemand gleichsam zum voraus zu erkennen giebt, daß er bloß aus der Ursache schreibet, um sich zu rächen, und seine Galle auszuschütten, so richtet derselbe lange so viel nicht aus, als ein andrer, der, seinem Vorgeben nach, nur die Wahrheit unpartheyisch zu erforschen trachtet, und sich darum, bloß aus Liebe zu derselben bemühet. Aus dieser Ursache sind die Gründe gegen die Religion, die man in Woolstons Schriften antrifft, lange so gefährlich nicht, als diejenigen, die Collins vorträgt, indem der erste allenthalben den Angrif wagt, und Lärm bläset; der andre aber nur gleichsam Vertheidigungsweise zu Werke gehet, und sich als einen Freund der Religion und der Geistlichen stellet, soweit solches nur mit der Vernunft, und mit einer gesunden Auslegung der Schrift bestehen könne. Die Bitterkeit des Edelmanns nähert sich der Gotteslästerung, und die Beschuldigungen, womit er die Geistlichkeit belegt, als ob solche aus Eigennutz die Religion zusammen geschmiedet, sind hart und ungegründet. Man kann zwar nicht läugnen, daß verschiedene Religionsartikel, insonderheit im Pabstthum, sich auf die Hoheit und den Eigennutz der Geistlichkeit gründen. Aber nichts ist thörichter und unbilliger, als solche Absichten

den

den ersten Stiftern der Religion beyzulegen, da selbige sich, durch die Fortpflanzung der Religion, nichts als Hohn, Verachtung, Pein und Tod zuwegebrachten. Wollte man etwa sagen, daß die Begierde nach der Martyrkrone die Triebfeder zu diesem allen gewesen, so kann doch dieses nicht von den ersten Zeiten, sondern nur von einigen Vorstehern der Kirche in den spätern Zeiten gelten, die fast einzig und allein nach ihrem Tode der Liste der Heiligen einverleibt worden. Ich bin ꝛc.

Der zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letztern Schreiben wahrgenommen, daß sie dem Urtheile beypflichten, welches ich in meinem jüngsthin abgelassenen Briefe über gewisse Skribenten auf dem festen Lande gefället, daß selbige in Religionssachen viel weiter gehen, als die Engländer. Denn wenn diese als Freydenker schreiben, so schreiben jene als offenbare und abgesagte Feinde der Religion, und wenn die Engländer vorgeben, daß sie die Wahrheit suchen, und die Religion ans Licht zu bringen bemühet sind, welche lediglich und allein auf die Vernnnft gegründet ist, so scheinen die andern alle Untersuchung zu verabscheuen, weil sie ihre Rechnung nicht bey der Religion und bey der Lehre finden, die eine Strafe und Belohnung nach diesem Leben prediget. So groß und herrlich demnach auch sonst die Toleranz an und für sich selbst ist, so erstreckt sie sich doch nicht auf solche Skribenten. Ich urtheile aber ganz anders von den so genannten Freydenkern, unter denen einige aus keinem bösen Vorsatz irren können, indem sie dafür hal-

halten, daß die Vernunft der Leitfaden in allen Untersuchungen seyn müsse, und dasjenige als gefährlich zu glauben ansehen, welches derselben anstößig zu seyn scheinet. Unter diese kann auch der berühmte **Collins** gerechnet werden, welcher das Haupt und der Anführer der gegenwärtigen Freydenker in England ist. Diesem Manne giebt ein jeder das Zeugniß, daß, ungeachtet er in seinen Schriften verschiedene deistische Lehrsätze vertheidiget, die mit den unter den Christen angenommenen Lehren nicht bestehen können, derselbe doch wegen seiner Scharfsinnigkeit, und seines redlichen Herzens halber, alle Hochachtung verdiene. Man rühmt von ihm, daß er in der Provinz Essex (**Essexshire**) daß ihm aufgetragene obrigkeitliche Amt mit einer solchen Treue und Redlichkeit geführet, daß man ihm auch die Gelder der Provinz anvertrauet, die seine Vorfahren, die Rentmeister, oft übel verwaltet. Diejenigen, die ihn bey seinem Leben verfolgten, nahmen seine Parthey nach seinem Tode. Die Gelehrten büßten mit ihm sehr viel ein. Seine Bibliothek stand ihnen allemal offen. Er liehe denenjenigen, die daran arbeiteten um ihn zu widerlegen, die nöthigen Bücher, ja er zeigte ihnen selbst die die wichtigsten Gründe an, die ihm und seinem Lehrgebäude entgegen gesetzt werden könnten. Das Verderben, welches unter den Christen herrschte,

und

und die Verfolgungen, welche die Geistlichkeit ausübte, trieben ihn an, die Religion anzufechten, doch haßte er diejenigen nicht, die er verabscheute. Er war vielmehr gegen alle und jede dienstfertig und freundlich, und vermachte in seinem Testamente zweenen englischen Geistlichen eine Summe Geldes, deren Lehren er doch nicht beyflichtete. Man sieht aus diesem Zeugnisse, daß **Collins** vielleicht aus einer guten Absicht geirret, und eben dieses muß man auch von verschiedenen andern sagen, die durch eine genau angestellte Untersuchung veranlasset werden, sich von dem allgemeinen Wege zu entfernen. Ein ganz anderes Urtheil aber muß man von denenjenigen fällen, welche sich öffentlich als Feinde der Religion erklären, weil sie ihre Rechnung nicht dabey finden. Hieher gehöret der bereits genannte **Edelmann** und der Verfasser, der unter dem angenommenen Nahmen **Gilbert Burnets** wider die Religion geschrieben, wie auch diejenigen Skribenten, die unter dem Namen jüdischer Rabbinen über die Schreibart der heiligen Schrift gespottet. Der Verfasser der so genannten **Princesses Malabares** verdient hier gleichfalls eine Stelle. Vielleicht werden einige auch den Verfasser der Schrift, **L'homme machine** hieher rechnen, welcher noch viel weiter, als alle die übrigen, gehet. Denn ungeachtet derselbe zwar nicht alle Religion verwirft,

wirft, so läugnet er doch die Seele, und schreibt alle Handlungen, die der Mensch ausübet, bloß der Organisation des Leibes, dem Blute und den Säften zu. Weil aber der Verfasser dieser Schrift seine Lehrsätze auf anotomische Erfahrungen gründet, und durch dergleichen Untersuchungen dazu verleitet worden, so dünkt mich, daß man ihn mit den vorerwehnten und zuletzt angeführten Skribenten nicht in eine Classe setzen könne. Denn ungeachtet er gefährlicher, als die andern, ist, so ist er doch weniger zu tadeln, als diejenigen, die bloß aus Muthwillen über die Religion spotten, und nicht anders, als ruchlose Menschen, angesehen werden können, weil sie nicht durch gar zu vieles Grübeln und durch eine zu weit getriebene Untersuchung, sondern aus Neigung und eigenem Triebe, Atheisten geworden, und nichts glauben, weil sie nichts glauben wollen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Verfasser der Schrift L'homme machine durch physicalische und anatomische Untersuchungen verführet worden. Ob die Lehre von der vorherbestimmten Harmonie, welche gewisse berühmte Männer zu unsern Zeiten fortgepflanzet, dazu vielleicht etwas beygetragen, erkühne ich mich nicht zu behaupten. Dieses muß man indessen doch zugestehen, daß, ungeachtet die Lehre nicht einerley ist, selbige dennoch einerley Wirkung in der Moral habe, indem diese Lehre den freyen Willen des Menschen aufhebt, und alle

Hand-

Handlungen, die derselbe vornimmt, einer unumgänglichen Nothwendigkeit zuschreibt. Ich bin ꝛc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich über das gelinde Urtheil, welches ich von dem Verfasser der Schrift, L'homme Machine gefället. Ich urtheile aber gewiß nicht gelinde von einem solchen Skribenten, der sowohl die Religion als die Moral über einen Haufen zu werfen trachtet. Ich habe bloß gesagt, daß der Verfasser dieser Schrift, weil es scheint, daß er durch gar zu weit getriebene Grübeleyen, zu den seltsamen Meynungen verleitet worden, die er vorträgt, und dadurch gleichsam in seiner eigenen Weisheit versunken, nicht so tadelnswürdig sey, als gewisse andre Skribenten, die aus bloßem Muthwillen über die Religion spotten, und nichts glauben, weil sie nichts glauben wollen. Der erstere ist einem betrunkenen Man-

ne ähnlich, dessen Gehirne durch hitziges Getränke umnebelt worden, und kann mit einem verglichen werden, der durch gar zu vieles Lesen Schaden an den Augen bekommen. Die Letztern aber sind denenjenigen gleich, die Augen haben, aber doch durchaus nicht sehen wollen, und Verstand besitzen, den sie aber nicht anwenden. Die Schrift, die den Titul führet, L'homme Machine ist eine von den abscheulichsten Schriften, die jemals ans Licht getreten. Man bemerkt indessen doch einige Gründe darinnen, welche, ob sie gleich bey einer angestellten Prüfung dahin fallen, dennoch einigen Schein haben. Man muß zwar gestehen, daß diejenige Lehre, welche sich auf die Erfahrung gründet, als die sicherste anzusehen, und der Verfasser hat recht, wenn er behauptet, daß hundet Irrthümer aus einmal angenommenen Erklärungen, und so genannten Argumentis a priori entstehen. Man kann auch eben so wenig läugnen, daß die Organa, das Blut und die Säfte in dasjenige, was man Vernunft nennet, einen Einfluß haben, und die Neigungen und Leidenschaften erregen; und so kann man begreifen, wodurch der Verfasser verführt, und wodurch er auf die gefährlichen Meynungen gebracht worden, die Seele und deren Wirkungen zu läugnen, selbige zu einem Unding zu machen,

und

und dem Leibe alles zuzuschreiben, was man sonst der Seele beyzulegen pflegt. Denn ungeachtet man die Wirkungen des Blutes und der Säfte in dem Menschen zugiebt, so fließt doch nicht daraus, daß die Seele bloß für ein Unding, und für einen leeren Namen zu halten, und, nach dem Ausdruck des Verfassers, die Organisation das ganze Verdienst des Menschen sey. Denn aller Erfahrungen ungeachtet, die er anführt, und wodurch er zu erweisen sucht, daß, nachdem der Leib beschaffen, auch die Neigung und der Wille eines jeden Menschen beschaffen sey, bemerkt man doch etwas bey dem Menschen, welches nicht zu dem Mechanismo gerechnet werden kann; nämlich, den Streit zwischen dem Fleische und Geiste, wie die Schrift sich selber ausdrückt, indem ein jeder Mensch sagen muß: Video meliora proboque, deteriora sequor. Man nimmt auch wahr, daß ein Mensch in dem stärksten Paroxysmo, den die Gährung des Blutes, und die Verwirrung des Gehirnes verursachet, oft eine Leidenschaft mäßigen, oder doch wenigstens urtheilen könne, daß solche müsse gemäßiget werden. Die Freyheit zu denken kann durch die Unordnung des Körpers gehemmet, aber doch nicht ganz erstickt werden, welches die Erfahrung, worauf der Verfasser sich beziehet, täglich lehret, so

daß man die Erfahrung zum Beweiſe ſowohl des einen als des andern Satzes anzuführen im Stande iſt. Eine ſolche Freyheit iſt etwas, das man mit dem Begriff einer Maſchine nicht zuſammen reimen kann, und zeiget unwiederſprechlich, daß ein Menſch noch aus etwas mehrerm, als aus einer bloßen Materie, beſtehe. Wie alſo die Erfahrung lehret, was die Beſchaffenheit des Leibes wirken könne, ſo zeigt eben dieſelbe Erfahrung, daß in dem Menſchen etwas vorhanden ſey, welches dagegen ſtreitet, und daß man ein doppelte Quelle, woraus die Handlungen entſpringen, annehmen müſſe. Denn wenn es hiermit ſich nicht alſo verhielte, könnte kein Streit ſtatt haben, ſondern es würde mit den Handlungen der Menſchen eben die Beſchaffenheit haben, wie mit einem Schiffe, welches bloß von dem Winde hin und her getrieben wird, wenn kein Steuermann am Ruder ſitzet. Man kann alſo die Beſchaffenheit des Leibes mit dem Winde, der das Schiff forttreibt, die Seele aber mit dem Steuermann, vergleichen, der den vielleicht zu beſorgenden Schiffbruch zu verhüten ſuchet. Man kann hieraus abnehmen, wie ſehr der Verfaſſer ausſchweift. Alles, was man ihm einräumen kann, beſteht darinnen, daß, in Beſtrafung der Miſſethaten, die Strafe nach der Leibesbeſchaffenheit des Miſſethäters geſchärft und gemildert werden könne. Denn ungeachtet zwo Perſonen einerley Ver-

chen begehen, so ist doch das Verbrechen bey beyden nicht gleich strafbar, indem der eine hefftige Leidenschaften zu bestreiten hat, der andre aber aus freyem Willen sündiget. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Die Viehseuche hält annoch an, und die Hoffnung, daß solche einmal völlig wieder aufhören werde, scheinet beynahe gänzlich zu verschwinden. Man hat hiebey billig Ursache, sich zu wundern, daß, da jährlich so viele unnütze Schriften ans Licht treten, niemand dennoch bisher die Mühe übernommen, uns eine Historie von dieser großen und ungewöhnlichen Landplage zu liefern. Ich sage mit Bedacht, von dieser ungewöhnlichen Landplage, indem man fast kein Exempel davon in der Historie findet, so viele Mühe ich auch angewandt, dergleichen aufzusuchen. Es wird zwar oft der Viehseuche erwehnet, aber doch niemals findet man ein Exempel von einer solchen Viehseuche, welche beynahe den fünften Theil ei-

nes Jahrhunderts durch, fast in ganz Europa, geraset, und gleichsam in allen Ecken und Winkeln das Vieh aufsucht, welches es bisher verschonet hat. Es ist dieses wirklich eine Materie, welche sowohl einen Geschichtschreiber, als einen Naturkündiger, auf eine nützliche Art beschäfftigen könnte. Der Geschichtschreiber müßte sich bemühen, Exempel von einer solchen Viehseuche, als die gegenwärtige ist, in den Jahrbüchern aufzusuchen, woran mehr gelegen wäre, als wenn man die Schriften mit unzähligen andern Dingen anfüllet, die niemand zu wissen verlanget. Ein Naturkündiger aber müßte sich bemühen, die Ursachen ausfündig zu machen, woher es komme, daß diese Viehseuche so lange anhält, daß sie bald aufhöret, und bald wiederkommt, bald diesen bald jenen Ort angreift, und eine Kuh, einen Ochsen oder ein Kalb nicht mehr als einmal anfällt. Einige haben zwar im Anfange einen Versuch gemacht, die Ursache dieser Viehseuche zu erforschen. Allein die lange Dauer und die außerordentlichen Eigenschaften derselben erfordern andre Gründe und Schriften, als die man bisher gesehen hat. Man bedienet sich gegenwärtig fast lauter theologischer Argumente, die man zwar wohl nicht verwerfen kann; weil aber der Höchste sich bey seinen Strafen natürlicher Mittel bedienet, so ist den Naturkündigern

nicht

nicht verboten, die wahrscheinlichsten Ursachen hievon aufzusuchen. Ich bin ꝛc.

Der drey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe neulich eine politische Schrift gelesen, worinn der Verfasser mit der Art und Weise nicht zufrieden ist, deren sich gewisse Regierungen bey Eintreibung der Kriegssteuer bedienen. Er sagt: wozu dienen doch die vielen Umschweife, ein gewisses Geld auf Kleider, goldene und silberne Spitzen, Carossen, Spiegel, Glas und dergleichen zu legen, welches an und für sich selbst lächerlich ist, und nichts wie Verwirrung verursachet. Ist es aber nicht besser, vernünftiger und bequemer, wenn man eine reine Kopf- und Vermögensteuer ausschreibt? Es hat aber der Verfasser an die Schwierigkeit nicht gedacht, eine solche Schatzung auszufinden, die nach eines jeden Sinn ist. Die Umschwei-

se, die ihm lächerlich zu seyn scheinen, sind oft unumgänglich nöthig, indem die Erfahrung zeigt, daß man mit dem gemeinen Manne, wie mit einer Puppe, umgehen, und die Auflagen von einer solchen Beschaffenheit seyn müssen, daß man sich denselben freywillig zu unterwerfen scheinet. Z. E. wenn jemand seine kostbaren und mit Gold und Silber besetzten Kleider, sein Spiegelglas in dem Wagen und in den Fenstern nicht abschaffen, sondern sich lieber zu der darauf gesetzten Schatzung bequemen will, so unterwirft er sich derselben freywillig, und kann sich nicht im geringsten darüber beschweren, indem es sodann auch hier heisset: Volenti non fit injuria. Hierauf gründet sich die Gewohnheit, Sperrgeld von denenjenigen zu fordern, die ihrer Lustreisen und ihres Vergnügens halber, des Abends nach einem gewissen Klockenschlage, annoch in die Stadt kommen. Wenn man diese Schatzung allen Reisenden ohne Unterscheid auflegen, und solche zu allen Zeiten einfordern wollte, so würde man sich unverzüglich darüber beschweren und daraus den Schluß machen, daß man durch eine solche Auflage alle Lust verbieten wollte. Weil aber ein jeder von dieser Auflage befreyet ist, und solche nur diejenigen trifft, die nicht zu der gesetzten Zeit wieder zurück kommen, so unterwirft sich ein jeder derselben freywillig. Es kann überdem

dem durch diese Umschweife, die der Verfasser tadelt, die Pracht und Wollust gehemmet werden. Und wenn auch dieses gleich nicht vollkommen möglich ist, wie die Erfahrung leider mehr als zu viel zeiget, so scheint es doch wenigstens die Absicht der Regierung zu seyn, und sie will doch dadurch zu erkennen geben, daß dergleichen Ausschweifungen billig gehemmet, und abgeschafft werden müßten. Verschiedene Anordnungen, die bey dem ersten Anblick lächerlich zu seyn scheinen, sind, wenn man sie genauer überlegt, nützlich und wohl gegründet. Ich bin ꝛc.

Der
vier und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe mich in meinen moralischen Schriften hauptsächlich bemühet, gewisse durchgehends angenommene, aber doch auch zugleich falsche, Meynungen von den Tugenden und Lastern zu bestreiten, und zu zeigen, wie oft man, aus Mangel einer genauen Untersuchung, den Schatten an statt des Körpers ergreife. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man dasjenige verdammet, was gerühmt zu werden verdienet, und dasjenige bis in den Himmel erhebt, was man doch billig für verwerflich erklären sollte. Bey dem einen hält man etwas für sträflich, was man bey dem andern lobet, und bey gewissen Sachen urtheilet man nicht nach der eigentlichen Beschaffenheit und den wahren Umständen, sondern nach dem glücklichen Erfolg derselben. Siehet man nicht täglich, daß ein Thor den Namen eines klugen Mannes erhält, weil seine Thorheit wieder Vermuthen gut ausgefallen, und daß man einem

ver-

vernünftigen Manne den gebührenden Beyfall entziehet, weil seine wohl überlegten Anschläge durch allerhand unerwartete Begebenheiten rückgängig gemacht worden. Ich habe bereits mehrmalen den falschen Begriff entdeckt, den man sich von einem Helden und dessen Thaten machet. Eben dieselben Anmerkungen kann man auch über die meisten Märtyrer machen, indem man die That nach den Personen abmißt, und eben dieselbe Handlung, die man bey diesem eine Beständigkeit nennet, bey jenem mit dem Namen einer Hartnäckigkeit, und eines unbiegsamen Wesens, beleget. Die Rede, welche man von dem Nestor rühmet, scheinet uns in dem Munde des Thersites lächerlich zu seyn. Der Pöbel wird nur durch die Schaale gerühret, und hat von dem Kerne keinen Begriff. Er redet allemal mit fremdem Munde, und siehet nur mit fremden Augen. Er verwechselt die Heucheley mit der Gottesfurcht. Der Glaube und die Meynungen, welche die Eltern geheget, gehen nicht mit ihnen zu Grabe. Sie hinterlassen den Kindern ihren Glauben mit ihrem Vermögen, und die Thorheit des Aeltervaters wird auf die Enkel fortgepflanzt. Ein sinnreicher Haller hat hierüber auf eine vortreffliche Art geurtheilet, und seine Gedanken sind so edel, daß ich meinen Brief nicht schöner, als mit denselben

ben ausschmücken kann. Man findet sie in seinem Versuch schweitzerischer Gedichte auf der 58 und folgenden Seite, folgendergestalt ausgedrückt:

Durch den erstaunten Ost geht Xaviers Wunderlauf,
Stürzt Japans Götzen um, und seine stellt er auf,
Bis daß, dem Amida noch Opfer zu erhalten,
Die frechen Bonzier des Heilgen Haupt zerspalten.
Er stirbt, seine Glaube lebt, und unterbaut den Staat,
Der ihn aus Gnade nährt, mit Aufruhr und Verrath.
Zuletzt erwacht der Fürst, und läßt zu nassen Flammen
Die Feinde seines Reichs mit spätem Zorn verdammen.
Die meisten tauschen Gott um Leben, Gold und Ruh,
Ein Mann von tausenden schließt seine Augen zu,
Stürzt sich in die Gefahr, geht muthig in den Ketten,
Steift den gesetzten Sinn, und stirbt zuletzt im Beten.

Sein

Sein Name wird noch blühn, wenn längstens schon verweht,
Die leichte Asche sich in Wirbelwinden dreht.
Europa schmückt sein Bild auf schimmernden Altären,
Und mehrt mit ihm die Zahl von Gottes selgen Heeren.
Wenn aber ein Huron in tiefen Schnee verirrt,
Bey Errins langem See ein Raub der Feinde wird,
Wenn dort sein Holzstoß glimmt, und schon von seinem Leben
Des Weibes tödtlich Wort den Ausspruch hat gegeben,
Wie stellt sich der Barbar, wie grüßt er seinen Tod?
Er singt, wenn man ihn quält, und lacht, wenn man ihm droht.
Die aufgewölkte Stirn rümpft weder Angst noch Schmerzen,
Die Flamme, die ihn fängt, dient ihm zum Ruhm und Scherzen.
Wer stirbt hier würdiger? Ein gleicher Heldenmuth
Bestrahlet beyder Tod, und wallt in beyder Blut.

Doch

Doch Tempel und Altar bezahlt des Märtrers Wunde,
Und Quebeks nackter Held stirbt von dem Tod der Hunde.
So viel liegt denn daran, daß, wer zum Tode geht,
Geweihte Worte spricht, wovon er nichts versteht.
Doch nein, der Outchipoue thut mehr als der Bekehrte,
Die Ursach von dem Tod spricht selbst von seinem Werthe.
Den Märtrer trifft der Lohn von seiner Uebelthat.
Der seines Lands Gesetz mit frechen Füßen trat,
Des Staates Ruh gestört, den Gottesdienst entweihet,
Dem Kayser hat geflucht, des Aufruhrs Saat gestreuet,
Stirbt, weil er sterben soll, und ist denn der ein Held,
Der am verdienten Strick noch prahlt im Galgenfeld?
Der aber, der am Pfahl der wilden Onontagen
Den unerschrocknen Geist bläst aus in tausend Plagen,

Stirbt

Sirbt, weil sein Feind ihn würgt, und nicht,
weil ers verschuldt,
Und in der Unschuld nur verehr ich die
Gedult.

Wenn dort ein Büßender, zerknirscht in heil-
gen Wehen,
Die Sünden, die er that, und die er wird
begehen,
Mit scharfen Geisseln straft, mit Blut die
Stricke mahlt,
Und vor dem ganzen Volk mit seinen Strei-
chen prahlt,
Da ruft man Wunder aus, die Nachwelt
wird noch sagen,
Was Lust er sich versagt, was Schmerzen
er ertragen.
Wie aber, wenn im Ost der reinliche
Brachman,
Mit Koth die Speisen würzt, und Wochen
fasten kann,
Wenn Ströme seines Bluts aus breiten
Wunden fließen,
Die seine Reu gemacht, und oft der Tod
muß büßen,

Was Rom um Geld erläßt, wenn nackt und unbewegt,
Er Jahre lang den Strahl der hohen Sonne trägt,
Und den gestrupften Arm läst ausgestreckt erstarren,
Wie heissen wir den Mann? aufs Beste, einen Narren.

So weit gehen die herrlichen Gedanken dieses großen Mannes, welche durch die Erfahrung unterstützt werden. Denn diese lehret, daß man nicht so sehr auf die That selbst, als auf die Person siehet, von welcher die That vollbracht wird. Ich bin ꝛc.

Der fünf und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich gerieth einmal außerhalb Landes mit einem Mönch in einen Religionsstreit, der hauptsächlich den ehelosen Stand betraf, wozu die Klosterreguln diejenigen verbinden, die sich dieser Lebensart widmen. Ich suchte ihn zu überführen, daß das Verbot der Ehe sowohl dem Gesetz der Natur, als der heiligen Schrift, entgegen wäre, als worinn ausdrücklich, das **wachset und vermehret euch**, geboten worden. Er aber suchte im Gegentheil darzuthun, daß allemal gewisse Menschen vorhanden seyn müßten, die sich allein dem Gottesdienste aufopferten, woran sie aber durch den Ehestand und die damit verknüpften Beschwerlichkeiten gehindert würden; bey welcher Gelegenheit er denn zugleich den Nutzen, die Herrlichkeit und Heiligkeit des ehelosen Standes aufs prächtigste zu erheben suchte. Ich blieb aber nichts destoweniger bey meiner bereits geäußerten Meynung und sagte ihm, daß, wenn man ins Kloster gienge,

es eben so viel sey, als wenn man sich selbst die Mannheit nähme, und wenn Sophroniscus dieses gethan hätte, so würden wir des Socrates haben entbehren müssen. Er führte zwar die Exempel der größten Heiligen an, welche sich aus oben angeführten Ursachen des Ehestandes enthalten, und ihre ganze Lebenszeit einsam zugebracht. Ich antwortete ihm aber, daß viele ietzt so genannte Heilige, die von ihm und seines gleichen bis in den Himmel erhoben würden, nichts weniger als diesen Namen verdienten, wenn man ihre Handlungen, und ihre Aufführung untersuchte. Verschiedne Einsiedler und so genannte Ascetici wären nichts anders, als schwermüthige Menschenfeinde gewesen, und der heilige Franciscus, sowohl als der heilige Ignatius, wären gar zu bekannt, als daß es nöthig sey, vieles von denenselben zu sagen. Ich fügte endlich zum Beschlusse hinzu, daß diejenigen, welche sich ohne Ursache, die entweder in der Leibes = oder Gemüthsbeschaffenheit ihren Grund hätte, oder auch ohne andere besondere Umstände, dennoch dem ehelosen Stande widmeten, auf die Menschheit Verzicht thäten, und das Gesetz der Natur überträten. Wie mein Gegner hierauf abermals verschiedenes einwenden wollte, so sagte ich zu ihm: Ich wollte ihm doch noch ein Argument mittheilen, wodurch er seinem Vorgeben eine Farbe anstreichen

chen könnte. Er könnte nämlich sagen, daß hauptsächlich die Mönche und Einsiedler natürliche Kinder zeugten, indem natürliche Kinder diejenigen genennet würden, die man außer der Ehe zeugte, und daß sie solchergestalt weder der Natur entgegen handelten, noch die Gesetze einer guten Policey überträten, und zwar dieses eines theils deßwegen, weil sie natürliche Kinder zeugten, andern theils aber auch darum, weil die Erfahrung lehrte, daß solche Kinder größtentheils glücklich wären. Wie mein Gegner merkte, daß ich dieses nur bloß zu dem Ende sagte, um seiner zu spotten, so gieng er ganz erzürnet von mir. Ich bin ꝛc.

Der sechs und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Es ist bisher so wenig in England, als an andern Orten ausgemacht, welcher Religion die beyden Könige von England, Carl der erste, und dessen Sohn Carl der andere eigentlich zugethan gewesen. Was den Vater betrifft, so hat man sowohl aus den Briefen, die dieser König an den Pabst geschrieben, als auch aus der Milde, die er jederzeit gegen seine römischcatholischen Unterthanen blicken lassen, geurtheilet, daß er der römischen Religion beygepflichtet. Beydes aber giebt dennoch hievon keinen hinlänglichen Beweis ab. Denn was das erste betrifft, so können die an den Pabst geschriebenen Briefe nicht anders als bloße Complimenten angesehen werden, weil eben damals an der Heyrath dieses Königs mit der spanischen Princessinn gearbeitet ward, bey welchem Geschäffte Carl der erste der Freundschaft dieses also genannten heiligen Vaters nicht entrathen konnte. Was aber die Huld betrifft, die er seinen römischcatholischen Unterthanen bezeugte, so hatte solche die Liebe zum Grunde, welche die Römischgesinnten gegen ihn bli-

blicken ließen, da sie dem Könige bey dem Aufstand des Reichs gegen ihn ihre Dienste anboten. Dieses gab Gelegenheit zu dem Mißtrauen der englischen Kirche gegen den König, und die Puritaner und Independenten versäumten nicht, dieses Mißtrauen zu vermehren, um ihren Aufstand gegen den König so viel mehr zu bescheinigen. Gegenwärtig aber zweifelt kein unpartheyischer Engländer mehr an der Orthodoxie Carls des ersten, indem sein letztes Bekänntniß auf dem Richtplatze hievon zu einem unwidersprechlichen Zeugniß dienet. Ja man hat weit mehr Ursache, seinen Vater Jacob den ersten deßfalls in Verdacht zu ziehen, aller Schriften ungeachtet, die derselbe gegen die römischcatholische Religion ans Licht treten lassen. Denn derselbe wußte sich meisterlich zu verstellen, da sein Sohn hingegen weit redlicher war, und seine wahre Gesinnung weit weniger zu verbergen suchte. Carl der andre aber war seinem Großvater, was die Verstellung in der Religion betrifft, vollkommen ähnlich. Denn ungeachtet er sich stets für einen Vertheidiger der englischen Kirche ausgab, so hielt man dennoch seine Religion jederzeit für verdächtig, und man glaubte, daß er im Herzen, alles äußerlichen Scheins ungeachtet, dennoch der römischen Kirche beypflichtete. Solches Mißtrauen ward durch die Aufführung vermehret, die er in seinen letzten Stunden beobachtete, da er sich durch

einen catholischen Priester bedienen ließ. Und wenn man dem Briefe trauen darf, der neulich ans Licht getreten, und den man in Andersons Sammlung findet, so hat man gar keine Ursache, weiter daran zu zweifeln. Die Richtigkeit dieses Briefes wird durch seinen Bruder und Nachfolger in der Regierung, Jacob den andern bezeuget. Der Brief selbst lautet folgendergestalt.

Die Rede, die wir letzthin hörten, hat uns überzeugen können, daß Christus nicht mehr als eine Kirche auf Erden haben könne, und meiner Einsicht nach ist es offenbar, daß solches die römische Kirche seyn müsse. Ich halte es für überflüssig, weitläuftiger davon zu reden, weil es hier bloß auf die Frage ankommt, wo die wahre Kirche zu finden sey. Wir erklären uns, daß wir eine catholische und apostolische Kirche glauben, und daß es einem jeden nicht erlaubt sey, zu glauben, was er wolle, sondern, daß es allein der Kirche zukomme, dieses zu bestimmen, als welche von Christo mit der Macht auf Erden begabt worden, uns in Sachen, die den Glauben betreffen, zu regieren, und welche auch gewisse Glaubensbekänntnisse abgefaßt hat, wornach wir uns richten müssen.

Nichts

Nichts kann ungereimter seyn, als wenn man einem Lande Gesetze giebt, und den Unterthanen zu gleicher Zeit die Freyheit läßt, selbige nach ihrer eignen Phantasey zu erklären. Denn auf solche Art würde ein jeder Bürger sein eigner Richter seyn, und endlich würde aller Unterschied zwischen dem, was recht und unrecht ist, aufhören. Ist es denn also wohl wahrscheinlich, daß es Gottes Wille gewesen, uns in einer solchen Ungewißheit leben zu lassen, und daß er uns zwar eine Regul und Richtschnur verliehen, uns aber doch die Freyheit überlassen, solche nach unserm eignen Wahn zu erklären? Ich wollte wünschen, daß jemand im Stande wäre, mir zu zeigen, wer einem jeden die Macht verliehen, in Glaubenssachen zu urtheilen. Christus hat der Kirchen eine solche Macht verliehen, welche sich so weit erstrecket, daß sie die Sünden vergeben und behalten kann. Er hat der Kirche den heiligen Geist hinterlassen, um selbige nach seiner Auferstehung zu regieren. Die Apostel haben unverzüglich durch Beyhülfe des heiligen Geistes die Glaubensartikul abgefaßt, und nachher hat das

Concilium zu Nicäa ein gleiches gethan, und ein Glaubensbekänntniß entworfen, welches noch nach demselben den Namen führet. Die Kirche hat also durch die ihr von Christo verliehene Macht, seit den Zeiten der Apostel jederzeit den Sinn der Schrift bestimmet und das Recht gehabt, zu urtheilen, welche Bücher für canonische zu halten oder nicht. Ist denn also die Kirche jederzeit in dem Besitz dieses Rechtes gewesen, so möchte ich gerne wissen, wodurch selbige dieses Recht gegenwärtig verlohren, und aus welcher Macht man sich von dieser Kirche getrennet? Daß einzige, was man einwenden kann, besteht darinn, daß diese Kirche geirret, indem sie die Schrift unrecht erkläret, derselben Meynungen beygelegt, die dem wahren Sinn derselben nicht gemäß sind, und Glaubensartikul eingeführet, welche von der Schrift nicht bestättiget werden. Man kann aber auch an der andern Seite wieder fragen, wer soll hierinn Richter seyn? Ist es die Kirche, die durch eine beständige Folge, bis auf uns fortgepflanzet worden, oder sind es einige Privatpersonen, welche aus

Ei-

Eigennutz eine Trennung verursachet haben?

So weit gehet das Bekänntniß Carls des andern, dessen Richtigkeit Jacob der andere durch folgende Unterschrift bezeuget:

Dieses ist eine richtige Copey von einem Briefe, den mein Bruder Carl mit eigner Hand geschrieben, und den ich unter andern Schriften nach seinem Tode in seinem Schranke gefunden habe.

Jacobus. R.

Man sieht aus diesem Bekänntnisse, daß Carl der andere die englische Kirche verdammet, von welcher er doch, seinem Vorgeben nach, ein eifriger Vertheidiger war. Es ist indessen doch schwer zu bestimmen, ob er eifrig römischcatholisch gewesen. Denn seine tägliche Aufführung, und die Reden, die er zu führen pflegte, zeigen vielmehr an, daß er in keiner Religion eifrig gewesen, und er ist also ein Proselyt, welcher der römischen Kirche eben keine besondere Ehre macht. Jacob der andere hätte auch weit vernünftiger und anständiger gehandelt, wenn er diesen Brief unterdruckt hätte, indem derselbe sonst

zu nichts dienet, als das Andenken seines Bruders zu beschimpfen. Denn die darinnenthaltenen loci communes sind bereits hundertmal widerlegt worden. Nichts ist seltsamer, als das Hauptargument, welches zum Beschluß angeführt wird, und darinn bestehet: wenn die Kirche geirret hat, wer kann darüber anders urtheilen, als die Kirche selbst? Denn daraus erhellet, daß die Schrift hiebey nichts zu sagen habe, sondern die Kirche ihr eigner Richter sey. Ich habe an einem andern Orte bereits gezeiget, daß der große Vorfechter der römischen Kirche, Bossuet, sich eben desselben Beweises bedienet, ich habe aber auch zugleich dargethan, wie wenig dasselbe gegründet sey. Ich bin ꝛc.

* *

Der
sieben u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß es nicht die Luft und die Nahrung sey, welche ein Volk von dem andern, in Absicht auf die Tugenden und Laster, unterscheidet. Die Tapferkeit, die Redlichkeit, die Ehrbegierde und andre glänzende Eigenschaften sind an keinen Ort gebunden, sondern rühren von weisen Gesetzen und klugen Anordnungen her, welche endlich einem Volke gleichsam zur andern Natur werden, daß solches nicht anders, als nach solchen Vorschriften, handeln kann. Dieses beobachten die meisten Europäer, und insonderheit diejenigen nicht, welche andre Theile der Welt nicht besucht haben. Denn diese bilden sich ein, daß ein Volk um so viel barbarischer sey, je weiter solches von Europa entfernet ist, und sehen alles dasjenige für Fabeln an, was die Reisebeschreibungen von den Chinesern, Persianern, Indianern und an-

andern Völkern berichten. Wenn die Erzählung des Garcilasso de Vega von den Einwohnern in Peru wahr ist, wie man denn keine Ursache hat, daran zu zweifeln, so haben die Peruvianer an Tugenden alle andre bekannte Nationen übertroffen. Von den Japonesern lieset man Dinge, die einen zum Erstaunen bringen, und man trifft bey ihnen solche herrliche Eigenschaften an, daß kein Volk in Europa mit ihnen in Vergleichung zu setzen. Denn die Tugenden, die man ihnen beylegt, sind wahre Heldentugenden, ja selbst die alten Römer und Griechen müssen ihnen auch in den Zeiten weichen, da die großen Vorzüge dieser Völker am hellsten hervorstrahlten. Die glaubwürdigsten Skribenten führen von ihrer Redlichkeit, von ihrer Verachtung des Todes, von ihrer Liebe des Vaterlandes, von ihrem Mitleiden, und andern heldenmüthigen Eigenschaften bewundernswürdige Exempel an. Weil kein Volk den Reichthum mehr verachtet, als die Japoneser, so ist auch kein Volk mehr von den Lastern befreyet, die aus der Begierde zum Gelde herfließen. Denn bloß die Verachtung des Reichthums war die Ursache, daß die Lacedämonier und die alten Römer so große Tugenden ausübten. Man trifft bey dem gemeinen Manne in Japan nichts anders an, als was die Nothdurft unumgänglich erfordert.

dert. Die Japoncser hassen allen Ueberfluß, und bemühen sich bloß, dasjenige was sie gebrauchen, zierlich und rein zu halten. Man hat fast kein Exempel, daß ein Japoneser über göttliche Dinge spottet. Man höret selten, daß sie sich worüber beschweren. Sie ertragen vielmehr alle Widerwärtigkeiten mit einer heldenmüthigen und fast unglaublichen Beständigkeit. Der Vater verdammet seinen Sohn, den er liebet, wenn derselbe eine Missethat begangen, mit der größten Freymüthigkeit zum Tode, ohne die allergeringste Bewegung darüber spühren zu lassen. Die Beyspiele davon sind dorten so häufig und so allgemein, daß man fast nicht mehr darauf acht giebt. Die alten Römer und Griechen brüsten sich mit der großen Menge ihrer Helden, mit ihren Codris, Deciis und Corvinis. Aber in Japan ist eine so große Anzahl solcher Helden vorhanden, daß man ihre Namen fast nicht mehr anzeichnet. Das wunderbarste ist, daß das Frauenzimmer in Japan in diesem Stücke dem männlichen Geschlechte nichts nachgiebt. Ich will hievon nur einige Beyspiele anführen. Ein Dienstmädgen nahm sich selbst das Leben, weil man mit ihr auf eine solche Art scherzte, welche sie ihrer Ehre nachtheilig zu seyn glaubte, ungeachtet die Sache an und für sich selbst von keiner Wichtigkeit war. Ein vornehmer Herr verliebte sich in eine Jungfer, und nahm solche

von

von ihrer Mutter, um damit sein Serail zu vermehren. Die Mutter, welche eine arme Wittwe war, schrieb an ihre Tochter, und ermahnte dieselbe, sich diese Liebe ihres Herrn zu Nutze zu machen, weil sie dadurch beyde sich der äußersten Armuth erwehren könnten. Der Herr kam unvermuthet dazu, als das Mädgen den Brief las, und verlangte den Innhalt desselben zu wissen; weil selbige aber sich nicht überwinden konnte, ihm den Brief zu zeigen, um die Noth ihrer Mutter nicht zu verrathen, so steckte sie den Brief mit einer solchen Gewalt in den Hals, daß sie davon erstickte, und auf der Stelle ihren Geist aufgab. Der Herr ward dadurch noch begieriger gemacht, den Innhalt zu wissen, und ließ den Mund der Verstorbenen öffnen. Wie er hierauf den Brief gelesen, der annoch unbeschädiget war, so ward er dadurch so sehr bewegt, daß er die Mutter augenblicklich zu sich nahm, und dieselbe so lange sie lebte, reichlich versorgte. Der Kayser warf einmal eine heftige Liebe auf eine schöne verheyrathete Frau, und weil er ihrer auf keine andere Art, als durch ihres Mannes Tod, habhaft werden konnte, so ließ er den Mann umbringen. Hierauf ließ er die Wittwe zu sich rufen, und suchte dieselbe dahin zu bereden, daß sie bey ihm auf dem Schlosse bleiben möchte. Diese ließ sich solches zwar dem Ansehen nach gefal-

fallen, bat aber auch zugleich, daß der Kayser ihr dreyßig Tage, ihren Mann zu beweinen, vergönnen, und hiernächst erlauben möchte, ein Gastmahl auf dem Schlosse anzurichten, um die hinterlassene Freunde ihres verstorbenen Mannes zu bewirthen. Der Kayser räumte ihr solches willig ein, und versprach diesem Feste selbst beyzuwohnen, welches auch geschahe. Wie aber das Gastmahl geendiget, und die Gesellschaft von der Tafel aufgestanden war, so gieng sie auf eine Gallerie, und stürzte sich herab, um dadurch sowohl ihre Ehre zu retten, als die Treue zu halten; die sie ihrem Manne geschworen hatte. Der Vorsteher der holländischen Handlungsgesellschaft in Japan, Namens **Caron**, führet ein Beyspiel an, welches noch merkwürdiger ist. Ein junges Mädgen, welches ihrer Herrschaft aufwartete, und sich deßwegen über die Tafel hin beugen mußte, war so unglücklich, daß sie bey dieser Gelegenheit etwas unanständiges begieng. Dieses brachte dieselbe in eine solche Verwirrung, daß sie vor Schaam ihre Angesicht verhüllte, ihre eine Brust aber mit den Zähnen dergestalt und so lange biß, daß sie endlich darüber ihren Geist aufgab. Dergleichen Beyspiele, die die größte Verachtung des Todes anzeigen, sind in den Japonesischen Jahrbüchern häufig anzutreffen. Man sieht übrigens hieraus,

was die Ehrbegierde ausrichten kann, und was für heldenmüthige Tugenden dieselbe vermögend ist hervorzubringen, wenn sie durch vernünftige Grundsätze unterstützt wird, die einem zeigen, worinn die wahre Ehre bestehet. Man kann indessen niemanden rathen, den Japonesern in den oben angeführten Handlungen nach zufolgen. Denn der Heroismus kann auch so weit getrieben werden, daß er endlich seinen Namen verlieret, und das Ansehen einer Grausamkeit erhält. Man sieht aber doch auch zugleich dabey aus andern Beyspielen, daß diese Liebe und Begierde zur Ehre, welche den Japonesern von ihren ersten Jahren her eingeprägt worden, der Zunder und Grund zu großen und glänzenden Tugenden ist. Keine Gefahr kann so groß seyn, welcher sich ein Japoneser nicht mit Freuden unterwirft, um seinen Freund zu retten; und auch die allergrößte Gefahr ist nicht vermögend, ihn zu zwingen, denjenigen zu verrathen, dem er seine Verschwiegenheit einmal versprochen hat. Wenn auch ein unbekannter Mensch zu einem andern seine Zuflucht nimmt, und denselben um seinen Beystand anflehet, um seine Ehre und sein Leben zu beschützen, so sparet derselbe weder Gut noch Leben, weder Weib noch Kinder, sondern wagt alles, um den Bedrängten zu retten. Ich kann nicht umhin, annoch zum Beschluß eine Historie anzuführen, die gar zu schön ist, als daß

sie

sie hier nicht Platz finden sollte. Eine arme Wittwe in Japan hatte drey Söhne, und lebte bloß von demjenigen, was diese drey Söhne durch ihre Arbeit erwerben konnten, welches dennoch zu ihrer Erhaltung nicht hinlänglich war. Bey diesen Umständen fielen die Söhne auf einen ganz besondern Entschluß, um den Kummer ihrer Mutter zu erleichtern. Die Regierung hatte vor kurzer Zeit öffentlich bekannt machen lassen, daß alle diejenigen, welche einen Räuber angeben, und der Obrigkeit in die Hände liefern würden, eine ansehnliche Belohnung erhalten sollten. Die drey Brüder, denen der traurige Zustand ihrer Mutter mehr, als ihr eigner Kummer zu Herzen gieng, vereinigten sich daher mit einander, daß einer unter ihnen sich für einen Räuber ausgeben, die andern beyde aber ihn der Obrigkeit anzeigen, und überliefern sollten, um die darauf gesetzte Belohnung zu erhalten, und solche zum Besten ihrer elenden Mutter anzuwenden. Sie warfen hierauf das Loos, und selbiges traf den jüngsten Bruder. Dieser ließ sich hierauf auch sogleich binden, und die andern beyden Brüder stellten ihn der Obrigkeit als einen Räuber und Missethäter dar. Wie derselbe von dem Richter verhört ward, so gestand er unverzüglich, daß er ein Räuber sey, worauf er ins Gefängniß gelegt ward, die andern beyden Brüder aber erhielten die von

der Obrigkeit versprochne Belohnung. Kaum aber war dieses geschehen, so ward das Mitleiden bey diesen beyden Brüdern rege. Sie funden Mittel, in das Gefängniß zu kommen, wo sie ihren gefangenen Bruder mit tausend Thränen umarmten, und sein unverdientes Unglück beweinten. Wie die Obrigkeit hievon Nachricht erhielte, und solches bey derselben nicht wenig Nachdenken erweckte, so befahl selbige einem Bedienten, die Wohnung der Ankläger auszuforschen. Dieser stattete, nachdem er alles genau ausgekundschaftet hatte, seinen Bericht ab: daß er gehöret, wie die Brüder ihrer Mutter den ganzen Handel erzählet, und daß diese nicht nur bitterlich darüber geweinet, sondern auch ihren Söhnen befohlen hätte, das Geld unverzüglich wieder hinzubringen, und ihren Sohn zu befreyen. Die Obrigkeit erschrack hierüber, und hörte den Gefangenen von neuem ab, welcher beständig dabey blieb, daß er schuldig und ein Räuber sey. Endlich konnte sich der Richter nicht länger halten, sondern sagte, daß er den ganzen Zusammenhang wüßte. Er umarmte den Gefangenen und gab dem Kayser davon Nachricht, welcher durch diese That so bewegt ward, daß er alle drey Brüder mit ihrer Mutter reichlich versorgte. Es sind noch mehrere dergleichen Beyspiele, von dem Edelmuth dieses Volkes vorhanden,

wor-

woraus man sieht, wie sehr diejenigen irren, welche glauben, daß die Europäer allein die Tugend gepachtet haben. Indessen sind die Japoneser doch auch nicht von Lastern befreyet, ihre Tugenden aber sind doch von grösserm Gewichte. Insonderheit tadelt man an ihnen, daß sie fast niemals, oder doch sehr selten, beten. Sie sagen: die Götter wissen besser, als wir selbst, was uns fehlet. Das Gebet ist daher unnütz. Vielweniger kann es einigen Nutzen schaffen, daß wir unsre Leiber mishandeln, um ihr Mitleiden zu erwecken. Hierüber könnte man verschiedene Betrachtungen anstellen. Ich bin ꝛc.

Der
acht und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich im abgewichenen Herbst auf einem von meinen Gütern mich aufhielte, so ward ich, da ich auf dem Felde stand, beynahe acht Störche gewahr. Ich bildete mir im Anfange ein, da ich noch etwas entfernet war, daß es Gänse wären, und schalt deswegen den Feldvogt, daß er nicht besser Achtung gäbe. Ich erhielt aber die Nachricht, daß es lauter Störche wären, welche sich gegen den Herbst ihrer alten Gewohnheit nach zu versammlen pflegten, um ihre bevorstehende Abreise nach andern Landen zu überlegen. Man siehet aus diesem und mehrern Beyspielen, daß gewisse Thiere ohne Zwang einen Ort verlassen, um an einem andern Orte neue Colonien anzulegen. Man kann dieses an den Mäusen und Ratzen abnehmen. In dem Hause in Copenhagen, worinn ich gegenwärtig wohne, sind bisweilen alle Zimmer mit einer solchen Menge von Mäusen angefüllet, daß selbige durch kein

Mit-

Mittel können ausgerottet oder vertilget werden. Wenn aber der Schwarm eben am stärksten ist, so verschwinden sie alle gleichsam auf einmal. Das Haus, welches ich auf meinem Gute Terslöv habe, war vor einigen Jahren voller großer Ratzen, welche ein solches Gepolter auf dem Boden verursachten, daß das Haus dadurch in einen üblen Ruf kam, als ob sich Gespenster darinn aufhielten. Aber ehe man es sich versahe, waren diese Ratzen alle verschwunden. Ich erinnere mich, in einer Beschreibung von England eine solche Nachricht von den Schwalben in der Grafschaft Suffolk gelesen zu haben. Der Verfasser sagt: Wenn die Schwalben im Frühjahr übers Meer nach England kommen, so lassen sie sich zu allererst an den Küsten dieser Provinz sehen, und gegen Herbst begeben sie sich von diesen Küsten wieder in warme Länder. Er erzählt, daß er im Anfange des Weinmonats einmal eine unglaubliche Menge Schwalben auf einem Kirchendach gesehen. Wie er sich nach der Ursache erkundiget, so habe er zur Antwort bekommen, daß die Schwalben, welche sich dorten versammlet hatten, um über das Meer zu fliegen, durch widrigen Wind

aufgehalten würden. Sobald aber der Wind umgehen würde, so würden sie alle unverzüglich wegfliegen, welches auch an dem folgenden Tage geschehen wäre. Das sonderbarste hiebey ist, daß sie ihren Sammelplatz vor ihrer Abreise an den Seeküsten von Suffolk haben, weil dorten der Weg nach Holland am nächsten ist. Diese und andre dergleichen merkwürdige Umstände, die man bey den unvernünftigen Creaturen wahrnimmt, bestärken eher des Cartesii Meynung, als daß sie solche widerlegen sollten. Ich bin ꝛc.

Der neun und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich vor einigen Jahren durch die Provinz Seeland reiſete, ſo zeigte man mir unterwegens den Ort, wo den Tag vorher ein Prediger mit dem Wagen umgeworfen war und den Kopf zerſchellet hatte. An der einen Seite des Weges lag ein Stein, der noch daſelbſt zu finden iſt, woran der Wagen geſtoßen, an der andern Seite aber lag der Stein, worauf der Prediger mit ſolcher Gewalt geſtürzet war, daß er davon eine tödtliche Wunde empfangen. Es ſcheint alſo faſt, als ob dieſe beyden Steine mit Fleiß zu dem Ende dahin gelegt worden, um die Reiſenden unglücklich zu machen. Es iſt aber dennoch dieſes nicht der einzige Ort auf unſern Landwegen, wo die Reiſenden ein ſolches Unglück befürchten müſſen, denn man findet bey uns die Wege überall mit loſen Steinen belegt, welche bereits von uralten Zeiten her da gelegen, ohne daß ſich jemand Mühe gegeben, ſolche aus dem Wege zu räumen, ungeachtet ſie

nicht größer sind, als daß sie bequem durch einen einzigen Mann können fortgewalzet werden. Wenn man dieses und zugleich auch die großen Umwege betrachtet, die man thun muß, ehe man an den Ort kommen kann, wohin man gedenket, so muß man billig die Unachtsamkeit der gegenwärtigen Zeiten bewundern, und die Sorgfalt der alten Römer um so viel mehr rühmen, welche dieselben in Absicht auf die allgemeinen Landstraßen hegten. Sie hatten durch ganz Italien große Wege und Landstraßen nach den größten Städten bis zu beyden Meeren angelegt. In den Provinzen waren eben solche Anstalten verfügt, wovon man annoch die Ueberbleisel siehet, die zu einem unwidersprechlichen Zeugniß ihrer vorigen Schönheit nnd Bequemlichkeit dienen. Diese Wege waren in einer geraden Linie angelegt, und man hatte zu dem Ende Berge durchgegraben, und Moräste ausgetrocknet. Der ganze Boden war auch so eben gemacht, daß man so geschwind als sicher von einem Orte zum andern gelangen konnte; da man im Gegentheil nunmehro niemals anders als mit Gefahr reisen kann, und öfters ganze Stunden wegen des schlechten Weges fahren muß, ehe man an einen Ort kommen kann, der sonst ganz nahe lieget. Ich bin ꝛc.

Der

Der dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen mein Alter von mir zu wissen, da sie hievon, wie sie schreiben, verschiedene nicht mit einander übereinstimmende Berichte, sowohl in andern, als auch in meinen eignen Schriften gefunden. Ich habe es selbst bisher nicht recht eigentlich gewust, sondern bloß das Jahr 1685 als mein Geburtsjahr angegeben, in welchem ich, wie ich bishieher immer geglaubt, gebohren worden. Da ich mir aber vor einiger Zeit einen Auszug aus dem Kirchenbuche in Bergen zuschicken lassen, so habe befunden, daß ich mich geirret, indem ich bereits 1684 gebohren worden, daß ich also nicht weit mehr von siebenzig Jahren entfernet bin. Dieses ist alles, was ich bey einem sehr schwächlichen Leibe, der, von meiner ersten Jugend an, allerhand Zufällen unterworfen gewesen, nur immer hoffen können. Und ich habe Ursache, Gott zu danken, daß er mir so viele Gnade und Kräfte verliehen, daß ich meine Geschäfte jederzeit einiger maßen selbst verrichten können. Meine Krankheit ist übrigens immer ei-

nerley gewesen, und ich habe mich, von meiner Kindheit an, jederzeit mit scharfen Säften, und daraus entstehenden Hitze in dem Körper plagen müssen, wodurch ich gezwungen worden, mich bloß mit Wasser und magern Fleischbrühen zu behelfen. Meine einzige Arzney ist der Coffee gewesen, den ich zweymal des Tages getrunken und wornach ich mich allemal überaus wohl befunden. Vor einigen Jahren sind meine kränklichen Umstände durch die Strangurie vermehret worden, welche mich veranlasset, mich aller derjenigen Versammlungen zu entschlagen, wo ich mich nicht gleich, wenn es die Noth erheischet, hinwegbegeben kann. Verschiedene, denen dieses unbekannt gewesen, haben mich zwar deswegen getadelt, daß ich mich aller öffentlichen Zusammenkünfte enthielte, und dieses entweder als eine Nachläßigkeit, oder auch als eine Kaltsinnigkeit angesehen; allein ich habe mich deßfalls um so viel eher beruhiget, weil man öfters allerhand Sachen wegen leiden muß, woran man unschuldig ist. Indessen ist dieses dennoch nicht der einzige Zufall, weßfalls ich unverdienter weise leiden müssen: denn ich hasse alle Sonderlinge, und wenn mein Körper nur mit meinem Willen übereinstimmen wollte, so würde ich alles mitmachen, was in einem Lande gebräuchlich und anständig ist. Ich würde Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Disputationen, und Leichenpredigten, und zwar jederzeit mit einem solchen

chen Eifer beywohnen, wie Herr N. N. der keine Feyer vorbeygehen läßt, daß er nicht allemal dabey erscheinen sollte. Ich bin ꝛc.

Der ein und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe schon ehedem gegen den Herrn Bayle dargethan, daß eine bürgerliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen könne. Ich habe bey dieser Gelegenheit auch die Gründe untersucht, die er von der Societät des Epicurs entlehnet, worinne man in einer liebreichen Verbindung, wiewohl ohne Religion, lebte. Ich will also dasjenige nicht wiederholen, was so wohl ich, als andre, dieserhalb geschrieben, um die Lehre des Weltweisen zu Rotterdam zu bestreiten. Ich will nur bloß dasienige anführen, was der englische Ritter Blakmore hiervon schreibet, weil das Argument, dessen er sich bedienet, überaus artig und sinnreich ist. Es ist glaublich, schreibt er, daß in einer atheistischen Republik große Streitigkeiten in der Philoso-

phie

phie und Moral entstehen, und den Staat beunruhigen dürften. Die Anhänger des Democrit und Epicurs würden die Schüler des Aristoteles und des Spinoza antasten, und man würde eine orthodoxe und eine ketzerische Atheisterey haben. Die stärkste Parthey würde gewisse Glaubensbekänntnisse abfassen, und die schwächere zwingen, selbige anzunehmen. Die Pyrrhonisten, die Atomisten, die Peripatetici, die Hobbesianer und Spinozisten würden einander verfolgen, und diejenigen, derer Meynungen bey der Obrigkeit Beyfall fänden, würden Verordnungen auswirken, um ihre Gegner zu unterdrücken. Die Orthodoxen Atheisten würden solchergestalt die ketzerischen Atheisten unterdrücken, und die angränzenden Länder würden bald mit spinozistischen Flüchtlingen angefüllet werden. Endlich, sagt der Verfasser, würde man genöthiget seyn, einen Pabst zu wählen, um die vorgefallenen Streitigkeiten zu entscheiden, und zuletzt würde man eine Inquisition anordnen, um die Irrgläubigen mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. So weit gehen die Gedanken des Blakmore, dessen Argument doch mehr sinnreich, als gründ-

lich,

lich, ist, indem die Streitigkeiten unter den Atheisten und den heydnischen Weltweisen nicht von der Wichtigkeit, wie unter den Christen sind, indem die letztern dafür halten, daß die Glaubensirrthümer eine ewige Verdammniß nach sich ziehen. Die Streitigkeiten, die in alten Zeiten unter den Philosophen herrschten, beunruhigten den Staat nicht. Man kann sich also dieses Arguments des englischen Schriftstellers nicht bedienen, sondern man muß stärkere Gründe gebrauchen, die ich bereits an einem andern Orte angeführet, und welche die von dem Herrn Bayle gemachten Einwendungen gründlicher zu heben vermögend sind. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen bereits ehedem die Ursachen zu erkennen gegeben, weßfalls ich mich niemals entschließen können, ihrem Verlangen eine Genüge zu leisten und, nach den Beyspielen des **Theophrast** und des **Brüyere**, Charactere zu schreiben, und solchergestalt die Moral vorzutragen. Keine Schreibart ziehet dem Verfasser mehr Verdruß zu, als diese. Denn so unschuldig auch seine Absicht immermehr seyn mag, so muß er doch leiden, daß man von ihm glaubet, als ob er sein Absehen auf gewisse Personen gerichtet. Das Gedichte, welches ich unter dem Namen **Peter Paars** herausgegeben, und worinn verschiedene Charactere enthalten, kann in diesem Stücke einem jeden zur Warnung dienen. Es ist gleichfalls annoch einem jeden bekannt, was für Früchte der sogenannte **dänische Zuschauer** vor einigen Jahren von seiner Arbeit eingeerndtet. Ob er in seinen Characteren, die er seinem Werke einverleibt, auf gewisse Personen

sonen gezielet, kann ich zwar nicht sagen. So viel aber ist doch ausgemacht, daß man ihn nicht frey davon gesprochen, insonderheit, da er selbst in seinem ersten Stücke anzeigte, daß er dieses, jedoch nur selten, thun wollte. Die Verbitterung nahm zu, da man den Stand und die Eigenschaft des Skribenten in Erfahrung brachte, und ward immer größer, da derselbe endlich gar den politischen Zuschauer zu schreiben anfieng, worinn er, seinem Vorgeben nach, bis in die Cabinetter der Könige und Fürsten dringen und die Staatsfehler sowohl, als die Aufführung der Minister, untersuchen wollte. Noch mehrere Verwunderung erweckte kurz nachher in diesem Reiche ein fremder Schriftsteller, der nachmalige Professor bey der Ritterakademie zu Sora, Schlegel, der eine Wochenschrift unter dem Titul, der Fremde, herausgab. Niemand konnte begreifen, wie es möglich wäre, daß jemand, der nur eine so kurze Zeit in Dännemark sich aufgehalten, und die Landessprache nicht wüßte, dennoch die Kühnheit haben konnte, alle Stände bey uns durch die Hechel zu ziehen, und deren Fehler anzuzeigen. Ich will nicht einmal andrer jungen Studenten erwehnen, die sich nicht entblöden, ohne die geringste Einsicht dennoch von den schwersten und solchen Materien zu schreiben, welche die gelehrtesten Männer

zu untersuchen sich nicht getrauen, geschweige denn, daß sie davon sogar Schriften ans Licht zu stellen, sich einfallen lassen sollten. Ich bin selbst ein großer Freund von der Freyheit im Schreiben. Aber solche geht, meinem Bedünken nach, seit einigen Jahren bey uns zu weit. Es würde mir ein leichtes seyn, einige junge Schriftsteller namhaft zu machen, auf welche man mit Recht die Worte Davids anwenden kann: **Laßt sie zu Jericho bleiben, bis ihnen der Bart wächset.** Ich bin ꝛc.

Der

Der
rey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man des Aberglaubens und der Unwissenheit Erwehnung thut, die in den römischcatholischen Ländern errschet, so läugnen zwar solches diejenigen icht, die dieser Religion beypflichten: Sie ehaupten aber zugleich, daß sich solches genwärtig nicht mehr also verhalte, sondern daß ie Unwissenheit und der blinde Aberglaube, der nen von den Protestanten vorgeworfen würde, ur von ihren Vorfahren gelte, und man daraus ichts weiter abnehmen könne, als wie der Zuand vor einigen hundert Jahren beschaffen geesen. Ich gestehe gerne, daß in gewissen römischcatholischen Ländern, insonderheit in rankreich, die Theologie ein ganz anderes Ansen, gewonnen, als es damit in vorigen Zeiten beschaffen war, und daß Frankreich gegenwärtig erschiedene große Gottesgelehrte aufweisen önne. Die meisten Geistlichen aber kleben doch och an dem alten Aberglauben, und sind noch ben so unwissend, wie ihre Vorfahren, so gar, aß sie auch nicht einmal den geringsten Be-

griff von andern Religionssecten haben. Ich habe selbst bey meinem Aufenthalte in Frankreich gehört, daß die dortigen Geistlichen dem seligen Luther die seltsamsten Lehrsätze schuld gegeben, die dieser doch in seinen Schriften selbst aufs eifrigste bestritten, ja ein pariſischer Abt erkundigte sich bey mir, ob die Kinder in Dännemark auch getauft würden. Was aber Italien, Spanien und Portugall betrifft, kann man mit Wahrheit sagen, daß der Aberglaube und die Unwissenheit dorten annoch in vollem Schwange gehen. Man sollte zwar gedenken, daß die Mitglieder der so genannten heiligen Inquisition große Gottesgelehrte seyn müßten, weil ihr Amt darinn bestehet, die Glaubens- und Religionssachen zu untersuchen, und zu beurtheilen. Man siehet aber aus allen Nachrichten und Umständen, daß sie annoch im Finstern tappen. Ich könnte davon unzählige Exempel zum Beweise anführen. Ich will es aber nur bey einer einzigen, und zwar ganz neuen, Historie bewenden lassen, woraus erhellet, was man sich für Gedanken von diesen Mitgliedern der Inquisition zu machen habe, und wie der gemeine Mann in Spanien, in Absicht auf die Religion, beschaffen seyn müsse. Ein Engländer, Namens Isaak Martin hatte sich zu Mallaga niedergelassen und trieb daselbst nicht nur die Kaufmanschaft, sondern hielt auch ein öffentliches Wirthshaus. Er war aber nicht

lan-

lange da gewesen, so suchte man ihn zum römischen Glauben zu bekehren, welches endlich so weit gieng, daß er den Entschluß faßte, Spanien zu verlassen. Wie er aber im Begriff war, seine Reise anzutreten, so ward sein Haus von spanischen Priestern und bewaffneten Soldaten umringet, welche mit Gewalt hinein drungen, und nicht nur obberegten Martin wegführten, und in das Gefängniß der Inquisition legten, sondern sich auch seiner Güter bemächtigten, und seine Frau und Kinder aus dem Hause trieben. Nachdem sie fünf Tage in dem Hause Wache gehalten, und alles weggenommen hatten, daß nichts mehr, als die vier Wände, übrig waren, so liessen sie das Haus leer stehen, der gefangene Engländer aber ward von Mallaga nach Granada geführet, und man erlaubte ihm nicht jemanden von seinen Freunden zu sprechen, und demselben die Sorge für sein Hauswesen aufzutragen. Man versprach ihm zwar, daß er nach angestelltem Verhör alles wieder erhalten sollte, allein es blieb bey dem leeren Versprechen, und der Mann gerieth mithin in die äusserste Armuth. Er war noch glücklich genug, daß der englische Gesandte zu Madrit sich seiner annahm, weil er sonst mit dem Leben nicht davon gekommen seyn würde. Damit es inzwischen das Ansehen haben möchte, als ob man hiebey ganz ordentlich verfahren, und die Spanier von den Mitgliedern der heiligen In-

quisition wegen ihrer vermeintlichen Gelehrsamkeit ein grosses Wesen machen, so wurden einige von denselben verordnet, den Gefangenen abzuhören, und von seinen Irrthümern zu überzeugen. Der Engländer wollte sich zwar im Anfange ungerne mit solchen hocherleuchteten Männern in einen Streit einlassen. Aber seine Furcht währte nicht lange, indem er, anstatt einer gründlichen Gelehrsamkeit, die er vermuthete, nichts als die gröbste Unwissenheit bey ihnen antraf. Unter andern Dingen, die sie ihn zur Last legten, war auch sein Taufname befindlich, da er Isaak, und einer von seinen Söhnen Abraham hieß; und sie machten daher den Schluß, daß er ein Jude seyn müßte. Sie sagten: Euer und eurer Kinder Vornamen sind ja alle aus dem alten Testamente. Martin antwortete: Ihr erwehnet zwar meines Vornamens, da ich Isaak heisse, und des Vornamens meines Sohnes, den ich Abraham nennen lassen. Ihr vergesset aber meines verstorbenen Sohnes, welcher Peter hieß, und des andern, der annoch lebet, und welcher in der Taufe den Vornamen Bernhard erhalten hat. Der Inquisitor sagte hierauf: Die beyden letztern sind Namen, welche unter den Christen gebräuchlich sind. Martin erwiederte: die beyden erstern Namen sind gleichfalls unter den Christen gebräuchlich, und überdem waren ja weder Abraham, noch Isaak, und Jacob Juden. Der Inquisitor sagte: Allerdings waren

diese

diese drey Erzväter Juden. Martin aber antwortete; sie können nicht unter die Juden gerechnet werden, weil die Juden erstlich diesen Namen von Juda, einem Sohne Jacobs erhalten. Der Inquisitor rief hierauf aus: Halt das Maul. Ich merke, daß du das alte Testament gar zu gut verstehest. Der gefangne Martin ward hierauf verurtheilet, öffentlich gegeisselt zu werden, welches Urtheil kurz darauf auch an demselben vollzogen ward. Ich bin ꝛc.

Der
vier und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Die Jesuiten haben sich niemals mit einer Mission so groß gemacht, als mit derjenigen, welche sie in Japan unternommen haben. Es ist auch in der That bewundernswürdig, daß ein so hochmüthiges Volk, als die Japoneser sind, welche in Absicht auf die Gemüthsgaben alle andre Völker zu übertreffen glauben, nicht nur den römischen Glauben so bald und häufig angenommen, sondern sich auch um desselben Willen martern und tödten lassen. Einige haben dieses der Uebereinstimmung zugeschrieben, welche sich in den heiligen Ceremonien und im Kirchenregimente zwischen der japonesischen und römischen Religion befindet. Denn da die Jesuiten zuerst nach Japan kamen, so merkten sie, daß die Japoneser unter einem zweyfachen Regimente stunden, nämlich unter einem so genannten Cabo Sumo, oder dem Käyser, und unter einem Pabste, der den Namen Dairy führte.

Sie

Sie bemerkten ferner, daß das Land mit Mönchsklöstern und Einsiedlern angefüllet war, die ihren Leib casteyten und plagten. Sie trafen in den Tempeln Bilder der Heiligen an. Bey verschiednen Secten ward Gott unter drey Personen vorgestellet. Die Bilder der Heiligen wurden durch verschiedne dafür gesetzte Lichter erhellet, und die Pilgrimsreisen giengen im vollen Schwange, um dadurch Vergebung der Sünden zu erlangen. Einige glauben daher, daß es den Missionarien um so viel leichter gewesen, einen Eingang in dieses Land und in die Gemüther der Japoneser zu finden, weil die römischcatholische Religion mit den japonesischen Gebräuchen so sehr übereinstimmet, als wenn die eine aus der andern entlehnet worden. Indessen kann man doch diese Aehnlichkeit beyder Religionen keinesweges als eine Ursache der wundernswürdigen Bekehrung der Japoneser ansehen, indem letztre vielmehr dadurch in ihrem alten Glauben bestärket werden können. Andre schreiben dieses daher den Wunderwerken zu, welche Franciscus Xaverius und seine Mitgenossen in Japan verrichtet. Weil aber aus unzählig andern Beyspielen bereits bekannt ist, daß diese Wunderwerke nach der Zeit von den römischcatholischen Geschichtschreibern erdichtet worden, so fällt auch dieses Argument hinweg. Man muß daher andre und bessere Ursachen aufsuchen,

welche diese so wundersame Bekehrung veranlasset, und solche bestehen, meinem wenigen Bedünken nach, hierinn: Die Europäer waren, ehe die erste Mission nach Japan geschahe, wenig oder fast gar nicht in diesem Reiche bekannt. Die ersten Missionarien stellten sich als Heilige an, die alle Sünden abgeleget, und gaben für, daß sie sich aus bloßer Liebe zu den Japonesern den größten Beschwerlichkeiten unterworfen, um den Einwohnern dieses Reichs den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Dieses mußte nothwendig bey einer so edelmüthigen Nation Mitleiden und Dankbarkeit erwecken, insonderheit da sie sich einbildeten, daß alle andre Europäer eben so heilig wären, als die Jesuiten sich anstellten, und sie machten daher den Schluß, daß der Glaube solcher Leute unmöglich falsch oder irrig seyn könne. Daß dieses die wahre Ursache von der so geschwinden Bekehrung der Japoneser gewesen, solches erhellet daraus, daß sie so gleich wieder umsattelten, da sie merkten, daß das Leben der Portugiesen mit ihrer Lehre nicht übereinstimmte, und daß selbige nicht sowohl in der Absicht nach Japan gekommen, um ihre Religion einzuführen, als nur bloß, um ihren Handel zu erweitern, sich selbst zu bereichern, und das Land auszusaugen. Die zwote Ursache der so schleunigen Bekehrung der Japoneser ist in der großen Neubegirde dieses Volks zu suchen. Das Land war bey der Ankunft der Missionarien mit vie-

len

n Religionsſecten angefüllet. Ein jeder hat Freyheit über Glaubensſachen öffentlich und ngeſcheut zu urtheilen, und ſich von einer ecte zur andern zu begeben; daher ward ein der über die neue Lehre aufmerkſam, welche e Miſſionarien vortrugen. Die dritte Urche war der Vortheil, den ſie durch den Umang mit den Portugieſen, und durch den andel, welchen ſie mit denſelben trieben, zulangen glaubten, und weil eine Stadt in Jan der andern in dieſem Stücke gerne den Vorg abgewinnen wollte, ſo ſchmeichelte man ich den Lehrern, welche die Portugieſen bey h hatten. Wie man aber endlich in Japan erkte, daß der größte Vortheil bey dieſer Handng auf Seiten der Fremden war, ſo ward r vorige Eifer in Kaltſinnigkeit verwandelt. Dieſes geſtehen die römiſchcatholiſchen Skrienten ſelbſt, ungeachtet es heiſſen muß, daß ieſe wundervolle Bekehrung durch die gründlihen Predigten der Jeſuiten und die von ihnen aben verrichteten Wunderwerke bewirket worden. So merkwürdig aber dieſe ſchleunige Bekehrung der Japoneſer iſt, eben ſo merkwürdig iſt uch der nachher erfolgte Aufſtand, und der eben o ſchleunige Untergang der neu gepflanzten Reigion. Die römiſchcatholiſchen Skribenten chieben die Schuld auf die Holländer, und ſagen, daß ſelbige die gefährlichen Anſchläge der Jeſuiten gegen die Regierung offenbaret, und den Japoneſern gezeiget, wie ſelbige nichts anders ſuch-

ten, als Japan unter ein fremdes Joch zu bringen, wozu sie sich der Religion, als eines Deckmantels, bedienten. Eben diese Skribenten sagen auch, daß die Holländer, um sich durch den Untergang der Portugiesen einen Weg zu dem Handel in Japan zu bahnen, des Christenthum so gar verläugnet, und, auf Befragen ob sie Christen wären, stets geantwortet hätten, **wir sind keine Christen, sondern Holländer.** Indessen vertheidiget doch **Kämpfer** die Holländer in diesem Stücke, und sagt, daß er nach angestellter genauen Untersuchung gefunden, daß die Holländer bloß, wenn sie gefragt worden, geantwortet. **Unser Christenthum ist ganz anders beschaffen, als das Christenthum der Portugiesen.** Man kann sich in diesem Stücke am sichersten auf den itztangeführten **Kämpfer**, verlassen, der ganz unpartheyisch ist. Von dem Untergang der römischcatholischen Religion in Japan, und von den Ursachen, welche dazu beygetragen, redet derselbe folgendergestalt: **Eben, wie es das Ansehen hatte, daß das ganze Land den christlichen Glauben annehmen würde, und drey Könige bereits Gesandten nach Rom abgefertiget hatten, um sich dem Gehorsam des Pabstes zu unterwerfen, so trat wider alles Vermuthen im Jahr 1586 ein**

Be-

Befehl ans Licht, wodurch bey Lebensstrafe verboten ward:, den römischcatholischen Glauben anzunehmen. Der Regent, der diesen Befehl ergehen ließ, war auch im Stande, solchen zu handhaben. Denn derselbe hatte sich eine unumschränkte Herrschaft zu wege gebracht, und die meisten kleinen Könige bezwungen, die sich bequemen müssen, aus souverainen Fürsten seine Vasallen zu werden. Ich habe bereits vorher angeführt, daß Japan ehedem unter einem gedoppelten Regiment stand. Die Feldherren der Krone aber hatten nach und nach die größte Gewalt so sehr an sich gezogen, daß der rechtmäßige Kayser und der Dayry fast nichts weiter, als den blossen Namen, übrig behielten. Das Land war überdem mit kleinen Königen angefüllet, welche beständig unter einander Krieg führten. Dieser Zustand währte so lange, bis eine Person von geringer Herkunft, Namens Fide Josi, oder wie andre wollen Fapiba, sich der höchsten Gewalt bemächtigte, der Dayrys Macht einschränkte, und die andern kleinern Könige unter das Joch brachte. Nachdem er sich solchergestalt eine unumschränkte Gewalt erworben hatte, so ward ihm von dem Dayry, oder dem geistlichen Kayser der Name Taiho Sama, oder wie Charlevoix

sagt,

ſagt, Cambacondano beygelegt, den er nachher in Taiho Sama verwandelte. Die Jeſuiten mahlen ihn als einen Tyrannen und als eine Misgeburt ab: Allein ſein Regiment zeiget, daß er ein Herr von großen Eigenſchaften geweſen. Dieſer Taiho, oder neue Kayſer war gleich bey dem Antritt ſeiner Regierung darauf bedacht, den Thron, der bisher beſtändig gewanket hatte, ſo viel nur möglich zu befeſtigen, und dazu ſchiene ihm ein ſolcher Befehl, als er wegen der chriſtlichen Religion heraus gab, unumgänglich nöthig zu ſeyn, weil er merkte, daß der chriſtliche Glaube, den er ſonſt nicht haßte, doch nicht ohne großes Blutvergießen würde können eingeführet werden, indem die Bonzier, oder die japoneſiſchen Geiſtlichen, die einen großen Anhang im Lande hatten, mit der äußerſten Gewalt dahin arbeiteten, den alten Glauben des Landes zu erhalten. Indeſſen war doch die Aufführung der damaligen Miſſionarien die hauptſächlichſte Urſache, wodurch er zu einer ſo ſtrengen Verordnung gegen die Chriſten veranlaſſet ward. Denn dieſe beobachteten eben dieſelbe Aufführung, wie diejenigen, die im Anfange, und ehe ſie ihren Zweck erreichen, ſich überaus demüthig anſtellen, nachher aber, wenn ſie ſich einigermaaßen feſtgeſetzt, die Maske abnehmen, und ſich einer unumſchränkten Gewalt anmaſſe. Die vornehmſten Geiſtlichen ſchämten ſich

zu Fuße zu gehen, ihr Staat war so prächtig, daß sie den römischen Cardinälen darinn wenig oder nichts nachgaben, ja sie wollten endlich selbst den großen Reichsbedienten nicht mehr weichen. Ein portugiesischer Bischoff begegnete einmal einem Kayserlichen Minister, der ein Mitglied des hohen Raths war. Man erinnerte den Bischoff, auf dem Wege stille zu halten, und diesen Minister zu grüßen, als wozu alle Reisende verbunden wären. Der Bischoff kehrte sich aber so wenig an diese Erinnerung, daß er vielmehr seinen Weg beständig fortsetzte, ohne dem Minister die geringste Höflichkeit zu erweisen. Wie dieser bey dem Kayser sich darüber beschwerte, so ward derselbe ungemein dadurch aufgebracht, und diese Begebenheit trug nicht wenig dazu bey, die Verfolgungen zu schärfen, die man bereits gegen die Christen angefangen hatte. Diese Ursache, weßfalls man die Christen gehasset, und immer stärker verfolget, ist wahrscheinlicher, als diejenige, die Charlevoix und andre römisch-catholische Skribenten anführen. Sie sagen der Kayser sey willens gewesen, sich als einen Gott verehren zu lassen, welches Vorhaben er aber nicht ausführen zu können geglaubet, falls die christliche Religion in Japan die herrschende Religion werden sollte, wozu es bereits vollkommen das Ansehen

ge-

gehabt, indem kurz vorher, ehe die große Verfolgung ihren Anfang genommen, man bereits über 1800000 Seelen, und unter denen verschiedene kleine Könige, gezählet, welche den christlichen Glauben angenommen. Die einmal gefaßte Ungnade des Kayſers gegen die Chriſten ward übrigens dadurch nicht wenig vermehret, daß die Miſſionarien, des Kayſerlichen ſtrengen Verbots ungeachtet, dennoch beſtändig fortfuhren, zu catechiſiren, inſonderheit aber goßen die Franciſcaner, welche in eben dieſer Abſicht von den Philippiniſchen Inſuln herüber gekommen waren, gar Oel ins Feuer, da ſie, wider des Kayſers ſtrengen Befehl, ſogar in der Hauptſtadt eine Kirche zu bauen anfiengen. Man kann endlich zu allen dieſen Urſachen auch noch den Zuſtand der Handlung hinzufügen. Die Geiſtlichen verkauften das Evangelium den bekehrten Japoneſern ſehr theuer. Die andern portugieſiſchen Kaufleute ſogen das Land aus, und führten große Summen aus dem Reiche, welche, wie man dafür hält, ſich in demſelben Jahre auf drey hundert Tonnen Goldes belaufen. Alles dieſes verurſachte den Untergang der Religion. Die vorige Liebe und Zuneigung ward in den bitterſten Haß verwandelt, und an dem nachher verhängten Verfolgungen hatte mehr die Staatsklugheit, als der Religionseifer, Antheil. Wie endlich, da Spanien

und

und Portugall damals annoch vereiniget waren, ein spanischer Schiffer so unvorsichtig war, daß er einigen Japonesern auf einer Landcharte wies, wie weit die spanische Monarchie sich erstreckte, und daß darunter ganz Indien, ein großer Theil von Europa und Africa, und der vierte Theil der Welt, nämlich America begriffen wäre, und solches dem Taiko Sama zu Ohren kam, so fieng er an für sein eigen Reich besorgt zu seyn, insonderheit da er hörte, daß die Spanier sich den Weg zu solchen großen Eroberungen durch ihre Missionarien gebahnet, welche, wie anderwärts, also auch hier, als Kundschafter nach Japan geschickt worden, um Streit und Unruhe unter den Einwohnern anzurichten, und die Unterthanen gegen die Regierung aufzuhetzen. Daß dieses Mistrauen, und diese Furcht des Kayſers nicht ungegründet war, solches erhellet aus der Zusammenverschwörung, die einige Jahre nachher entdecket ward, da die Portugiesen den Anschlag gemacht, die Regierung in Japan zu verändern, und zu dem Ende bereits sehr viele christliche Japoneser auf ihre Seite gebracht, die einen Aufruhr im Lande erregen sollten, so bald nur die Kriegsschiffe und Soldaten aus Portugall in Japan anlangen würden. Dieser gefährliche Anschlag ward durch einen Brief offenbaret, den man auf einem portugiesischen Schiffe fand, welches die Holländer

der aufgebracht hatten. Der Brief ward unverzüglich nach der Hauptstadt gesandt, und gleich darauf ergieng der strenge Befehl gegen die Christen, welcher im Jahr 1637 öffentlich bekannt gemacht ward. Wie die Verfolgung am hefftigsten war, erregten vierzig tausend bekehrte Japoneser einen Aufstand gegen die Regierung, und suchten sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Zu dem Ende schlossen sie sich in eine Vestung ein, und weil diese Vestung nicht anders als mit der äußersten Mühe und mit vielem Blutvergiessen konnte erobert werden, so hielt der Kayser bey den Holländern um Hülfe an, die den Portugiesen in der Handlung nachgefolget waren, und von dem Kayser Freyheit erhalten hatten, sich zu Firando nieder zu lassen. Die Holländer konnten dem Kayser die verlangte Hülfe um so viel weniger abschlagen, da sie ihren Handel noch immer mehr dadurch auszubreiten hofften. Und wie also der Directeur der dortigen holländischen Handlungsgesellschaft dem Kayser mit Canonen und andern Kriegsgeräthschaften versahe, so ward die Vestung in Grund geschossen, und beynahe 38000 bekehrte Japoneser wurden bey dieser Gelegenheit, auf Befehl des Kayserß ermordet. Kämpfer erkühnt sich nicht, diese That zu entschuldigen, wenigstens zeigte der Ausgang, daß die Holländer

länder hiedurch nicht viel gewonnen. Denn ungeachtet der Handel nach Japan denenselben noch itzo vergönnet wird, so ist gedachter Handel dennoch so sehr eingeschränket, daß fast aller Vortheil dabey wegfällt. Denn die oben angeführte Zusammenverschwörung, und die dadurch bey der Regierung erweckte Furcht, hat in Japan ein solches Mistrauen gegen alle Europäer erwecket, daß man selbige dorten nicht anders, als Feinde und Verwüster des Staats, ansiehet. Man hat den Holländern, bey der ihnen ertheilten Handlungsfreyheit, zugleich solche harte Gesetze vorgeschrieben, daß sie fast als Gefangene anzusehen sind. Sie werden alle auf einer kleinen Insul bey dem Eingang des Flusses Nagasaki eingeschlossen und daselbst von einigen dazu verordneten Japonesern bewachet. Während der Zeit aber, daß sie sich dorten aufhalten, müssen sie den Sonntag nicht feyern, den Namen Jesu nicht nennen, auch nicht singen und beten. Doch werden sie, wie Kämpfer sagt, nicht gezwungen, das Kreutz mit Füßen zu treten, sondern dieses müssen nur die gebohrnen Japoneser thun. Unter solchen harten Bedingungen wird den Holländern dorten der Handel verstattet, und der Vortheil, den sie deßfalls daher ziehen, ist sehr geringe. Auf solche Art ist dieses Kayserthum, nachdem es viele Jahre beun-

ruhiget, und währender Zeit viel Blut vergossen worden, wieder zu dem Heydenthum zurückgekehret. Doch haben sich, wie Kämpfer berichtet, annoch zu seinen Zeiten einige wenige christliche Japoneser gefunden, die sich nicht gewegert, für die christliche Religion ihr Leben aufzuopfern, ungeachtet sie so wenig davon begriffen, daß sie fast nichts anders, als den bloßen Namen der Christen geführet. Ich habe an andern Orten in meinen Schriften gezeiget, daß viele Menschen kein Bedenken getragen, sich Verfolgungen, Marter und Tod zu unterwerfen, um eine Religion zu besiegeln, von welcher sie nicht den allergeringsten Begriff gehabt. Kein Land giebt davon mehrere Beyspiele, als Japan, woselbst Männer, Weiber und kleine Kinder, bloß deßwegen, weil sie getauft waren, mit Freuden dem Tode entgegen gegangen, sich kreutzigen lassen, und allerhand Lieder zum Lobe des Kreutzes angestimmet. Dieses ist es, mein Herr, was ich ihnen auf ihr Verlangen von der Mission in Japan berichten können. Eine ausführlichere Nachricht werden sie bey dem oft angeführten Kämpfer antreffen, den sie aber mit dem Charlevoix vergleichen müssen. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der

Der
fünf und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich in der abgewichenen Woche in einer Gesellschaft war, wo man unter andern auch von der Höhe der Berge redete, so behauptete jemand, daß die Spitze von Teneriffa der höchste Berg auf dem ganzen Erdboden wäre. Auf meine Frage, wodurch er dieses zu erweisen gedächte, erhielte ich die Antwort, daß er dieses in einer alten Reisebeschreibung gelesen hätte. Sie werden leicht mit mir urtheilen, daß dieser Grund nichts beweise, und daß man aus den alten Schriften in diesem Stücke keinen Beweis hernehmen könne. Denn die Alten haben bloß nach dem Augenschein geurtheilet, weil sie nicht mit solchen Instrumenten versehen waren, die ihnen dienen könnten, sichere Bemerkungen anzustellen. Wie man aber nachher die Quadranten, die halben Cirkul, und andre geometrische Instrumenten erfunden, und genaue Rech-

nungen durch Hülfe der Trigonometrie angestellet, so ist man im Stande gewesen, mit mehrerer Gewißheit von der Höhe der Berge zu urtheilen. So sicher aber auch diese Methode ist, so hat die Erfahrung dennoch öfters gelehret, daß man dadurch betrogen worden. Denn je höher der Berg ist, desto schwerer ist es, dessen perpendiculaire Höhe zu bestimmen, und zwar eines Theils wegen der Refraction der Luft, welche durch das Wetter und die Jahrszeiten verändert wird, daß die Berge zu einer Zeit höher als zu der andern Zeit scheinen, andern Theils aber auch deßwegen, weil man an dem Fuß der Berge keine Ebenen von solcher Größe findet, daß man eine gerade Linie ziehen kann, die zum Fundament eines Triangels dienen könnte. Seitdem aber die Barometer von Torricelli erfunden worden, so hat man sich derselben als des sichersten Mittels bedienet, die Höhe der Berge auszumessen. Der Grund hievon ist in der Dünne der Luft anzutreffen, welche vermindert wird, und abnimmt, je höher die Oerter sind, so daß der Mercurius in dem Barometer auf den Bergen fällt, wo die Luft am wenigsten drücket, an niedrigen Orten aber wieder steiget. Diese Art, die Höhe der Berge zu messen, findet nun den meisten Beyfall, und man siehet zugleich daraus, wie sehr die Alten in

ihren Rechnungen gefehlet haben. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Es ist mir überaus angenehm, daß ihnen die Nachricht gefallen hat, welche ich ihnen von dem Missionswerke in Japan ertheilet habe. Man muß aber, wie ich schon damals erwehnet, die protestantischen Schriftsteller mit den römischcatholischen vergleichen, um sich in den Stand zu setzen, unpartheyisch hiervon urtheilen zu können. Kämpfer behauptet, daß die Verfolgungen durch den Hochmuth und Geitz der Jesuiten veranlasset worden. Charlevoix aber, der seine weitläuftige Schrift auf den Bericht der Missionarien gründet, schiebt die Schuld auf die spanischen Augustiner, Franciscaner und Dominicaner Mönche, welche nachher von den philippinischen Insuln nach Japan gekommen, und durch ihre Hitze und Unbesonnenheit alles wieder niedergerissen,

was die Jesuiten mit so vieler Mühe gebauet. Denn weil diese Mönche nicht gelernet hatten, sich in die Zeit zu schicken, und nicht mit der damals unumgänglich nöthigen Behutsamkeit zu Werke giengen, so machte man abseiten der Japoneser keinen Unterscheid mehr, sondern man hielt die Europäer durchgehends für trotzige, unbiegsame, und aufrührische Menschen. Dieses legte, wie die Jesuiten behaupten, den Grund zu der nachherigen grossen Verfolgung, die durch allerhand unvermuthet dazwischen gekommene Vorfälle mit der Zeit immer heftiger geworden. Es traten damals verschiedene Streitschriften ans Licht, wodurch die andern Mönche die Jesuiten anzuschwärzen suchten. Diese aber blieben ihren Gegnern auch nichts schuldig, und führten unter andern eine Mönchshistorie an, wodurch die europäischen Missionen in Japan lächerlich geworden, und welche, wie **Charlevoix** versichert, durch ein in Japan von einem dortigen Bischoff angestelltes Verhör, als wahr erwiesen worden. Ein spanischer Mönch gerieth mit einem Holländer, der von ungefähr nach Japan gekommen war, in einen Religionsstreit. Der Mönch bemühete sich, die Wahrheit der römischcatholischen Religion durch die Wunderwerke darzuthun, die in ihrer Kirche annoch täglich verrichtet würden. Wie aber der Holländer an diesen Wunderwerken

zwei-

zweifelte, der Mönch aber sich erbot, alle Wunder zu verrichten, die sein Gegner nur verlangen würde, so nahm ihn der Holländer aufs Wort und bat ihn, daß er, wie der heilige Petus, auf dem Wasser gehen möchte. Der Mönch nahme dieses ohne Bedenken an, und eine große Menge Japoneser stellte sich ein, um solches mit anzusehen. Dieses Wunder aber lief so schlecht ab, daß der Mönch gewiß würde ertrunken seyn, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Diese lächerliche Historie zeigt, wie es mit den so oft vorgegebenen Wunderwerken beschaffen sey. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Keine Stadt ist der artigen Lebensart halber mehr berühmt, als Paris, und dieses zwar hauptsächlich deßwegen, weil unsere Jugend in so großer Menge alle Jahre dahin geschickt wird, um wohlanständige Sitten zu lernen. Meinem Bedünken nach aber vermengt man in diesem Stücke eine artige und zierliche Lebensart, mit der Frechheit und demjenigen, was man Muthwillen nennet. Ich meines Theils kann mit Wahrheit sagen, daß ich an keinem Orte mehr unverschämte und unanständige Reden gehöret, als in Paris. Ich habe auch bey Personen von mittlerm Stande ein grobes Wesen bemerkt, welches mir oft anstößig gewesen. Die Redensarten, Allez, oder Vous Vous mocquez de moi, und andre dergleichen, die man täglich höret, können fremden Nationen nicht anders, als sehr zuwider seyn. Ich habe oft, wann ich mich in einem Buchladen nach einem Buche erkundiget, die Antwort erhalten, On

le

e garde pour Vous. Was die Reinlich-
eit betrifft, so hat keine Stadt in Europa we-
iger Ursache damit zu prahlen, als Paris.
Denn es ist bey Personen von mittlerm Stan-
e nichts gewöhnlicher, als daß sie ganze
Wochen in einem Bette schlafen, welches in
ieser Zeit nicht einmal wieder zurecht gemacht
worden. Man siehet zwar, daß Leute von
ittlerm Stande mit Gold besetzte Kleider,
nd Laquaien Strümpfe mit goldenen Zwi-
eln tragen. Aber ihre Wäsche ist zu gleicher
eit so unrein, daß ein Holländischer Matrose
ch schämen würde, dieselbe zu tragen. Die
Sittsamkeit, die größte Zierde unsers nordi-
hen Frauenzimmers, heißt dorten eine Impo-
tesse, und was man in Paris Lebensart nen-
et, bestehet darinn, daß man in Gesellschaf-
n mit über einander geschlagenen Füssen sitzet,
nige unverschämte Lieder absingt, und bey
Gelegenheit fluchet. Denn keine Stadt hat
nen grössern Vorrath von Eydschwüren.
heleute siehet man fast niemals zusammen
y einem Besuche, und daher sollte man billig
e Trauungen in Paris solchergestalt abfassen;
Was die Ehe löset, soll niemand
sammen fügen. Dieses letztere findet man
y allen, insonderheit bey Personen von ho-
m Stande. Ich will zum Beschluß die Ab-
ldung anführen, die ein sinnreicher Autor
n einem vornehmen Herrn macht, und die

den Charakter einer hohen Standesperſon in Paris vollkommen ausdrückt: Der vornehme Herr, ſagt dieſer Schriftſteller, ſpielt niemals in der Karte, als des Sonntags, und wenn jemand das ihm geliehene Geld wieder verlangt, ſo entſchuldiget er ſich mit ſeinem freyherrlichen Stande. Wenn man alles dieſes etwas genauer erweget, ſo ſiehet man, daß alles dasjenige, was die Franzoſen Freymüthigkeit und ein ungezwungenes Weſen nennen, nichts anders als eine Frechheit und Dreiſtigkeit zu nennen ſey, wodurch öfters Anſtand und Ordnung übertreten wird. Ich halte es aber nicht für nöthig, ſolche weitläuftig zu erzählen, da ſolche bereits ohnedem ſattſam bekannt ſind. Ich bin ꝛc.

Der

ıcht und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie muntern mich auf, meine Kirchenhistorie fortzusetzen, weil dieses Werk unter allen, die ich geschrieben, den ıröſten Abgang gefunden. Aber diese Arbeit ıürfte mir bey meinem gegenwärtigen Alter ıohl zu schwer fallen. Ich habe übrigens in ıer Vorrede zu diesem Werke auch bereits anre Ursachen angegeben, weßfalls ich Bedenen getragen, damit weiter fortzufahren. Ich ıasse es gegenwärtig lediglich dabey bewenden, ıaß ich hin und wieder einige Anmerkungen ıber die beyden gedruckten Theile entwerfe, ıelche diejenigen sich zu nutze machen können, ıie dieses Buch nach meinem Tode etwa ıieder von neuem aufzulegen sich entschließen ıörften. Unter diesen Anmerkungen ist eine ıon Wichtigkeit, welche dazu dienen kann, um ıasjenige zu verbessern, was man insgemein, ıls die erste Veranlassung zu der Reformation utheri anzugeben pflegt. Man findet insgeıein bey den besten und zuverlässigsten Geschicht-

schichtschreibern, daß es vor der Reformation immer der Gebrauch gewesen, daß, so oft Ablaß verkündiget worden, man die Aufsicht darüber und die Verwaltung des davon einkommenden Geldes den Augustinermönchen anvertrauet. Wie man aber das letzteremal die Dominicaner dazu erwählet, so wäre der Augustinerorden darüber in eine solche Erbitterung gerathen, daß man ihren Orden übergangen, daß sie ihre Augen auf Luthern geworfen, und denselber durch ihren Generalvicarius, Staupitz, aufmuntern lassen, wieder den Ablaß zu predigen, wodurch denn zugleich der Grund zu der nachher erfolgten großen Reformation gelegt worden. So redet Paolo davon in seiner Historie des tridentinischen Concilii, in welchem Stücke ihm andre, und auch protestantische, Skribenten gefolgt sind, und ich selbst habe mich auch dadurch verführen lassen. Man muß aber merken, daß Paolo nur bloß sagt, daß man gewohnt gewesen, diesen Handel den Augustinermönchen anzuvertrauen, woraus andre den Schluß gemacht, daß solches bey diesem Orden eine Verbitterung verursachet, weil die Commission diesmal andern anvertrauet worden, welches dennoch dieser Geschichtschreiber nicht anführet. Hiernächst rechnet der Cardinal Pallavicini, dem man in diesem Stücke am meisten trauen kann, weil es zur Vertheidigung der Reformation dienet,

die

die er sonst mit den gehässigsten Farben abmahlet, es dem Paolo als einen Fehler an, daß er dieses geschrieben, und zwar deßwegen, weil der Ablaßhandel niemals einem Mönchsorden insonderheit anvertrauet gewesen; woraus denn erhellet, daß es der Wahrheit nicht gemäß sey, wenn man behauptet, daß die Augustiner darüber erbittert und aufgebracht worden, daß man sie vorbeygegangen. Diese wichtige Anmerkung kann der etwanigen dritten Auflage meiner Kirchenhistorie mit einverleibt werden. Ich bin ꝛc.

Der neun und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Unter allen Nationen, deren Geschichte aufgezeichnet worden, findet man keine grössere Lügner, als die Juden, und es ist merkwürdig, daß sie aus keiner andern Ursache lügen, als blos um zu lügen. Denn ihre Lügen haben insgemein keine andere Absicht, als dadurch Proben von ihrer Unverschämtheit in Erdichtung der ungereimtesten und abgeschmacktesten

sten Fabeln abzulegen. Ich will der ausserordentlichen Eigenschaften nicht erwehnen, die sie ihren Lehrern beylegen, und auch der Wunderwerke nicht gedenken, die sie ihnen zuschreiben. Denn bey diesen Erdichtungen haben sie denn doch noch die Absicht, ihre Nation groß und ansehnlich zu machen, und man findet eben dergleichen Lügen, in einem gleichen Grad, auch in unsern Mönchskroniken. Die meisten jüdischen Lügen aber sind von einer andern Art, und haben gar keinen Endzweck. Die ietztlebenden gelehrten Juden, welche sich der ungereimten Fabeln der ältern Rabbinen schämen, suchen derohalben allerhand allegorische Erklärungen darüber zu machen, und behaupten, daß man dieses nicht nach den Buchstaben verstehen müsse, indem darinn allerhand wichtige und große Wahrheiten eingekleidet worden. Aber die meisten Erdichtungen sind so beschaffen, daß man mit aller Kunst dennoch nichts vernünftiges herausbringen kann. Ich habe in meiner Kirchenhistorie davon verschiedene Exempel angeführt; und gegenwärtig will ich zwo Erzählungen beybringen, die man in dem jüdischen Talmud findet. Ich möchte gerne wissen, was für eine Erklärung man über folgende Fabel zu machen sich getraute. Die Talmudisten geben vor, daß man den Ort gefunden, wo Himmel und Erde an einander gränzen. Rabba, ein Enkel

el des Channa, erzählt in der Schrift, Baba Bathra genannt, daß ein ismaelitischer Kaufmann ihm diesen Ort gewiesen. Wähender Zeit, daß er an diesem Orte sein Gebet verrichtet, habe er seinen Brodkorb an die Fenster des Himmels gehänget. Nach geendigtem Gebet aber habe er seinen Brodkorb nicht wiederfinden können. Wie er sich darüber gewundert, so habe der Kaufmann zu ihm gesagt, weil das Firmament sich herum drehete, so habe dieses seinen Korb mitgenommen, er solle aber nur auf dieser Stelle bis auf den andern Tag warten, so würde das Fenster des Himmels, woran sein Korb hienge, wieder zum Vorschein kommen, und er könnte sodann seinen Korb wieder herabnehmen. Von Rom findet man in der Schrift, die den Titul führet, Perajim, folgende Beschreibung. Die Stadt hat 365 Gassen, in einer jeden Gasse sind 365 Pallästе, zu einem jeden Pallast führen 365 Stuffen, und auf einer jeden Stuffe sind so viele Edelgesteine befestiget, daß man die ganze Welt dafür kaufen kann. In einer andern jüdischen Schrift heißt es, daß Rom 300 Meilen lang sey. Wenn es überhaupt hieße, Rom sey so groß, als der Mond, oder als das jüdische Land, so hätte ein jeder beweisen können, daß sie gelogen. Da sie aber die Gassen und Häuser angeben, und so

gar

gar die Stuffen zählen, so siehet ein jeder offenbar, daß sie ihren Lesern die allerunvernünftigsten Lügen einbilden wollen. Ich bin ꝛc.

Der vierzigste Brief.

Mein Herr,

Unter allen Gewohnheiten, die man in den Reisebeschreibungen aufgezeichnet findet, sind keine seltsamer, als diejenigen, welche von den Einwohnern des Capo de Bonne Esperance, oder des Africanischen Vorgebürges, aufs helligste in acht genommen werden. Man siehet daraus, daß nichts so seltsam sey, was man nicht andern wieder aufbinden könne, und es ist gewiß, daß eine Gewohnheit, wenn selbige erstlich einmal überhand genommen, von den Nachkommen jederzeit als eine Pflicht angesehen wird, ohne daß jemand sich erkühnet, den Grund davon aufzusuchen und einzusehen. Ich will diesesmal nur zweene hottentottische Gebräuche anführen, die man in Kolbens Reisebeschreibung nach dem Capo de Bonne Esperance antrifft. Wenn eine Mannsperson bey

den

den Hottentotten ein Alter von acht bis neun Jahren erreicht, so nimmt man ihm einen von seinen Steinen weg. Dieses geschiehet in Gegenwart eines von ihren Priestern, und allem Vermuthen nach von ihm selbst, so daß die hottentottische Priester dorten eben dieselbe Verrichtung, wie bey uns diejenigen haben, welche die Hengste legen. Dieses Gesetz ist bey ihnen so heilig, daß es bey Lebensstrafe nicht darf übertreten werden. Sie glauben, daß die Mannspersonen dadurch um Kinderzeugen um so viel geschickter gemacht werden, und wenn man sie nach der Ursache eines so seltsamen Verfahrens fragt, so antworten sie bloß, daß ihre Väter eben denselben Glauben gehabt. Der obenangeführte Schriftsteller thut noch einer Gewohnheit Erwehnung, die nicht weniger seltsam ist, und bey der Vollziehung ihrer Ehen beobachtet wird. Wenn alles zur Hochzeit fertig ist, so schließen die Anwesenden einen Kreys um den Bräutigam. Hierauf nähert sich der Priester demselben, und befeuchtet ihn mit seinem Urin, welchen der Bräutigam mit großer Andacht und Ehrerbietung annimmt und einreibt. Wenn dieses geschehen ist, so verrichtet er eben dasselbe bey der Braut, und segnet hierauf das neue Paar ein. Man sollte bey dergleichen Ceremonien beynahe auf die Gedanken gerathen, daß die Hottentotten so einfältig und so tumm, wie die un-

vernünftigen Thiere, seyn müßten. Indessen hat man doch bemerket, daß es ihnen nicht an gutem natürlichen Verstande fehlet, und daß sie viele Gesetze der Natur weit besser beobachten, als die gesitteten Europäer. Man siehet also nichts anders daraus, als daß dasjenige, was einmal unter dem Namen der Religion angenommen worden, stets als eine heilige Pflicht angesehen werde. Ich bin ꝛc.

Der
ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Unter andern Sätzen, welche Mylord Schaftsbury vorträgt, und die eine genauere Untersuchung verdienen, ist auch dieser befindlich, daß die Hoffnung, welche sich die Menschen von einer Belohnung in jenem Leben machen, mit einer reinen und vollkommenen Tugend nicht bestehen könne. Herr Bayle stimmt dieser Meynung gleichfalls bey, und erzählt zu dem Ende folgende Geschichte. Ein Weib gieng einmal mit einer

Fackel

Fackel in der einen, und mit einem Gefäß mit Wasser in der andern Hand auf der Gasse herum. Wie sie gefragt ward, warum sie dieses thäte, so antwortete sie, daß sie mit der Fackel den Himmel anzünden und verbrennen, mit dem Wasser aber die Hölle auslöschen wollte, damit die Menschen die Tugend ohne Eigennutz ausüben möchten, ohne so wenig eine Strafe zu befürchten, als eine Belohnung nach diesem Leben zu hoffen. Das hauptsächlichste Argument, dessen man sich bedienet, bestehet hierinn. Wenn man die Menschen betrachtet, in so weit sie Menschen, der welches einerley ist unvollkommne Creaturen, sind, so kann man die Ausübung der Tugend ohne die geringste Absicht auf eine Belohnung unmöglich begreifen, und diejenigen, welche sich dennoch hiermit groß machen, kann man mit Recht des Hochmuths beschuldigen, weil sie gleichsam darauf Verzicht thun, daß sie Menschen sind. In dieser Absicht verdienen die stoischen Weltweisen billig verlacht zu werden, weil sie vorgeben, daß sie die Tugenden bloß deßwegen ausüben, weil es Tugenden sind, und ein gleiches Urtheil kann man über die Epicuräer fällen, weil sie, ihrem Vorgeben nach, Gott bloß deßwegen verehren, weil er einer Verehrung würdig ist. Allem Vermuthen nach wird der Schriftsteller, den man zu widerlegen sucht, dieses zu läugnen, sich nicht erkühnen. Die

Frage wird allein übrig bleiben, wenn zwo Personen, ein Stoicus, der keine Belohnung hofft, und ein Christ, der den Himmel dadurch zu erwerben und tausendfache Früchte von seiner Arbeit einzuerndten, gedenket, beyde in gleichem Grad die Tugend ausüben, ob die Tugend des erstern reiner und vollkommener als des letzten sey? diese Frage muß untersucht werden, wenn man die Lehre des Grafen von Schaftsbury widerlegen will. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
fünf und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Da sie ein Verlangen bezeugen, von denen wundervollen Begebenheiten, die in den abgewichenen letzten Jahrhunderten in Japan vorgefallen sind, eine noch zuverläßigere Nachricht einzuziehen, sende ich ihnen die Bücher, welche hievon handeln, den Charlevoix, den Kämpfer und Caron. Sie werden die Geschichte von den grausamen Verfolgungen, welche die Jesuiten und die bekehrten Ja-

Japoneser erdulden müssen, vielleicht nicht ohne Thränen lesen. Vielleicht sehen sie auch dieserwegen die Japoneser als die blutgierigsten Tyrannen an, und von den Holländern werden sie sich eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe machen, weil man selbige beschuldiget, daß sie Oel ins Feuer gegossen. Was die Japoneser betrifft, so ist fast niemals ein Volk auf dem Erdboden gesitteter, mittleidiger und nach der Wahrheit begieriger gewesen. Sie werden mir zwar den Einwurf machen, wie doch dieses mit der Grausamkeit bestehen könne, welche sie gegen die Christen blicken lassen, womit die Verfolgungen, welche die ersten römischen Kayser gegen die Kirche ausgeübet, in keine Vergleichung zu setzen. Man muß aber hierbey merken, daß die Japoneser in den Gedanken gestanden, daß die Strenge, welche sie ausübten, unumgänglich nöthig sey, und daß sie zu den Verfolgungen bloß durch Staatsursachen veranlasset worden. Denn daß sie die christliche Lehre nicht aus Haß oder Abscheu verfolget, und zu unterdrucken gesuchet, solches erhellet aus dem unglaublich schnellen Fortgang, den das Christenthum im Anfange in Japan hatte. Die Historie zeigt auch, daß die japonesischen Kayser, welche die härtesten Verordnungen gegen die Christen heraus gegeben, dennoch von der christlichen Religion keine nachtheilige Gedanken geheget. Der

Zustand in Japan aber war solchergestalt beschaffen, daß beynahe zwey Millionen Einwohner den christlichen Glauben angenommen, und sich taufen lassen, und weil damals Spanien und Portugall unter einem Haupte stunden, und nicht aufhörten, das Land beständig mit neuen Missionarien zu versehen, entstand daher bey der Regierung der Verdacht, daß dieses alles keine andere Absicht hätte, als das Land unter spanische Bothmäßigkeit zu bringen. In diesem Mißtrauen ward der Kayser durch verschiedene Berichte bestärket, die nach und nach einigengen. Ob diese Nachrichten wohl oder übel gegründet gewesen, kann man nicht mit Gewißheit sagen. So viel ist ausgemacht, daß sie nicht unwahrscheinlich zu seyn schienen, und der Kayser fieng daher an, die spanischen und portugiesischen Missionarien als Leute anzusehen, die sich heimlich bemüheten, einen solchen gefährlichen Anschlag ins Werk zu setzen, und suchte daher, die weitere Ausbreitung der christlichen Religion zu hemmen. Vielleicht dürfte man sagen, daß dieses durch andre gelindere Mittel hätt bewerkstelliget werden können, und daß man nicht nöthig gehabt hätte, solche grausame Martern zu gebrauchen, und damit sowohl die Eingebohrnen, als auch Fremde, ja so gar die Gesandten selbst, zu belegen, welche man wieder das Völkerrecht hingerichtet. Vielleicht wird man daraus den Schluß ziehen, daß dieses Verfahren mit dem gesitte-

ten

ten Wesen, und mit dem Mitleiden, welches man der japonesischen Nation beylegt, nicht wohl bestehen könne. Man kann aber darauf antworten, daß die Regierung durch gewisse politische Ursachen zu einem solchen Verfahren veranlasset worden. Denn wenn eine mäßige fremde Kriegsmacht damals nach Japan gekommen wäre, da fast zwo Millionen von den dortigen Einwohnern das Christenthum angenommen , welches selbige mit Gut und Blut zu vertheidigen bereit waren, und diese sich mit der fremden Macht vereiniget hätten, so würde es um die dortige Regierung sehr gefährlich ausgesehen haben. Daß übrigens der Kayser sich einer so ungewöhnlichen Strafe bediente, dazu ward er eines theils durch die Unbeugsamkeit der Japoneser, die bis zur Verzweifelung gieng, andern theils aber auch durch den Enthusiasmum der Missionarien veranlasset, welcher als eine Raserey angesehen ward. Denn ungeachtet ihnen durch ein strenges Verbot nach dem andern, und zwar bey Lebensstrafe, untersaget worden, nicht zu catechisiren, so fuhren sie dennoch darinn beständig fort, und ungeachtet alle nur mögliche Anstalten gemacht wurden, sie zu hindern, daß sie nicht ins Land kommen sollten, so schlichen sie sich doch jederzeit von neuem ein. Dieses sahe die Regierung als eine offenbare Verachtung ihrer Befehle an, und glaubte daher, daß sie den an den Portugiesischen Gesandten vollzogenen Mord um

so viel eher entschuldigen könnte, weil sie dazu nicht eher geschritten, als nachdem das strenge Verbot bereits allenthalben kund gemacht worden. Daß übrigens dieses alles bloß zur Sicherheit des Landes, nicht aber aus Haß gegen die christliche Religion, oder gegen die Spanier und Portugiesen, geschehen, solches erhellet daraus, weil, da das so strenge Verbot im Jahr 1640 ergieng, dennoch zu gleicher Zeit ausdrücklich befohlen ward, die portugiesischen Schiffe auf der See in ihrer Fahrt nicht zu beunruhigen, sondern bloß diejenigen anzugreifen, welche sich dem Lande zu nähern suchen würden. Man muß sich hiebey billig über die Aufführung der Missionarien, insonderheit der letztern, wundern, welche sich aufs neue in Japan, und zwar in keiner andern Absicht einfunden, als bloß sich tödten zu lassen. Ungeachtet man in der römischen Kirche glaubt, daß dergleichen freywillige Martyrer den Japonesern Anlaß geben können, so viel höhere und erhabnere Gedanken von dem christlichen Glauben zu hegen, so wirkte dieses Betragen bey den Japonesern gerade das Gegentheil, indem sie diese Bekenner als in Verzweifelung gerathene Selbstmörder ansahen, und der Religion dasjenige zuschrieben, was diese doch so strenge verbietet. Ich bin ꝛc.

Der

Der
sechs und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Da sie nunmehro diejenigen Jahre erreicht haben, welche zur würdigen Bekleidung eines Amts erfordert werden, und sie mich im Vertrauen fragen, wie sie nunmehro wohl am sichersten und leichtesten zu einer Bedienung gelangen könnten, so rathe ich ihnen aufrichtig, daß sie nicht sowohl auf ihre Geschicklichkeit bauen, als vielmehr sich befleissigen mögen, durch allerhand kleine Gefälligkeiten sich Gönner zu erwerben. Dieses ist der rechte Weg, wodurch man zu einer Beförderung gelangen kann, wobey einem die Wissenschaften nur hinderlich sind. Falls sie aber das Studiren von Natur so sehr lieben, daß sie sich dessen nicht entschlagen können, so gebe ich ihnen den freundschaftlichen Rath, daß sie es so viel möglich verborgen halten, daß sie das gelernet haben. Denn ihre Wissenschaft und erlangte Fähigkeit werden ihnen nur Neid und Eifersucht bey ihren Mitbürgern, sowohl als bey denenjenigen erwecken, die ihre Beför-

derer seyn sollen, so daß sie, wenn sie sich nicht getrauen, ihre Fähigkeit in Zweifel zu ziehen, dennoch ihre Fehler nicht verschweigen, ja solche noch größer, als sie an sich selbst sind, vorstellen, und noch neue dazu erdichten werden. Und alsdenn heißt es von ihnen: Es ist zwar ein geschickter, aber dabey auch ein gefährlicher Mann. Glauben Sie mir, kein Character ist einem, der befördert seyn will, vortheilhafter, als wenn man ihm diejenigen Eigenschaften beylegt, die die Franzosen durch das Wort, un bon homme auszudrücken pflegen. Denn derjenige, der sich diesen Namen erworben, wird ohne sein Zuthun von einer Ehrenstuffe zu der andern erhoben, da im Gegentheil viele von Aemtern und Würden ausgeschlossen werden, weil sie dazu am allergeschicktesten sind. Ueberdem kommt es bey dem Glück und Unglück der meisten Menschen auf einen blossen ungefehren Zufall an. Ich habe bereits in einem andern Briefe an den Herrn N. N. dargethan, wie verschiedene Menschen durch ganz unerwartete Begebenheiten, zu Glück und Ehre erhoben worden. Gegenwärtig werden sie mir erlauben zu zeigen, wie solche Begebenheiten, die von ungefehr kommen, und die man nicht vorhersehen kann, die Menschen unterdrücken, und unglücklich machen können. Oefters scheint es, daß jemand dadurch sein Glück befördert, daß er sich einen

mäch-

nächtigen und vielvermögenden Gönner erwor-
ben. Wenn aber der Patron fällt, so er-
streckt sich sein Fall auch auf seine unschuldigen
Clienten, und ein großer Baum schlägt, wenn
er fällt, auch die kleinen Bäume darnieder.
Was also sein Glück zu werden schien, wird
ein Unglücke, und das Gebäude gehet, wie bey
dem Falle Simsons, auf einmal zu Grunde.
Ein andrer erhält ein ansehnliches Amt, kann
aber niemals höher kommen, weil derjenige,
der unmittelbar vor ihm ist, bey dem Ober-
herren in keinen sonderlichen Gnaden stehet.
Ein andrer wird von seinem Herrn innigst ge-
liebet, weil aber der Herr seiner nicht entbeh-
ren kann, so bleibet er immer in seinem al-
ten Posten stehen. Ein Verlust gereicht
öfters jemanden zum Glücke, so wie ein
Glück öfters den Fall des andern beför-
dert. Das Mädgen in der Fabel verlohr ihre
Nähnadel, und fand beym Nachsuchen eine
dichte Perle. Ein andrer findet auf der öffent-
lichen Landstraße einen Diamant, und wird
deswegen von gottlosen Menschen, die davon
Nachricht erhalten haben, ermordet. Viel-
leicht antworten sie mir; Was soll ich denn an-
fangen? Soll ich mich dem Müßiggang erge-
ben, und alles aufs Glück ankommen lassen?
Das rathe ich ihnen nicht. Ich rathe ihnen
vielmehr, daß sie zu ihrem eignen Vergnügen,
jedoch nicht solchergestalt studiren, daß sie sich
unter den Büchern vergraben, dabey aber ihre

meiste

meiste Zeit darauf anwenden, daß sie vornehmen Herren ihre Aufwartung machen, und sich durch allerhand kleine Dienstleistungen Gönner und Patronen zu erwerben suchen. Ich rathe ihnen hiernächst, daß sie sich nicht mit ihren Wissenschaften, die sie sich durch ihren Fleiß erworben, großmachen, vielweniger sich durch Schriften hervorzuthun trachten. Denn wenn solche gut gerathen sind, so ziehen sie sich dadurch nur Neid und Eifersucht zu. Die Erfahrung lehret, daß keine Schrift mehr beurtheilet und getadelt wird, als welche gerühmt zu werden verdienet. Können sie aber sich der Schreibsucht nicht erwehren, so rathe ich ihnen, nichts anders, als Gedichte zum Ruhm ihrer Beförderer, abzufassen, und darinn sowohl die Tugenden ihrer Gönner, welche sie wircklich besitzen, als auch, welche sie nicht besitzen, mit den herrlichsten Farben abzumahlen. Eine solche Arbeit bringt öfters die beste Belohnung zuwege, wenn keine andre Zufälle dazwischen kommen Man hat zu unsern Zeiten öfters wahrgenommen, daß Männer durch kleine Lobgedichte, welche sie dem Pabste, den Königen und Fürsten zugeeignet, zu einem großen Wohlstand gelangt sind, und sich einen nicht geringen Ruhm erworben haben, da im Gegentheil ein Clericus, ein Bayle, und andre Gelehrte vom ersten Range, durch unendliche und höchstmühsame Arbeit, kaum so viel zu

ge-

gewinnen, im Stande gewesen, daß sie davon leben können. Ich gestehe recht gerne, daß dieser Rath, den ich Ihnen gebe, mehr politisch, als philosophisch, mehr nützlich, als anständig ist. Da sie sich aber bey mir wegen des nächsten Weges zur Beförderung erkundiget, so habe ich nicht anders, als ein Medicus mit seinen Patienten, handeln könne, der auch die Anständigkeit und die Philosophie beyseite setzt, und nur zu den Arzneymitteln und der Diät räth, wodurch die Kranckheit am sichersten gehoben werden kann. Ich bin ꝛc.

Der

ieben und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner unterirdischen Reise einen Abriß von zween Nationen gegeben, von denen die eine die meiste Zeit it Schlafen, die andre aber mit Wachen zuachte, von welchen die letztere in einer bendigen Arbeit und Bewegung war. Ich be dabey gezeigt, daß die letztere Nation hts mehr verrichtet, als die erste, und daraus

aus habe ich den Schluß gemacht, daß man sich ohne Noth über die Kürze der Zeit beklaget, indem man Zeit genug zur Arbeit hat, wenn man nur die unnützen Geschäffte an die Seite setzet, und allein bey dem bleibet, was wichtig und nöthig ist. Eine besondere Zärtlichkeit für die Zeit und deren rechten Gebrauch, welche mir angebohren worden, hat mich veranlasset, dieser Sache etwas genauer nachzudenken, und ich habe bey einer angestellten Untersuchung befunden, daß in allen Ständen, und bey allen Professionen alles mit dem vierten Theil der Mühe und Arbeit bestritten werden könne, die man nun anwendet. Wenn man über eine jede Profession, und über ein jedes Unternehmen insonderheit, die Musterung anstellet, und den Schein von dem Wesen absondert, so wird man finden, daß dieser Satz, so widrig derselbe auch scheinet, dennoch völlig gegründet sey. Wir wollen zuerst die Kirchensachen untersuchen. Ich habe bey einer andern Gelegenheit gezeigt, daß wir gar zu viele Festtage haben, und daß solche noch stets vervielfältiget werden, ohne daß die alten den neuern Platz machen, so daß, wenn die Welt noch lange stehet, endlich sehr wenige Tage zur Arbeit übrig bleiben dürften. Die Frucht von allen diesen Festtagen aber ist, daß die Arbeit gehindert wird und die Andacht erkaltet. Ich sage nicht ohne Grund, daß die Andacht erkaltet. Denn wie man die Lust zum Essen verlie-

lieret, wenn man viele Gerichte auf einmal auf der Tafel siehet, so erkaltet auch die Andacht der Menschen durch einen Ueberfluß der Feyertage und durch die vielen und langen Predigten, welche des Vormittags nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit angehöret werden, weil man eine eben so lange Predigt des Nachmittags, und so die ganze Woche herdurch, hören kann. Daher kommt es, daß die Lehrer öfters entweder schlafenden Personen, oder leeren Stühlen vorpredigen. Ja wie die Zuhörer die Andacht und den Eifer verlieren, so verlieren die Prediger den Eifer und die Lust, ihre Predigten gehörig auszuarbeiten. Daher rühren die Predigten, welche gleichsam aus dem Ermel geschüttelt werden; daher rühren die unendlichen Wiederholungen, und die so verdrüßlichen Tavtologien, die man in verschiedenen Predigten wahrnimmt, so daß es bereits zu einem Spüchworte geworden: Item hilft auch zu einer Predigt. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um mich über die Prediger aufzuhalten. Denn ich weiß, daß diese ehrlichen Männer durch die Menge der Predigten dazu gleichsam gezwungen werden. Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, mit einem vernünftigen Manne über diese Materie zu sprechen, welcher der Meynung war, daß man auch wohl die Kirchengesänge abkürzen, und es bey einem guten Liede vor der Predigt, und

bey

bey einem andern nach derselben, bewenden lassen könnte, wie solches auch bey den meisten protestantischen Gemeinen gebräuchlich sey. Er behauptete gleichfalls, daß es nicht nöthig sey, die Evangelia vor dem Altar abzusingen, da solche doch nachher deutlich abgelesen, und von dem Prediger weitläuftig erkläret würden. Ich erkühne mich zwar nicht, dieser Meynung beyzutreten, indessen muß ich doch mit ihm gestehen, daß ein einziger Gesang, der mit Andacht gesungen wird, eben dieselbe Wirkung haben könne, als wenn viele gesungen werden, und daß die lange Messe und das viele Singen, welches noch einmal so lange, als die Predigt selbsten währet, verursachet, daß sich viele, insonderheit zur Winterszeit, der Kirche enthalten. Ich übergehe andere geistliche Reden, insonderheit diejenigen, welche bey Copulationen geschehen. Diese könnte man füglich, wie die Leichenpredigten, abschaffen, oder doch wenigstens um drey Viertel kürzer machen. Das wunderbarste hiebey ist, daß die meisten Prediger in den großen Städten sich selbst über ihre Arbeit beschweren, die ihnen, wie sie sagen, alle Kräfte wegnimmt, und dennoch nichts destoweniger ohne Noth, ja selbst wieder den Befehl der Obrigkeit, ihre Reden so lang machen. Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich noch mehrere geistliche Verrichtungen von eben derselben Natur anführen wollte. Man siehet ohnehin bereits aus dem, was ich angeführ-

führet, daß man zwey Drittel füglich abkürze, und dennoch alles hinlänglich und dem Amte vollkommen gemäß verrichten könne. Wendet man seine Augen auf die Akademie, und die so genannten hohen Schulen, so findet man gleichfalls eine reiche Materie, verschiedene ganz unnöthige und überflüssige Dinge auszumustern, denn das meiste, was dorten abgehandelt wird, besteht in einem unnützen Geschwätze, in Lobeserhebungen und Glückwünschen, welche immer einerley sind. Eine Einladung zu einer Promotion, zu einer Rede, oder zu einer andern akademischen Versammlung, welche in wenigen Linien bestehen könnte, wird in vielen großen Bogen mit unzähligen Umschweifen abgefaßt. Die feyerlichen Lobreden, die fast alle aus einem Tone klingen, währen bißweilen zwo volle Stunden, ungeachtet keine Materie Leuten von gutem Geschmacke unangenehmer ist, und ich kann mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich noch niemals gehöret, daß sich jemand über die Kürze solcher Reden beschweret. Eine Disputation kann nicht, ohne eine vorhergehende weitläuftige Rede gehalten werden, worinn eine jeder Präses, Opponens und Respondens wegen ihrer Geschicklichkeit gerühmet werden, ungeachtet viele unter diesen, insonderheit unter den letzten, oft nicht ein einziges Wort hervorbringen. Dieses aber wird auf hohen Schulen doch

niemanden zur Last gelegt, als woselbst man, nach wohl hergebrachter Gewohnheit, so viel lügen kann, als man will, wenn der lateinische Styl nur gut, oder wenigstens erträglich, ist. Das überflüssige und unnütze aber nimmt man am meisten bey den gelehrten Schriften wahr. Alle Schriften, die jemals herausgekommen, zu zählen, ist eben so unmöglich, als die Sterne am Himmel zu zählen, und dennoch sagt ein sinnreicher Schriftsteller, daß, wenn man aus den Schriften dasjenige herausnehmen wollte, was andere bereits von eben derselben Materie, und öfters mit eben denselben Worten, geschrieben, und nachher nur wieder aufgewärmet worden, die Anzahl der Bücher nicht größer seyn würde, als daß sie alle füglich in einer Stube könnten aufbehalten werden. Die Titul sind neu, die Materie aber an sich selbst ist alt, und dieses ist besonders merkwürdig, daß die weitläuftigsten Bücher insgemein von den unnützesten Materien handeln. Ich übergehe mit Fleiß, was ich annoch hievon sagen könnte, um nicht dasjenige zu widerhohlen, was ich hievon bereits an einem andern Orte geschrieben habe, Und eben so wenig will ich von dem überflüssigen und unnützen in der Jurisprudenz reden, ungeachtet es auch hier keinesweges daran fehlet. Dieses einzige will ich nur anführen, daß ein einziges Verhör einen jeden vernünftigen Richter zu ermüden fä-

ig ist. Es ist mit der Rechtsgelahrheit, wie
it der Arzneykunst beschaffen, wo die Aerzte
yre Rechnung nicht bey den kurzen und leich-
:n Curen finden. Die Advocaten bemühen
ch, durch unnütze Formalitäten und eine sehr
bel angebrachte Weitläuftigkeit, eine Sache
ft zehenmal weitläuftiger zu machen, als sol-
e an und für sich selbst ist, und die Schreiber
issen die Sache so künstlich einzurichten, daß
: zu dem, was auf einigen Bogen ganz füg-
ch geschrieben werden könnte, ein ganzes
)uch Papier gebrauchen, wobey die streiten-
:n Partheyen eben so übel fahren, als die
)atienten bey den methodischen Curen der
erzte. Man hat zwar oft gesucht, diese
Weitläuftigkeiten einzuschränken. Weil aber
e Advocaten, die Richter, die Schreiber,
e. Aerzte und Apotheker sich davon nähren,
ist solches bisher jederzeit ein pium desi-
:rium gewesen, und wird auch wohl so leicht
cht ausgeführet werden können. Bey dem Hof-
)en ist nicht weniger sehr viel überflüssiges.
)enn die meiste Zeit wird daselbst mit Ceremo-
en und Complimenten, mit nichts bedeutenden
eitläuftigen Reden, mit Aufwartungen, Titeln
id dergleichen hingebracht, worinn nicht das ge-
ngste wesentliche ist, so daß mancher Hofmann,
enn er des Abends von aller Arbeit ermüdet
Bette geht, zu bekennen gezwungen ist, daß
mit allen seinen Bemühungen nicht das ge-

ringste ausgerichtet, sondern vielmehr sagen muß: Hunc diem perdidi. Bey den Staatsverrichtungen bemerkt man eben dasselbe unnütze und überflüssige Wesen. Man darf nur zum Beweis die Manifeste, die Friedenstractaten, die Gesandschaften, und die Congresse ansehen, um überzeugt zu werden, wie wenig übrig bleibt, wenn man das überflüssige und unnütze hinwegnimmt. Mancher Congreß währet ganze Monate, und wird durch allerhand Vorbereitungen und Ceremonien aufgehalten, ehe man zu der Materie, wovon gehandelt werden soll, schreiten kann, ja mancher Congreß wird rein abgebrochen, weil eine kleine Unachtsamkeit in der Schreibart, in den Buchstaben und Characteren begangen worden, so daß die streitenden Partheyen, ungeachtet beyde Theile nichts mehr als den Frieden wünschen, doch solcher Kleinigkeiten halber den Krieg fortzusetzen sich gemüßiget sehen. Wenn wir unsre tägliche Lebensart betrachten, so treffen wir darinn Dinge von einer gleichen Beschaffenheit an. Ich will der Zeit nicht erwehnen, die auf die Wollust so unnütz verschwendet wird; weil solches hier eigentlich nicht hergehöret. Ich will bloß von der so übel angewandten Zeit reden, die bey allerhand unnöthigen Arbeiten, bey alamodischen Besuchen und Gegenbesuchen, bey Neujahrswünschen, wobey man nichts gedenket, bey

Gra-

Gratulationen und Condolenzen, die sich bloß auf eine angenommene Gewohnheit gründen, bey den weitläuftigen Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen, so übel und unnütz verstreicht, und wodurch so wohl diejenigen, welche dazu gebeten werden, als diejenigen, welche andre einladen, beschweret werden. Alles dieses ist nicht nur eine Arbeit, sondern auch eine mühsame Arbeit, ungeachtet alles dieses auf nichts abzielet, weßalls auch alle vernünftige Leute gewünschet haben, daß man solche Thorheiten abschaffen möchte, darinn aber ihren Endzweck bißher nicht haben erreichen können, weil es eine eingebrachte, obgleich höchstbeschwerliche, Gewohnheit ist. Ob man bey dem Kriegsstande auch dergleichen überflüssige Dinge antreffe, kann ich nicht sagen, weil mir die Gebräuche des Kriegsstandes nicht genugsam bekannt sind. Dieses einzige habe ich nur aus der Erfahrung bemerkt, daß man öfters aus einer andern Ursache Krieg führet, als um Krieg zu führen, so daß, wenn der Friede geschlossen wird, ein jeder das Seinige wieder zurück erhält. Was die Kriegsexercitia betrifft, so scheinen einige davon ganz überflüssig zu seyn. Ich bin versichert, daß Alexander der Große, welcher es vollkommen verstund, wie eine disciplinirte Kriegsmacht eingerichtet seyn müsse, nicht anders von unsern ungebräuchlichen Exercitiis urtheilen würde,

wenn er sehen sollte, daß das Gewehr von der Seite nach der Schulter, und von der Schulter in die Höhe, nicht anders als nach dem Takt und nach drey genau abgemessenen Tempo, gebracht werden könne. Ich überlasse es aber alten und erfahrnen Kriegsmännern, das überflüssige auch in diesem Stande zu untersuchen. Kurz man kann die Welt mit dem menschlichen Leibe vergleichen, welcher gar zu viele überflüssige Feuchtigkeiten hat, und daher öfters allerhand Schwachheiten unterworfen ist. Eine Nation spöttet über die andere, obgleich eine jede in ihrer Art ihre Schwachheiten und Fehler hat. Ein Europäer kann sich z. E. des Lachens nicht enthalten, wenn er einen Chineser nach dem Takte speisen siehet. Ein Chineser aber würde es ebenfalls nicht ohne Verwunderung ansehen, wenn die Europäer Gesundheiten trinken, da man von allem Rufen eine rauhe Stimme bekommt, ehe man ein kleines Glas auszuleeren vermögend ist. Ich bin ꝛc.

Der
acht und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an verschiedenen Orten in meinen Briefen gezeiget, daß man der Religion gar keinen Dienst leiste, wenn man Wunderwerke erdichtet, um solche dadurch zu bestärken. Denn dieses giebt zu erkennen, daß man den Glauben, zu welchem man sich bekennet, nicht durch gründliche Argumente vertheidigen könne, und sich daher solcher unerlaubten Mittel bedienen müsse. Und weil solche Wundergeschichte hauptsächlich in der römischen Kirche angetroffen werden, so kann man, unter andern, auch daraus die Unrichtigkeit dieser Religion erweisen. Der Pöbel kann zwar durch solche Mittel eine Zeitlang in dem Glauben erhalten werden, bis die Erdichtung offenbaret worden, wenn aber die wahre Beschaffenheit der Sache einmal ans Licht gezogen und entdekt worden, so gereicht dasjenige, was zur Bestärkung der Religion erdichtet worden derselben vielmehr zum Fall und Untergang

Man kann davon unzählige Exempel anführen. Ich will es aber bey einem einzigen bewenden lassen, welches überaus merkwürdig ist. Ein ansehnlicher pohlnischer Herr, Namens Christopher Radzevil, ließ bey dem Anfange der Reformation einen großen Eifer für die römische Kirche sehen, und ward deßwegen von dem Pabste, währender Zeit, daß er sich in Rom aufhielte, mit einem Kästgen beschenket, welches mit Reliquien angefüllet war. Wie dieses in Pohlen bekannt ward, so stellten sich einige Mönche mit einem Menschen ein, von dem sie vorgaben, daß er vom Teufel besessen sey, und baten, daß man ihnen die Reliquien leihen möchte, weil sie hofften, daß der Teufel durch deren Hülfe würde ausgetrieben werden. Wie obgedachter Radzevil ihnen dieses bewilligte, so führte man die Reliquien, mit einer großen Ehrerbietung und unter Begleitung vieler tausend Menschen, zuerst öffentlich allenthalben herum. Nachher aber legte man sie auf den vermeintlich Besessenen, und kaum war dieses geschehen, so fuhr der unreine Geist von demselben aus. Die Luft erthönte hierauf von einem lauten Freudengeschrey, das Volk schrie Wunder über Wunder, und Radzevil ward dadurch in seinem Aberglauben noch mehr bestärket. Wie er aber nach einigen Tagen wieder von der Wirkung dieser Reliquien

quien redete, so ward er gewahr, daß einer von seinen Hausbedienten, dem er diese Heiligthümer in Verwahrung gegeben hatte, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Radzevil ward darüber heftig erzürnet, und wie er die Ursache, weßfalls er gelachet, durchaus zu wissen verlangte, so offenbarte der Bediente das ganze Geheimniß, und erzählte, daß er, wie sie auf dem Rückwege von Rom begriffen gewesen, das Kästgen verlohren, und damit er deßfalls nicht gestraft werden möchte, ein ander Kästgen mit allerhand kleinen Sachen wieder angefüllet hätte. Radzevil ließ hierauf die Mönche fragen, ob sie nicht noch mehrere Besessene hätten. Diese brachten ihm unverzüglich zum zweyten male einen Menschen, von dem sie gleichfalls vorgaben, daß er besessen wäre. Radzevil aber ließ denselben so lange peitschen, biß er bekannte, daß er von den Mönchen für Geld gedungen worden, um den römischen Glauben durch dieses erdichtete Wunderwerk zu bestärken. Der Erfolg aber war, daß Radzevil den römischen Glauben verließ, worinn ihn ohne Zweifel viele andere nachgefolget. Man siehet hieraus, daß diejenigen, welche eine Religion entweder durch erdichtete Wunderwerke, oder auch durch Gründe zu bestärken suchen, welche keinen Stich halten, ihren Glauben nur dadurch verdächtig machen. Keine wahre und wohl-

Der funzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben, daß sie die Vorrede nicht ohne Verdruß gelesen, womit ein unbekannter Schriftsteller eine unlängst übersetzte französische Comödie begleitet, weil dieser Uebersetzer die dänischen Orginale dadurch in einen schlechten Ruf gebracht, indem er darinn behauptet, daß der dänische Schauplatz weder bestehen, noch auch jemals einen besondern Fortgang hoffen könne, wo man nicht des de Touche Comödien aufführte. Ich habe in meinen Briefen mein Bedenken über die mehresten neuern französischen Schauspiele eröffnet, und da demnach diese Vorrede gegen mich gerichtet zu seyn scheinet, so wundern sie sich, daß selbige von mir nicht beantwortet und widerlegt worden. Wenn sie aber den Uebersetzer kennen und zugleich wissen sollten, wie höchst ungeschickt derselbe ist, dergleichen Sachen zu beurtheilen, so würden sie weit mehr Ursache gehabt haben, sich zu wundern, wenn ich es mir hätte einfallen lassen, ihn zu widerlegen. Es ist gegenwärtig bey uns bereits zur Gewohnheit geworden,

den, daß junge Leute sich zu Richtern über allerhand Materien aufwerfen, und Sachen mit der größten Dreistigkeit entscheiden, wovon sie nicht den allergeringsten Begriff haben. Weil aber vernünftige Leute dergleichen Aufsätze nicht anders, als mit Lachen, lesen, so hat mich auch ein solches Urtheil nicht im allergeringsten beunruhiget. Ich lasse also den Skribenten sowohl als seine Schrift ihrem Schicksal über, und will gegenwärtig dasjenige nur noch etwas mehr erläutern, was ich bereits an einem andern Orte von den neuen französischen Schauspielen geschrieben habe. Man hat bereits aus meinem vorigen Bedenken gesehen, daß ich mein Urtheil nicht allein auf meine eigne Einsicht gründe, ungeachtet vernünftige Leute glauben, daß ich mit Grund über solche Materien urtheilen könne, und eben so wenig hat mich ein patriotischer Eifer hiezu angetrieben. Denn ich habe der Schauspiele des Moliere jederzeit mit dem größten Ruhme erwehnet, und eben so rühmlich habe ich von verschiedenen alten Stücken, als le Joueur, le Grandeur, le Legataire, und einigen andern geurtheilet, welche ich den Stücken des Moliere an die Seite gesetzet. Es ist also weder die Eigenliebe, noch ein übertriebener patriotischer Eifer die Ursache, daß ich mit einiger Kaltsinnigkeit die neuern französischen Stücken beurtheilet, und mein Urtheil hat bey allen vernünftigen

und alten Leuten in Paris Beyfall gefunden, welche über den seltsamen Geschmack dieser Zeiten Klage geführet. Um aber zu zeigen, daß diese Klagen nicht ungegründet sind, so will ich zum Ueberfluß einige von diesen neuen Stücken durchgehen, welche für die besten gehalten werden. Unter den von de Touche verfertigten Comödien wird der Irresolû, oder der Wankelmüthige, für sein Meisterstück gehalten. Dieses Schauspiel ist auch auf unsrer Bühne vorgestellet worden. Der damalige Theatermeister sparete keine Mühe, sondern wandte alles an, damit dieses Stück gut möchte vorgestellet werden. Es war auch an der Vorstellung selbst nichts auszusetzen. Der Ausfall aber war, daß die ganze Versammlung misvergnügt weggieng. Denn die ganze Comödie ist fast nur eine einzige lange Scene, worinn ein unbeständiger Mensch vorgestellet wird, welcher sich bald mit der einen, bald mit der andern Schwester, und bald mit der Mutter verheyrathen will. In der ganzen Comödie ist keine Historie, keine Entwickelung, und kein Geist. Das einzige, was man in dem ganzen Stücke ein Jeu de Theatre nennen kann, besteht darinn, daß er auf einmal den Entschluß faßt, ein Rathsherr zu werden. Dieses wird solchergestalt eingekleidet, daß in dem Augenblick, da er daran gedenkt, ein Bedienter ganz unvermuthet mit einer Rathsherrentracht her-

herein tritt, welche der Herr wirklich anlegt, ehe er in diesen Stand kommt, und welche man ihm auch sogleich wieder abziehet. Indessen bedeutet doch dieser elende Einfall, wodurch der Verfasser sein schlechtes Stück einigermassen lebhaft zu machen gesucht hat, an und für sich selbst nichts. Man kann die Fehler bey dem Moliere übersehen, weil solche durch so viele andere schöne Stellen wieder bedecket werden. Aber hier ist gar nichts anzutreffen, was den Namen eines Schauspiels, auch nur einigermaßen, verdienet. Der Charakter eines Wankelmüthigen ist eben so wenig recht ausgeführt: denn das Gemüth wird bey der Hauptperson öfters durch solche Dinge und Vorfälle verändert, welche auch die allerstandhafteste Person kaltsinnig machen können; als wenn die Julia sich so flüchtig als thöricht bezeuget, und die Mutter in der Gestalt einer offenbar lüderlichen Weibsperson vorgebildet wird. Diejenigen, welche von dem neuen Geschmack in Absicht auf die Schauspiele sind, tadeln dieses an den alten Comödien, daß die Charaktere darinn zu weit getrieben worden. Aber in den meisten neuen Stücken sucht man die Charaktere vergebens, die auf dem Titul angegeben werden. Niemand kann wankelmüthig oder unbeständig genannt werden, der, wichtiger Ursachen halber, seinen einmal gefaßten Schluß verändert. Wenn man aber den Charakter eines Wankelmüthigen recht vorstellen will,

will, so muß derselbe ohne Ursache alle Augenblicke seine einmal gefaßte Entschließung verändern, und welche Ursache kann doch wohl wichtiger seyn, seine gefaßten Heyrathsgedanken wieder fahren zu lassen, als wenn man höret, daß ein Frauenzimmer, womit man sich zu verbinden gedenket, sich, in Absicht auf die Liebe, auf eine höchst unanständige und unverschämte Art erkläret. Selbst ein Bauer würde kaltsinnig werden, und einen Eckel gegen ein Bauermädgen fassen, wenn sie gleich bey der ersten Unterredung zu ihm sagen wollte, daß sie für Liebe gegen ihn brennte, und man würde ihn keiner Unbeständigkeit beschuldigen können, wenn sein Blut in Eis verwandelt würde. Und noch vielweniger würde man dieses einer hohen Standesperson verargen können. Ich glaube, daß in dem Schauspiel, welches ich unter dem Namen, die Wankelmüthige verfertiget, und welches unter unsern Orginalien befindlich ist, der Charakter weit besser ausgeführt worden. Denn darinn siehet man, daß das Gemüth der aufgeführten Person bald ohne alle, bald ohne wichtige Ursachen verändert wird. Ich glaube auch, daß dieses von mir verfertigte Stück den Namen einer Comödie mit Recht verdiene. Denn die wankelmüthige Person giebt Anlaß zu einer Historie und zu einem Irrthume, welcher die ganze Handlung durch währet, und endlich durch eine unvermuthete Entwickelung offenbaret wird. Der ganze Unterscheid aber besteht darinn, daß das eine

Stück in ungebundener dänischer Sprache, das andre aber in abgemessener französischen Versen, geschrieben worden. Ist aber das vorangezogene Schauspiel des de Touche Meisterstück, so kann man mit leichter Mühe daher den Schluß machen, wie die übrigen Schauspiele, welche er verfertiget, beschaffen seyn müssen. Diejenigen, welche einen so großen Geschmack an den neuen französischen Stücken finden, haben längst gewünscht, auf unsrer Bühne, das Stück, welches den Titul, la Mere confidente hat, aufgeführt zu sehen. Dieses Stück hat zwar wohl mehrern Beyfall gefunden, es ist aber doch auch nicht das allergeringste darinn enthalten, welches die Zuschauer auch nur einigermaßen in Bewegung zusetzen vermögend wäre. Denn der Innhalt des ganzen Schauspiels besteht darinn, daß eine Mutter sich vertraulich gegen ihre Tochter anstellet, um deren Gedanken zu erforschen. Keine Materie kann wohl leicht gemeiner und trockener seyn. Um aber dieselbe dennoch einigermaßen zu beleben, hat man zwo theatralische Personen, nämlich einen Bauern, und einen alten Freyer hineingebracht, von denen der erste beyden Partheyen alles offenbaret, was er gesehen und gehöret. Und dieser spielet seine Rolle noch gut genug. Der alte Freyer aber wird in den ersten Auftritten als ein solcher Mensch vorgestellt, der kaum spre-

chen

chen kann, über den ein jeder frey spottet, ohne daß er es selbst merket. In der letzten Handlung aber wird derselbe auf eine ganz unnatürliche Weise auf einmal in einen vernünftigen und beredten Herrn verwandelt. Solche Fehler wird man in keiner einzigen Comödie des Moliere finden, und wenn es ja möglich wäre, dergleichen zu entdecken, so werden solche durch unzählige Schönheiten wieder ersetzet. Aber einem Schriftsteller, der sich dafür ausgiebt, daß er die alte Bühne verbessern will, kann man dergleichen Fehler nicht vergeben. Denn hier fehlt sowohl die Ordnung, als der comische Geist. Daher verdienet das Stück, welches den Titul führet, das Leben als ein Traum, ein viel gelinderes Urtheil, weil man darinn eine zusammenhängende Historie, und einige comische Scenen antrifft, die überaus angenehm sind. Darüber aber will ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger erklären. Ich bin ꝛc.

Der
ein und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die mir zugesandte Schrift gelesen, worinn der Verfasser sich bemühet, das unbillige Verhalten, und die Undankbarkeit der Menschen gegen die unschuldigen Thiere, und insonderheit gegen diejenigen, welche ihnen viele Dienste geleistet haben, mit mehrerm darzulegen. Ich habe bemerkt, daß der Verfasser dieses Verhalten der Menschen aufs härteste abgemahlet, und sich aller der Gründe bedienet, welche von andern dieserhalb bereits angeführt worden. Weil ich aber sonst nichts neues darinn entdecket, so bin ich bey meiner bereits vordem gefaßten Meynung geblieben, welche darinn bestehet, daß ich die Mittelstraße erwähle, und nur bloß diejenigen tadele, welche allein aus Muthwillen und zum Zeitvertreib unschuldige Thiere quälen, diejenigen aber entschuldige, welche entweder ihrer Nahrung halber zahme, oder zu ihrer Sicherheit schädliche Thiere tödten, und umbringen. Wodurch ich veranlasset worden,

die=

diesen Satz anzunehmen, solches habe ich bey einer andern Gelegenheit zu erkennen gegeben, weßfalls ich gegenwärtig nicht weitläuftiger davon reden will. Aus dieser Ursache trage ich kein Bedenken, Ochsen, Kalb, oder ander Fleisch zu essen, welches von unsuchldigen Thieren genommen wird, indem hierinn eine gewisse Nothwendigkeit stecket. Und eben deßwegen trage ich kein Bedenken, den Fliegen und ander Unzeug nachzustellen, und selbiges zum tödten weil dieses Geschmeiß mir beschwerlich ist, und mir den Krieg gleichsam öffentlich ankündiget. Nur tödte ich solches auf die kürzeste und leichteste Weise. Denn ein anderes ist es, einen Vogel zu tödten, ein anderes aber, denselben lange zu martern, wie ein gewisser Kayser zu thun gewohnt war, der erstlich dem Vogel die Augen ausstach, und dadurch sein hartes und blutgieriges Herze zu erkennen gab. Gewisse Thiere aber, insonderheit Pferde und Hunde, die einem lange gedienet, und sich durch ihre besondere Treue hervorgethan haben, kann und muß man in ihrem Alter nicht verlassen, wo mau sich nicht einer billigen Nachrede bloß stellen will. Und daher verdienen diejenigen eher gerühmt, als verlacht zu werden, welche eine gewisse Art der Dankbarkeit gegen solche Creaturen blicken lassen. Ich tadele daher den großen Macedonischen König nicht, der seinem Bucephalus ein Grabmaal aufrichten ließ. Und ebenso billig

urtheile ich von dem Testament des Reinhold Rose, worinn verordnet war, daß sein treues Pferd, dessen er sich in verschiedenen Feldschlachten bedienet hatte, ein jährliches Geld zu seinem Unterhalte genieſſen, und ihm sowohl eine eigene Wiese zu seiner Grasung eingegeben, als selbiges in Zukunft mit keiner Arbeit beschweret werden sollte. Man trifft in der Historie noch mehrere dergleichen Exempel an, die gerühmt zu werden verdienen, weil solche Proben der Dankbarkeit und der Erkenntlichkeit enthalten. Andre Beyspiele hievon aber sind im Gegentheil auch wieder lächerlich, und das Unternehmen des Kayſers Caligula verdient insonderheit hier angemerkt zu werden. Dieser thörichte Kayſer ließ für sein Pferd einen marmornen Pallaſt bauen, und legte diesem Pferde eine fürstliche Unterhaltung bey. Er ließ es aber dabey nicht bewenden, sondern er wollte dieses Pferd so gar zum römischen Consul machen, und ihm Rang und Sitz in dem groſsen Rathe geben. Mit dieser Ehre war dem Pferde nicht gedient, und diese Anstalten geben eine deutliche Probe von des Kayſers Raserey, wo man nicht dafür halten will, daß der Kayſer es bloß deßwegen gethan, um über den Römischen Senat zu spotten, von dem er ein geschworner Feind war. Man muß fast eben dasselbe Urtheil über das Testament fällen, welches die Frau von Puis zum Besten ihrer Katze machte. Denn sie legte der Katze nicht nur ein jährliches

ches Gehalt bey, sondern verordnete auch, daß man wöchentlich bey der Katze einen Besuch ablegen sollte. Diese letzte Verordnung verursachte hauptsächlich, daß das Testament von dem Gerichte für ungültig erkläret ward, und die Katze ihren Proceß verlohr. Solche Testamente sind eben so thöricht, als verschiedene andere gerühmt zu werden verdienen, welche eine Dankbarkeit gegen getreue Creaturen zu erkennen geben, die einem viele Dienste geleistet haben. Und daher findet man auch, daß solche Testamente für gültig erkannt worden, so wie im Gegentheil verschiedene Herren wegen ihrer bewiesenen Undankbarkeit gegen solche Creaturen, entweder bestraft, oder auch angewiesen worden, solche in ihrem Alter zu versorgen. Denn woraus erhellet doch wohl mehr das harte Gemüth eines Menschen, als wenn man, nach geleisteten vieljährigen Diensten, ein Pferd, dem man oft sein Leben zu danken hat, zu einer Mühle verurtheilet, oder in einen Karren spannet, oder wenn man einen Hund an die Kette legt, oder auch todt schießt, wenn derselbe Alters halber einem weiter keine Dienste zu leisten vermögend ist. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der
zwey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem letztern Schreiben bereits die Ursachen zu erkennen gegeben, warum man die neuern Schauspiele etwas scharf beurtheilen müsse, weil unsre heutigen Skribenten vorgeben, daß sie die alte Schaubühne verbessern, und die Fehler, welche man daselbst antrifft, abstellen wollen. Ich habe aber auch zu gleicher Zeit gezeiget, daß die neuern Stücke darüber so mager und schlecht geworden, daß sie weiter keinen Comödien, sondern bloß trocknen Unterredungen, ähnlich sind, die man in Handlungen und Auftritte abgetheilet. Die heutgen Comödienschreiber, können zwar nicht läugnen, daß die alten Stücke fruchtbarer an Scherz und Geist sind, sie behaupten aber auch zu gleicher Zeit, daß man die neuern ordentlicher und anständiger nennen müsse. Wenn man aber zeigen kann, daß in den neuern Stücken sowohl die Form, als die Materie fehlet, und nichts darinn enthalten ist, welches diesen Mangel zu ersetzen auch

nur

nur einigermaßen vermögend, so fällt das ganze Gebäude über einen Haufen. Ich habe, um dieses zu beweisen, gewisse so genannte Meisterstücke des neuern Theaters untersucht, und glaube, daß man dadurch in den Stand gesetzt worden, auch andre Stücke zu beurtheilen, die von geringerm Ansehen sind. Ich habe zugleich bey dieser Gelegenheit erinnert, daß man die Fehler übersehen müsse, die in einigen neuern Stücken angetroffen werden, weil die Materie dasjenige, was an der Einrichtung fehlet, einigermaßen wieder ersetzet. Und daher glaube ich, daß man sich auf unsrer Bühne mit gutem Erfolg des Stücks, **das Leben als ein Traum**, bedienen könne, indem dieses Stück, so wie die Comödie **der verlohrne Sohn**, und einige andre, eine angenehme Historie enthält, und durch einige lustige Auftritte lebhaft gemacht worden. Denn was die Einrichtung anbetrifft, so ist solche höchst unordentlich, und das Stück verdient demnach dasjenige Lob nicht, welches man demselben insgemein beylegt. Die Geschichte an und für sich selbst ist folgende: Ein König, der durch eine Weissagung, als ob sein Sohn dem Reiche zum Verderben und Unglück regieren würde, in Furcht gesetzt worden, läßt diesen seinen Sohn gleich nach der Geburt einsperren. Nachdem derselbe zwanzig Jahre eingeschlossen gewesen, und inzwischen mit niemanden,

den, als mit einem ihn zugegebenen Hofmeister geredet, auch sonst keinen Menschen gesehen, so fängt der Vater an, seine That zu bereuen, und faßt den Entschluß, seinen Sohn wieder in Freyheit zu setzen. Dieses wird solchergestalt bewerckstelliget, daß man dem Sohne einen Schlaftrunk eingiebt, währender Zeit aber, daß derselbe schläft, ziehet man ihm königliche Kleider an, und bringt ihn aufs Schloß, wo er eine große Menge Aufwärter antrifft, die ihn als ihren Erbprinz verehren. Wie aber der Prinz die Ursache seiner langwierigen Gefangenschaft erfährt, so geräth er in einen heftigen Zorn, und drohet, ein solches Verfahren zu rächen. Man sagt ihm zwar, daß der Vater dieses bloß aus Liebe zu seinen Unterthanen gethan, allein der Sohn fährt fort zu drohen, und weil der Vater daraus urtheilet, daß die Weissagung vielleicht doch wohl nicht ganz ungegründet seyn dürfte, so läßt er dem Sohne wieder einen Schlaftrunk eingeben, und ihm währender Zeit, daß er ohne Gefühl und Empfindung ist, die vorigen Kleider, die er als ein Gefangener getragen, von neuem wieder anziehen, und selbigen in das alte Gefängniß einsperren. Wie also der Sohn erwacht, und sich wieder in seinen vorigen elenden Umständen siehet, so glaubt er, daß seine jüngst genossene Herrlichkeit nichts anders, als ein Traum gewesen. Nicht lange nachher aber kommen einige bewaffnete Männer zu dem

Soh:

Sohne ins Gefängniß, und schleppen den Vater mit sich, den sie im Kriege gefangen, wobey sie dem Sohne anzeigen, daß das ganze Reich sich empöret habe, um ihn auf den Thron zu setzen. Hierauf wird eine Unterredung zwischen dem Vater und dem Sohne gehalten, und endlich läuft die ganze Historie darauf hinaus, daß der König die Regierung niederleget, und solche dem Sohne übergiebt, der solche auch nach einigen Complimenten annimmt. Es ist aber alles so unordentlich vom Anfange bis zu Ende, daß man fast denken sollte, die Absicht dieser Comödie sey mit derjenigen einerley, welche den Titul, Ulysses von Ithaca führet, denn in beyden Stücken ist weder Vernunft noch Moral anzutreffen. Denn was kann doch wohl ungereimter seyn, als daß ein ganzes Reich, ehe man es sich versiehet, und gleichsam in einem Augenblicke, sich empöret, und große Kriegsheere ins Feld stellet, und was ist doch wohl unnatürlicher, als daß der gefangene Prinz, der in zwanzig Jahren fast keinen einzigen Menschen gesehen, sich in dem ersten Augenblicke seiner Befreyung als ein alter Hofmann aufführt. Es ist ferner ärgerlich, daß die Unterthanen einen Aufstand wider ihren König erregen, der eine größere Liebe gegen sie, als gegen seinen eignen Sohn, blicken lassen, und ihren rechtmäßigen Landesherrn wegen einer heldenmüthigen und edlen That ins Gefängniß werfen. Endlich ist es

höchst

höchst unanständig, daß ein Sohn die Regierung annimmt, und seinen Vater in einen Privatstand setzet. So wenig werden die Reguln in diesem berümten Schauspiele in acht genommen, welches ich indessen dennoch nicht gänzlich verwerfe, weil einige artige Scenen darinnen enthalten sind. Ich ziehe solches auch den Meisterstücken des de Touche und andrer neuern Comödienschreiber weit vor, welche bloß in trockenen Unterredungen bestehen, und nichts vorzügliches haben, als die Schreibart und die Poesie. Aus dieser Ursache übersiehet man auch die Unordnungen, welche in dem alten italienischen Theater vorkommen, weil man darinn allenthalben Auftritte findet, die voll Salz und Geist sind, und die Fehler wieder bedecken. Ich urtheile hierüber so, wie über den neuen und widersinnigen Geschmack in der Music, wovon ich zu einer andern Zeit geredet habe. Ich bin ꝛc.

Der drey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Auf ihr Verlangen sende ich ihnen hieben den Lebenslauf des neulichst verstorbenen Georg Rehtsuhls. Ich hätte solchen noch viel weitläuftiger ausführen können, wenn ich mich, nach dem Beyspiel verschiedener andrer Skribenten, bey solchen Umständen hätte aufhalten wollen, die nicht eigentlich zur Sache gehören. Ich habe aber nur dasjenige angemerkt, was mir merkwürdig nnd dem Leser angenehm zu seyn geschienen, wie Sie solches aus folgendem Aufsatze mit mehrerm ersehen werden.

Lebenslauf Georg Rehtsuhls.

Georg Rehtsuhl ward zu Schlagelse den 2 Jenner neuen Styls im Jahr 1682 gebohren. Man findet diese Jahrzahl im Kirchenbuch angeführet, welche doch nicht mit derjenigen übereinstimmet, die der Wohlselige in seinem Calender angezeichnet. Eines von beyden

den muß demnach nothwendig falsch seyn. Ich halte mich aber billig an das Kirchenbuch, weil solches so wohl sicherer, als christlicher ist. Und man muß dieses auch bey allen dergleichen Streitigkeiten beobachten, um nicht gegen die Orthodoxie anzustoßen, und der christlichen Kirche Irrthümer beyzumessen. Wer der Vater des Verstorbenen gewesen, ist nicht bekannt. Man muthmaßet bloß, daß es ein artiger und wohlgesitteter Mann gewesen, weil er aus Bescheidenheit nicht gewollt hat, daß sein Name bekannt werden sollen, sondern lieber ein Anonymus bleiben wollen, in welchem Stücke er in die Fußstapfen der größten Künstler und Schriftsteller getreten ist. Der Name der Mutter aber ist im Gegentheil ganz bekannt. Sie hieß Metta Claus Tochter, und diente bey Theodor Mortensen in Corsör, der in einem Keller wohnte. Sie führte sich in diesem ihrem Dienste so wohl auf, daß sie keinem andern Mädgen das geringste nachgab. Die Stadt Slagelse kann sich also den Wohlseeligen mit Recht zueignen. Wie aber vordem verschiedene griechische Städte sich um den Homer zankten, indem eine jede sich die Ehre zueignen wollte, die Vaterstadt dieses großen Dichters zu seyn, so haben auch hier zwo benachbarte Städte, nämlich Corsör und Callundborg der Stadt Slagelse diese Ehre streitig machen wollen. Sie läugnen zwar nicht,

daß

daß er in dieser letztern Stadt das Licht der Welt erblicket. Sie bedienen sich aber andrer Gründe, der Stadt Slagelse diese Ehre zu rauben. Die Stadt Corsör behauptet nämlich, daß das Kind hier empfangen, und die Mutter schwanger geworden, wie sie noch in dieser Stadt gedienet habe. Man muß also, wie diese Stadt saagt, die Existenz dieses Kindes von der Zeit an rechnen, da selbiges in Mutterleibe gebildet worden, wo man nicht sagen will, daß ein Kind so lange ein non ens sey, biß es zur Welt gebracht worden, welche Meynung aber ungereimt ist. Die Stadt Callundborg aber gründet ihr Recht auf die Erziehung des Kindes, und zeigt, daß die Mutter gleich nachher, wie sie dieses Kind gebohren, als Amme zu Callundborg gedienet, wohin sie das Kind mitgebracht; weil aber nun die Erziehung in den ersten Jahren den Kindern die Gestalt giebt, die sie nachher beständig behalten, so stehet diese letztere Stadt in den unvorgreifflichen Gedanken, daß der berühmte Rehtsuhl für ihr Stadtkind zu halten sey. Ich erkühne mich nicht, hierüber ein Urtheil zu fällen, theils weil der Streit an sich wichtig ist, theils weil ich auch eben keine Lust habe, mir mehrere Feinde zu machen, als ich ohnedem schon in diesen dreyen Städten habe. Man weiß, wie viele betrübte Folgen ein solcher Streit in einigen Städten in den vereinig-

ten

ten Niederlanden nach sich gezogen, da eine jede die Geburtsstadt des Erasmus Roterodamus seyn wollte, und von denen die eine ihr Recht auf die Empfängniß, die andere auf die Geburt, und die dritte auf die Erziehung dieses großen Mannes gründete: die Streitigkeit wegen unsers Georg Rehtsuhls ist von einer gleichen Beschaffenheit, und daher auch noch nicht beygelegt. Ich müßte mich billig, nach den Reguln unsrer neuern Geschichtschreiber, bey dieser wichtigen Materie annoch etwas weitläuftiger aufhalten. Damit ich mich aber so viel möglich, kurz fassen möge, so will ich weiter gehen, und mich zu der Taufe dieses Kindes wenden. Ich finde, daß dieses liebe Kind von einer vornehmen Bürgersfrau, Namens Maren, Hans Tochter, zur Taufe gehalten worden, und daß die andern beyden Gevattern zweene Bierbrauer, nämlich Niclas Olsen, und Jesper Jespersen gewesen, welche vor langer Zeit bereits entschlafen sind, und gegenwärtig nicht mehr in irdischen Kesseln brauen. An dem Tage, da das Kind getauft ward, bemerkte man einen starken Nebel, der sich nachher in einen solchen Sturm verwandelte, daß der Wetterhahn auf Jesper Jespersen Hause ganz krumm gebogen ward. Gegen Abend erhielt man überdem die betrübte Zeitung von Copenhagen, daß die beyden Söhne eines gewissen Rathsherrn bey dem Examine

schlecht

schlecht bestanden, und abgewiesen worden. Alles dieses setzte die Mutter wegen des künftigen Schicksals ihres Kindes in eine nicht geringe Furcht. Denn sie war in ihrem Glauben stark und wohlgegründet, welches ihre Feinde selbst gestehen müssen, und diese hätten daher wohl Ursache gehabt, ihr einige kleine Fehler und Ausschweifungen zu verzeihen, wenn sie nur bedacht hätten, daß eine starke Orthodoxie alle Fehler reichlich ersetzet. Man findet indessen doch nicht, daß diese Begebenheiten mit einem sonderbaren Unglück vergesellschaftet gewesen. Die Mutter gelangte vielmehr einige Jahre nachher zu einem gewissen Wohlstande, und ward mit einem ziemlich begüterten Manne verheyrathet, der sich des kleinen Georgs, als seines eigenen Kindes, und zwar um so viel mehr annahm, weil die Mutter, gewisser Ursachen halber, nachher beständig unfruchtbar blieb, und keine Kinder mehr zur Welt brachte. Wie der Knabe dreyzehn Jahr alt geworden war, so beschloß sein Vater, ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Und nachdem er die Eigenschaften des jungen Georgs, und wozu derselbe wohl am meisten geschickt seyn möchte, genau erforscht, und gemerkt hatte, daß er zum Schusterhandwerk die meiste Lust und das beste Geschicke hätte, so gab er ihn bey dem Aeltermann der Schuster in die Lehre. Der Ausgang zeigte auch, daß der Stief-

vater in diesem Stücke recht geurtheilet; denn Georg ward einer von den geschicktesten Schustern, die Callundborg eine wahre Ehre gemacht haben. Es wäre zu wünschen, daß alle Väter dem Exempel dieses so klugen Stiefvaters folgen, und die natürlichen Gaben ihrer Kinder wohl erforschen möchten, ehe sie solche einer gewissen Lebensart widmeten. Denn daß man so viele untüchtige Männer findet, die ihrem Amte nicht wohl vorstehen solches rühret lediglich und allein daher, weil man eine solche Prüfung unterlassen hat. Hierüber könnten viele weitläuftige und gelehrte Anmerkungen gemacht werden. Damit man mich aber nicht beschuldigen möge, daß ich zu weit ausschweife, so will ich mich genau an die Geschichte des Verstorbenen halten, und alles überflüssige und gelehrte weglassen. Ich finde demnach, daß an eben demselben Tage, wie Georg Rehtfuhl bey dem Aeltermann der Schuster in die Lehre gegangen, drey Schiffe gesehen worden, welche Callundborg vorbey geseegelt, imgleichen, daß sich ein Rathsherr in Callundborg nach Rothschild begeben, und sich daselbst eine ganze Woche aufgehalten, ehe er wieder zurück gekommen. Man weiß noch diese Stunde die Ursache nicht, weßfalls derselbe noch Rothschild gereiset. Einige glauben, daß er diese Reise bloß deßwegen unternommen, um seinen Schwager zu besuchen,

an-

andre aber behaupten, daß er einen Kaufcontrakt zu schließen willens gewesen. Aber das eine ist so ungewiß, als das andere. Bey seiner Zurückkunft berichtete er, daß die Truppen eben damals bey Copenhagen genustert worden, und daß zwey holländische Kaufmannsschiffe auf der Rhede lägen, welche ihre Fahrt nach der Ostsee fortzusetzen willens gewesen. Ich übergehe die andern Neuigkeiten, welche er erzählet, weil solche nicht so wichtig sind, und wende mich wieder zur Geschichte. Unser junge Georg that sich in seinem neuen Dienst dergestalt hervor, daß oft ganze Tage, ja bißweilen ganze Wochen, hingiengen, ehe er einen Schlag von seinem Meister bekam. Ja der Aeltermann faßte eine solche Liebe zu ihm, daß er beschloß, ihm ein Jahr eher, als gewöhnlich, zum Gesellen zu machen. Aber der Lehrjunge wegerte sich dieses anzunehmen, weil er ordentlich fortschreiten, und erstlich seine sieben Jahre als Lehrjunge völlig ausdienen wollte. Er folgte darinn dem Beyspiel seiner lieben Mutter, welche eine solche Ordnung gleichfalls beobachtete, und stuffenweise fortgieng. Denn nachdem selbige eine hinlängliche Zeit Jungfer gewesen war, und die Welt in diesem Stande versucht hatte, so diente sie nachher drey volle Jahre als Amme, und ward endlich nach Verlauf dieser Zeit eine Matrone.

Was wäre doch wohl mehr zu wünschen, als daß andere diesem Beyspiel folgen, und auch stuffenweise zur Ehre und Würde hinaufsteigen möchten. Die meisten aber nehmen leider eine solche Ordnung nicht in acht, sondern springen von der untersten Stuffe auf die oberste, ohne die Welt recht vorher versucht, und in einer jeden Classe von ihrer Fähigkeit Proben abgelegt zu haben. Es geschahe demnach ohne allen Zweifel in dieser Absicht, und um der weisen Ermahnung der Mutter zu folgen, daß der junge Georg nicht mit seiner Beförderung vom Lehrjungen zum Gesellen so sehr eilen, sondern lieber die Jahre erwarten wollte, welche das Amt dieserhalb festgesetzt und vorgeschrieben. Währender Zeit, daß er Geselle war, entbrannte er in Liebe gegen die älteste Tochter des Aeltermanns, welche ihm auch von dem Vater versprochen ward, wenn er ausgedient haben würde. Dieser Verzug war zwar unserm Rehtfuhl sehr schwer zu verdauen, doch schickte er sich geduldig darein, und erwartete gröstentheils die vorgeschriebene Zeit, so daß die Jungfer nur sechs Wochen zu frühe niederkam. Endlich ward er Meister, nachdem er sein Meisterstück gemacht hatte, welches niemand tadeln konnte, und ward auf gewöhnliche Art mit der Jungfer ehelich zusammen gegeben, mit welcher er viele Kinder zeugte, die dennoch alle vor den Eltern hinweg gestor-

storben; nur der älteste Sohn Jacob blieb am Leben, und folgte ihm im Amte nach. Wie er ins Amt als Meister aufgenommen ward, nahm er den Namen Rehtsuhl an, unter welchem er in der Historie bekannt ist. Denn vorher nannte man ihn schlechtweg Jürgen. Nach einiger Zeit fiel es ihm ein, sich von Rehtsuhl nennen zu lassen, und zwar nicht aus Hochmuth, sondern weil er bemerkt hatte, daß man sich durch fremde und glänzende Namen Ansehen und Vortheil erwerben könnte. Aber sein Schwiegervater, der ein starker Patriot war, setzte sich so stark dagegen, daß Rehtsuhl sein Vorhaben fahren lassen, und zu seiner Entschuldigung sagen mußte, daß dieses ein Einfall seiner Frau gewesen, welche aus einer den Weibern eignen Schwachheit darauf verfallen wäre. Rehtsuhl brachte sich durch seine Arbeit in ein solches Ansehen, daß, ungeachtet weit ältere Schuster in der Stadt waren, als er, derselbe dennoch, nach seines Schchwiegervaters Tode, einhellig zum Aeltermann erwählet ward. Dieses ist ein kurzer Inbegrif drr Historie dieses Mannes. Nun muß ich auch von seinem Ende reden, und zwar ein wenig umständlich, weil nichts erbaulicher seyn kann. Georg Rehtsuhl hatte dieses mit andern großen Männern gemein, daß ihr Ende durch verschiedene vorhergehende Zeichen und Begebeheiten zum voraus verkündiget ward. Im Jahr 1721

welches das letzte Jahr seines Lebens war, vernahm er in seinem Hause allerhand ungewöhnliche Dinge: Der Hund Soldan, welcher auf dem Hof an einer Kette lag, heulte des Nachts mehr, als er sonst zu thun gewohnt war; er hörte oft eine Eule schreyen; das Mädgen fand, so oft sie die Stube kehrte, Stecknadeln ohne Kopf, und dergleichen mehr, woraus unser Rehtsuhl urtheilte, daß sein Stundenglas bald auslaufen dürfte, und daß es Zeit sey, sich zum Tode zu bereiten. Seine Ahndung und seine Gedanken schlugen auch nicht fehl. Denn den 28 Decembr. eben desselben Jahres fiel er in eine Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte. Niemand ist wohl leicht mehr vorbereitet gestorben. Er ließ sich sechs Monath vorher seinen Sarg machen, worauf die Worte stunden, Memento mori. Er ließ einen Monath vorher alle Morgen und Abend eine Betstunde in seinem Hause halten, welches niemals geschehen war, indem ihn seine überhäufte Arbeit daran gehindert. Er ließ auch das Opfer, welches er den Priestern und Küstern zu geben gewohnt war, merklich verbessern; andrer Dinge zu geschweigen, woraus eine rechtschaffene Andacht, und eine ernstliche Vorbereitung zum Tode erhellet. Wie er beynahe mit dem Tode rang, ließ er seinen Sohn Jacob zu sich rufen, welchen er folgendergestalt anredete. Siehe, mein Sohn

Ja=

Jacob, hier überliefere ich dir die Nadel und den Maasstock, welcher mich ernähret hat, und der auch dir Brod und Nahrung erwerben wird. Bemühe dich, daß du gute Arbeit machen mögest, insonderheit wenn du für die hohe Obrigkeit dieser Stadt arbeitest, denn wenn du die Obrigkeit zum Freunde hast, so kannst du allen andern einen guten Tag geben. Endlich muß ich dieses auch noch offenbaren. Auf dem Boden liegen zehn Häute, die ich im abgewichenen Jahre so wohlfeil gekauft habe, daß der Verkäufer unmöglich selbige auf eine ehrliche Art kann an sich gebracht haben. Zwo von diesen Häuten must du zu Schuhen verarbeiten, und solche den Armen geben, die übrigen aber = = = mehr konnte er nicht sagen, denn dieses waren die letzten Worte, worauf er leyder seinen Geist aufgab. So lebte und so starb Georg Rehtfuhl, vormals wohl verdienter Aeltermann des Amts der Schuster zu Calmundborg. Er war ein Mann von mittelmäßiger Statur, hatte schwarze Haare, und kleine Augen, eine krumme Nase und große Lippen. Was seine Gemüthsgaben betrifft, so war er fromm, sanftmüthig und arbeitsam, welches letztere sowohl aus den vielen Kindern, die er mit seiner hinterlassenen, nun höchstbetrübten, Wittwe gezeuget, als aus seiner andern täglichen Aebeit erhellet. Von der letztern soll zum Beschluß ein richtiges Verzeichniß mitgetheilet worden. Seine Fehler über-

gehe ich billig, denn man muß von Verstorbenen nicht anders als gut urtheilen. Solches beobachten nunmehro auch alle neue und gute Geschichtschreiber, welche die Fehler der Verstorbenen entweder entschuldigen, oder auch gar übergehen, so daß man selbige mit eben so vieler Erbauung gegenwärtig lieset, als die Parentationen oder Leichenpredigten. Denn weil die Welt immer gesitteter wird, so verachtet man billig die alten Historienschreiber, welche sich nicht geschämet haben, die Fehler der Verstorbenen, sowohl als ihre Tugenden, frey zu erzählen, so daß man die Historien eines Thucydides, eines Sallustius und andrer Skribenten solches Gelichters heutiges Tages nicht anders, als grobe Schmähschriften, ansiehet. Aus dieser Ursache folge ich auch den Fußstapfen der gesitteten Geschichtschreiber unserer Zeiten, und übergehe die Fehler des Verstorbenen, welche doch auch nicht groß gewesen, und gesetzt auch, daß er viele Fehler gehabt, so werden selbige doch reichlich durch sein erbauliches Ende ersetzet. Denn er starb mit gefaltenen Händen, und nachdem er der Kirche ein neues Altartuch und zwey Wachslichter geschenkt hatte. Was kann doch wohl für ein größrer Beweis vom Christenthum ersonnen werden, insonderheit, wenn man auch die heiligen Anstalten erweget, die er seines Begräbnisses und Leichbegängnisses halber vorgekehret. Er verordnete nämlich, daß man die Leiche mit Sang und

Klang

Klang zur Erden bestätigen, alle Klocken der Stadt zwo volle Stunden läuten, eine Leichenpredigt halten, fein Sand auf den Sarg werfen und den Leichenstein mit Blumen bestreuen sollte. (*) Alles dieses ordnete er in seinen letzten Stunden an, woraus man siehet, daß er alle seine Gedanken auf heilige Dinge gerichtet. Seine hinterlassene Wittwe unterließ, nebst dem hinterbliebenen Sohne, nicht, alles, was er verordnet hatte, auf das allergenauste zu erfüllen. Die Leichenprocession war folgendergestalt eingerichtet. Die Leiche ward von Schustergesellen getragen, die alle in langen Trauermänteln gekleidet waren. Hierauf folgten sechzehen Paar, alle mit einem langen Flor, der bis auf die Erde herab-

(*) Es ist in Dännemark der Gebrauch, daß, wenn die Leiche bis an den Ort, wo solche eingesenkt werden soll, getragen worden, der Beichtvater des Verstorbenen an den Sarg tritt, und dreymal mit einer Schaufel Sand auf den Sarg wirft, da er denn bey der ersten Schaufel voll Sand sich der Worte, du bist Erde, bey der zwoten, du sollst wieder zur Erden werden, und bey der dritten, du sollst wieder aus der Erden auferstehen, bedienet, worauf die Leiche bestättiget wird. Sodann pflegen die Hinterbliebenen den Leichenstein oder die Gruft mit Blumen zu bestreuen, auch dieses nachher, zum Zeichen ihres Andenkens und ihrer Liebe gegen die Verstorbenen, öfters zu wiederhohlen.

hieng. In dem ersten Paar gieng der hinterlassene Sohn Jacob Jürgensen Rehtsuhl, und Martin Martensen, ein Bruder der hochbetrübten Wittwe. In dem zweyten Paar giengen Johann Paschelli und Peter Petersen, die beyden ältesten Schuster in Callundborg. In dem dritten Paar giengen Hans Jensen, ein Zimmermann, und Hans Mickelsen ein Brauer, der Weisbier braute. Im vierten Paar giengen Franz Herrlich und Michael Naseweis, zweene Bürstenbinder. Die andern Paare hat man aufzuschreiben vergessen, welches gewiß zu bedauren ist. Denn solche Umstände müssen in keiner Geschichte fehlen. Aus den Leichengedichten, die auf diesen Todesfall verfertiget, und von dem Decano nachgesehen und gebilliget worden, erhellet aufs deutlichste, was man sich für hohe Gedanken von dem Verstorbenen gemacht habe. Ich muß aber auch noch seiner vielen Reisen Erwehnung thun, denn ich finde daß er in seinem Tagebuch angezeichnet, daß er dreymal zu Kiel, siebenmal zu Alburg und Assens, zwölfmal zu Nyborg und Odensee in Fühnen, sechszehnmal zu Corsör, Nestved, Schlagelse, Rotschild und Helsignör und achtmal zu Copenhagen gewesen; so daß man billig Ursache zu zweifeln hat, ob jemals ein Schuster mehr herum geschwärt und mehrere Reisen gethan, als der Verstorbene, wenn man den berühmten Ahasverus ausnimmt, der unter dem Namen des

Schu-

Schusters von Jerusalem bekannt ist, und von dem man sagt, daß er noch von einem Lande zum andern wandere, und auch bis an das Ende der Welt herum wandern werde. Auf diesen Reisen erwarb sich unser Rehtsuhl eine große Erkänntniß in verschiedenen Sprachen; und redete mit gleicher Fertigkeit sowohl die jütländische, als die fühnische und callundborgische Sprache. Er war auch in der niedersächsischen Sprache nicht ganz unerfahren, weil er dreymal zu Kiel gewesen war. Nun ist nichts mehr übrig, als daß ich auch der Arbeit des seligen Mannes erwehne, so wie er solche selbst von Jahren zu Jahren angezeichnet.

Catalogus
operum B. Georgii Retsuhl.

In Folio.

Währender Zeit, daß er Meister war, 400 Stiefeln und 200 Stiefletten.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 250 Stiefeln und 80 Stifletten.

In Quarto.

Währender Zeit, daß er Meister war, 1100 große Mannsschuhe.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 650 dito.

In

In Octavo.

Während der Zeit, daß er Meister war, 900 große Mannspantoffeln.

Während der Zeit, daß er Aeltermann war, 500 dito.

In Duodecimo.

Während der Zeit, daß er Meister war, 600 Frauensschuhe, 700 dito Pantoffeln.

Während der Zeit, daß er Aeltermann war, 400 dito = = 506 dito

In Sedecimo

Während der Zeit, daß er Meister war, 1500 Kinderschuhe.

Während der Zeit, daß er Aeltermann war, 900 dito.

Summa Sumarum von allen Formaten 8686 opera & opuscula.

Alles dieses hat der verstorbene Aeltermann selbst aufgezeichnet, woraus man sieht, wie sorgfältig derselbe in allen Stücken gewesen. Außer diesem seinem Tagebuch findet sich ein Manuscript in Folio, welches verdient gedruckt zu werden, indem darinn alles angezeichnet ist, was sich jeden Tag in Callundborg zugetragen, und worinn auch das allergeringste nicht ver-

ges-

ɟeſſen worden, ſo daß unſer Rehtſuhl da-
)er auch mit Recht verdient, unter die Callund-
)orgſchen Skribenten in Folio gerechnet zu
verden.

Der
)ier und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Briefe, daß ſie die von mir entworfene Lebensbeſchreibung des verſtorbenen Georg Rehtſuhls geleſen, und ſich nicht wenig darüber gewundert, daß ein Mann von meinem Stande und Alter auf ſolche Thorheiten fallen können. Sie ſchreiben, daß ſie ganz wohl begriffen, wohin ich gezielet, und daß ich, durch die angeführte lächerlich Hiſtorie, das Mißfallen zu erkennen geben wollen, welches ich und viele andere an der großen Menge von abgeſchmackten Lebensbeſchreibungen finden, die gegenwärtig ſo häufig ans Licht treten. Sie glauben aber, daß dieſes durch eine anſtändige und ernſtliche Erinnerung an die Verfaſſer ſolcher nichtswürdigen Schriften weit beſ-

ſer

ser hätte bewerkstelliget werden können. Ich aber wundere mich billig darüber, daß sie von unsern heutigen Schriftstellern soche Gedanken hegen, als ob solche durch dienliche Vorstellungen von ihrer Schreibsucht könnten abgehalten werden, indem ich und andere bereits längstens dargethan, daß ernstliche Erinnerungen bey weitem nicht den Eindruck haben, wie die socratischen Ironien, und daher habe ich mich, in dieser sowohl als in andern Materien, einer solchen Schreibart als des sichersten Mittels bedienet, die Schreibsucht der heutigen Zeiten zu hemmen. Dieses ist die hauptsächlichste Absicht des von mir abgefaßten Briefes. Ich habe aber auch zugleich mein Absehen auf verschiedene große und weitläuftige Geschichtbücher gerichtet, welche, wenn das unnütze davon hinweg genommen wird, aus Folianten in Sedezen verwandelt werden. Man siehet täglich Schriften ans Licht treten, worinn Begebenheiten vorkommen und erzählet werden, die von eben so weniger Bedeutung sind, als die Geschichte meines Schusters, und worinn man zuletzt ein Verzeichniß von den herausgegebenen Schriften des Verfassers antrifft, woran der Welt eben so wenig gelegen ist, als wie viele Schuhe und Pantoffeln Georg Rehtsuhl verfertiget, ja welche diesen nicht einmal gleich kommen, indem es oft nichts anders, als abgeschriebene und aufgewärmte Kleinigkeiten sind, die man mit abgenutzten

ten Kleidern, Schuhen und Stiefeln vergleichen kann, die wieder aufgeputzt, und für neue verkauft werden. Wenn sie dieses alles ein wenig genau überlegen, so werden sie finden, daß mein Brief so wenig, als andere von gleicher Beschaffenheit, ungereimt und unanständig genannt zu werden verdiene. Denn wie ein Schulmeister, wenn er durch Schelten und Strafen bey seinen Schülern nichts mehr ausrichten kann, sich der Narrenkappen und andrer dergleichen Mittel bedienet, um seine Schüler auf solche Art zum Fleisse und und zu einer guten Ordnung zu bewegen, so thut auch ein Moralist nicht übel, wenn er in diesem Stücke ihrem Beyspiel folget. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich lese gegenwärtig den Thucydides, und stimme dem Urtheil der meisten bey, welche diesen Geschichtschreiber für den aufrichtigsten und glaubwürdigsten Skribenten halten. Es ist nur zu bedauren, daß die Materie seiner Historie nicht reicher ist, als der Peloponnesische Krieg, worinn nichts vorkommt, als kleine Feldschlachten, Scharmützel und Belagerungen, die von den Griechischen Städten vorgenommen worden, welches so wenig angenehm zu lesen, als dem Leser nützlich ist, wenn man allein den unglücklichen Zug ausnimmt, den die Athenienser nach Sicilien vorgenommen. Einige glauben zwar, daß dieses reichlich durch die herrlichen Reden ersetzt werde, womit dieses Buch angefüllet ist. Weil ich aber einen besondern Geschmack in allen Dingen habe, so übergehe ich viele von diesen Reden, insonderheit diejenigen, welche die Anführer an das Kriegsvolck gehalten haben. In alten Zeiten haben dieselben vielleicht

leicht ihren guten Nutzen gehabt, da die Men-
schen sich so sehr in die Beredsamkeit verliebt
hatten, daß man alles dadurch auszurichten ver-
nögend war. Heutiges Tages aber hat die
Beredsamkeit keine solche wundernswürdige
Wirkung mehr. Denn wenn Demosthenes
und Cicero heutiges Tages wieder aufstünden,
und Sachen vor unsern Gerichten vertheidig-
en, so würde ihre Beredsamkeit bey weitem
nicht mehr den Eindruck haben, den solche zu
ihren Zeiten hatte, da sie durch Hülfe ihrer
Beredsamkeit alle Sachen gewinnen konnten,
wie sie nur wollten. Ich meines theils halte
es eben für kein besonderes Unglück, daß die
Redekunst so viel von ihrer alten Kraft ver-
lohren, und daß unsre heutigen Richter mehr
auf wichtige Gründe, als auf geschminkte Wor-
te sehen. Ich glaube auch, daß man dasjeni-
ge, was man bey den alten Römern und Grie-
chen so sehr erhebt, als eine Pedanterey ansehen
müsse, und daß die geringe Wirkung, welche
die Redekunst in unsern Tagen äußert, mehr
ein Beweis von einer gesunden Vernunft, als
von einem schlechten Geschmacke, sey. Ich hö-
re mit Vergnügen, daß die großen Sachwal-
ter eben so gut ihre Rechtssache verlieren, als
die kleinern Advocaten, und wenn die erstern
noch einigen Einfluß in die Gerichte haben, so
muß solches andern Ursachen zugeschrieben wer-
den. Man bemerkt auch, daß die Kriegs-
heere heutiges Tages ihrer Pflicht eben so gut

nachkommen, und eben so tapfer fechten, als in vorigen Zeiten, ohne daß die Anführer weitläuftige Reden an sie halten, an statt daß in alten Zeiten keine Schlacht eher gehalten ward, bis der Anführer das Kriegsvolk durch eine lange Rede ihrer Pflichten erinnert, ungeachtet es dennoch schwer zu begreifen ist, wie solches mit einigem Nutzen, insonderheit bey einem großen Kriegsheere, geschehen können, wo nicht der Anführer Abschriften von seiner Rede an einen jeden unter ihn stehenden Befehlshaber ausgetheilet, wovon jedoch die Geschichte nichts meldet, so daß es daher wahrscheinlich ist, daß die Reden, die man in den alten Büchern findet, von den Skribenten erdichtet worden. Heutiges Tages werden die Soldaten zu Beobachtung ihrer Pflicht durch ihre Unterhaltung und durch ihren Sold aufgemuntert, worinn sie mehr Gründlichkeit finden, als in einer hochtrabenden Rede. Am meisten treibt sie das Beyspiel ihrer Anführer an, wenn solche sich unerschrocken und tapfer bezeugen, und ihnen zeigen, wie man den Feind angreiffen, und überwinden müsse. So urtheilen heutiges Tages auch die größten Feldherren hiervon. Wie der alte französische General St. Cyre von dem Feldprediger erinnert ward, seine Soldaten durch eine Rede aufzumuntern, so sagte er nichts anders, als: Freres & Compagnons, voicy comment

ient il faut faire, und hierauf ritte er mit inem kahlen Kopfe, und als ein fünf und chtzigjähriger Greis, zwanzig Schritte für in Kriegsheer voraus dem Feinde entgegen, orauf seine Soldaten ihm voll Feuer nach- lgten. Keine Aufmunterungsrede konnte sser ausgedacht seyn. Heutiges Tages ist e Beredsamkeit, welche die Menschen in ewegung setzet, bloß auf geistliche Sachen ngeschränkt, indem der gemeine Mann die rediger als Gesandten des Himmels anse- t. In andern Begebenheiten merkt man cht, daß die Beredsamkeit etwas besonde- s auszurichten, vermögend ist. Ich habe nmal hier in Copenhagen von einem Poli- ybedienten eine herrliche Rede gehöret; der- be saß zu Pferde, und suchte durch eine hlausgearbeitete Oration den aufrührischen öbel wieder zu besänftigen. Er hatte in ner Rede alles auf Schrauben gesetzt, und terließ nicht allerhand oratorische Geber- n, sowol mit dem Kopfe als mit den Hän- n, zu machen. Allein er richtete nichts an- rs dadurch aus, als daß der Pöbel zuletzt geduldig ward, und ihn mitten in seiner Re- mit einem Stein in den Nacken warf, rüber er vom Pferde fiel, und in das chste Weinhaus getragen werden mußte. h gieng hierauf fort, und gedachte bey mir bst, wie sehr ist doch der Pöbel unsrer Zei-

ten von dem Athenienſiſchen unterſchieden. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſchreiben, daß ſie die ihnen zugeſandten Anmerkungen des berühmten Grotius über die heilige Schrift nicht ohne Aergerniß geleſen, und daß ihnen inſonderheit die Erklärung anſtößig geweſen, die dieſer Mann über die beyde vornehmſten Weiſſagungen bey dem Propheten Eſaias macht, welche, wie Grotius glaubt, nicht nach den Buchſtaben verſtanden, noch auf den Meſſias gedeutet werden können. Ich pflichte ſelbſt dieſer und verſchiedenen andern Erklärungen des Grotius nicht bey. Ich verdamme aber deßwegen den Mann ſelbſt nicht, und glaube eben ſo wenig, daß er übel gegen die Religion geſinnet geweſen. Denn ſeine andere Schriften zeugen, daß er nicht nur ein Chriſt, ſondern auch ein recht eifriger Chriſt geweſen, und keine Schrift hat

man

ıan für hinlänglicher gehalten, die christliche
Religion und deren Wahrheit zu beweisen,
ls das kleine von ihm geschriebene Buch,
elches unter dem Titul, **die Wahrheit der**
)ristlichen Religion, ans Licht getreten,
ıd nicht nur in alle Europäische, sondern auch
gar in orientalische Sprachen übersetzet
orden. Wenn er also in einigen Erklärun-
n geirret, so ist es gewiß kein freywilliger
rrthum gewesen. Allem Ansehen nach aber
er folgendergestalt dazu veranlasset worden.
eil vor seiner Zeit noch keine genaue Er-
ärung des hebräischen Grundtextes vorhan-
n war, und er die Grundsprachen voll-
mmen inne hatte, so entschloß er sich, aus
ıer redlichen Absicht, alle bißher über die
ilige Schrift gemachten Erklärungen bey-
te zu setzen, und, nach Maaßgebung der
enthalben angenommenen Auslegungsre-
ln, grammaticalische Erklärungen zu ma-
n. Weil nun die Auslegungsreguln er-
dern, die Materie wohl zu beobachten,
d vor Augen zu haben, wovon ein jedes
ıpitul in den Propheten handelt, so glaub-
er, daß wenn diese Reguln richtig wären,
alten Erklärungen über obangezogene
yde Stellen in dem Esaias, welche nach
ın Buchstaben eingerichtet worden, nicht
stehen könnten, sondern anders lauten
ißten. Der erste Spruch ist dieser: Siehe

eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heissen Immanuel. Ehe der Knabe lernet Böses verwerfen, und Gutes erwählen, wird das Land, dafür dir grauet, verlassen seyn von seinen zween Königen. (nämlich von Resud und Pecha) Grotius glaubt, daß dieses nicht von dem Messias verstanden werden könne, und bemühet sich, dieses in seiner Auslegung über das erste Kap. Matthäi weitläuftig darzuthun. Er gründet seine Erklärung darauf, und behauptet, daß dieses nichts anders als eine Weissagung sey, wodurch der Prophet den König Ahas getröstet, und welche annoch zu den Zeiten dieses Königes, und unter seiner Regierung erfüllet werden sollte, daß nämlich kurz nach der Geburt dieses Kindes die Belagerung von Jerusalem aufgehoben, und das Land von seinen Feinden befreyet werden sollte. Die andre Weissagung stehet im drey und funfzigsten Kapitul dieses Propheten, und es kommen darinn von einer leidenden Person diese Worte für: **Fürwahr er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen.** Grotius glaubt hier abermals, daß diese Weissagung nicht buchstäblich erkläret, noch auf Christum gedeutet werden könne, sondern daß der Prophet hier bloß von einem heili-

eiligen uns unbekannten Manne rede, der
ur Zeit der babyloniſchen Gefängniß gele-
et, weil das vorhergehende Kapitul, wel-
hes mit dieſem zuſammenhänget, von dem
roßen Elende handelt, welches die Juden
amals ausſtunden. Diejenigen, welche in
ieſem Stücke der Meynung des **Grotius**
eypflichten, behaupten, daß, weil die Aus-
gungsreguln wollen, daß man die Materie,
ovon gehandelt wird, ſtets vor Augen ha-
en müſſe, das Leiden, deſſen hier gedacht
ird, nicht anders als von einer Perſon ver-
anden werden könne, die zu den damaligen
eiten gelebet. Denn wenn man, wie ſie
gen, tauſend Jahre vorwärts und hinter-
ärts ſpringen will, ſo kann man aus den
ropheten alles machen, was einem beliebet.
ch billige dieſe Erklärungen keinesweges.
ch habe bloß hierbey die Abſicht gehabt zu
igen, was den **Grotius** bewogen, von der
lgemeinen Erklärung abzuweichen, und daß
an daher den Mann nicht verdammen, oder
auben müſſe, daß er in Abſicht auf die Re-
gion übel geſinnet geweſen. Eben ein ſol-
es Urtheil muß man auch über diejenigen
illen, welche über dieſe oder jene Stelle der
Schrift ungewöhnliche Erklärungen gemacht
aben, inſonderheit, wenn man aus ihren
ndern Schriften ſiehet, daß ſie Vertheidiger
er Religion ſind, wie Grotius gewiß gewe-

sen ist. Man kann die Ungläubigen weit eher bewegen, hohe Gedanken von dem christlichen Glauben zu fassen, wenn sie merken, daß die Vertheidiger desselben sich bloß solcher Gründe bedienen, die keinen Widerspruch leiden. Denn wenn diejenigen, deren Hauptgeschäfte es ist, die Wahrheit zu erforschen, bey gewissen Stellen zugeben, daß solche bedenklich sind, so richten sie dadurch aus, daß sie von den Feinden des Glaubens für ehrliche und redliche Leute gehalten werden, denen man auch in andern Stücken trauen könne. Wenn aber jemand nirgends Bedenklichkeiten findet, sondern alle Einwendungen verachtet, die gegen seine Meynung gemacht werden können, so macht er sich selbst, und auch zugleich seine Lehre, verdächtig, und kann nicht anders als ein Mensch angesehen werden, der allenthalben Recht haben will, ungeachtet er kein Recht hat. Nichts schwächt, nach meiner Meynung, den christlichen Glauben mehr, als eine solche Aufführung, und nichts bestärket denselben mehr, als das aufrichtige Geständniß, daß verschiedene Gründe annoch allerhand Einwürfen unterworfen sind. Daraus erhellet, daß die Religion mit starken Beweisen so wohl versehen ist, daß man der überflüssigen nicht bedarf, die man insgemein mit vorträgt. Ein Engländer übergab, vor einigen Jahren, ein Memorial bey dem Parlament von Großbri-

tan-

annien, worinn er bat, daß der Spruch in
er ersten Epistel Johannis, von den dreyen
Zeugen, bey den künftigen neuen Auflagen
er Bibel möchte ausgelassen werden, weil
nan diesen Spruch in den alten geschriebe-
en Exemplaren nicht anträfe. Viele ur-
heilten, aus diesem seltsamen Einfalle, daß
er Verfasser dieser Bittschrift gegen die Re-
gion übel gesinnet seyn müsse. Aber allem
Vermuthen nach hat diese Entschließung bloß
inen Eifer und eine wahre Liebe zu dem
Glauben, den er bekannt, zum Grunde ge-
abt, weil die Feinde desselben daher Gele-
enheit genommen, das eine so wohl, als das
ndere verdächtig zu machen. Man kann eben
asselbe von denjenigen urtheilen, welche ver-
nget haben, daß das Zeugniß, welches man
ey Josepho von Christo findet, ausgemerzet
erden möchte, weil es scheinet, daß es von
en Christen heimlich eingeschaltet worden.
Man tadelt daher dergleichen Leute ohne
Grund, und hält sie mit Unrecht für Feinde
er Religion, insonderheit wenn man sieht,
aß sie sonst in der Lehre mit uns übereinstim-
en, und nur bloß in der Art und Weise,
lbige zu vertheidigen, von uns abweichen.
in anderes ist es, wenn man die ganze Leh-
von der heiligen Dreyeinigkeit läugnen, und
n anderes wieder, wenn man behauptet,
aß solche aus dem ersten Kapitul des ersten
Buches Mosis bewiesen werden könne, wel-

ches dem berühmten **Paul Sarpi** als eine Ketzerey angerechnet ward. Man muß in diesem Fall sagen, was Moses ehedem zu zweenen sich mit einander streitenden Jsraelitern sagte: **Ihr seyd ja Brüder, warum zankt ihr euch denn.** Ich habe dieses alles übrigens nicht zu dem Ende angeführet, um diejenigen zu vertheidigen, die in ihren Auslegungen von der allgemeinen Bahn abweichen, sondern bloß um zu zeigen, daß die schlechten Gedanken, welche sie, mein Herr, von dem **Grotius** gefaßt haben, ungegründet sind. Denn wenn er in seinen Erklärungen ja geirret, so siehet man auch, wodurch er dazu verleitet worden. Ich bin ꝛc.

Der

...ehen und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie haben vollkommen recht, wenn sie glauben, daß verschiedene Menschen ohne alles ihr Verschulden sowohl bey n itztlebenden, als auch bey der Nachkommenschaft, in Verachtung gerathen, so ie andern Ehrensäulen aufgerichtet wor- n, die nichts weniger als solche Ehrenbe- igungen verdient haben. Ich habe bereits ...eigt, daß Americus Vesputius aus einem ...ßen Irrthum und durch einen ganz unge- ...ren Zufall zu der Ehre gelangt, daß der ...rte Theil der neu erfundenen Welt nach nem Namen genennet worden. Man kann ch mehrere dergleichen Exempel aus der storie anführen. Ich will aber nur bloß ...n zwoen Personen reden, welche von den ...enienſern fast als Götter verehret wur- ..., ungeachtet ihr Name billig bey der gan- Welt verhaßt seyn sollte. Diese soge- ...nten Befreyer von Athen hießen, Har- ...dius und Aristogiton, und mit der That,

die

die sie ausübten, hatte es folgende Bewandniß. Einer von von den Söhnen des Pisistratus, Namens Hipparchus, der nach dem Tode des Vaters in Athen regierte, verliebte sich in eine Person, welche von einem athenienſischen Bürger, Namens Aristogiton gleichfalls geliebet ward. Dieser letztere ward dadurch so aufgebracht, daß er mit seinem Freunde, dem Harmadius den Entschluß faßte, sowohl den Hipparchus als dessen Bruder, den Hippianus, welche damals in der Stadt herrschten, umzubringen. Der eine Bruder ward auch würklich ermordet, der andere aber ward ins Elend getrieben. Und weil durch diesen Mord die Stadt wieder in Freyheit gesetzt ward, so wurden die beyden Mörder als Erretter und Väter des Vaterlandes angesehen, ungeachtet sie zu dieser That nicht durch die Liebe des Vaterlandes, sondern bloß durch die Rachbegierde, angetrieben wurden. Indessen richtete das Volk diesen beyden Leuten, als großen Helden, Ehrensäulen auf, weil solches nur auf die bloße That, nicht aber auf den Bewegungsgrund, sahe, wodurch diese Mörder zu solcher That angetrieben worden. Ich sage mit Bedacht, daß die Athenienser nur auf die That an und für sich selbst gesehen, indem sie dadurch ihrer bißherigen Regenten und Oberherren loßwurden, die man nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten Tyrannen nannte, ungeachtet

achtet die Geschichte zeigt, daß die Stadt niemals in einem blühendern Zustand, als unter der Regierung der pisistratischen Familie, gewesen. Man findet, daß andre eben so wohlfeil zu der Ehre gelangt sind, daß man sie den größten Helden beygezählet. Ich bin ꝛc.

Der
acht und funfzigste Brief.

Mein Herr,

In der englischen Historie findet sich unter andern eine Schwierigkeit, die Rapin Thoiras fast für unauflöslich hält. Alle Skribenten sind darinn einig, daß das Land eine lange Zeit unter den Dänen und Angelsachsen getheilt, und diese beyden Nationen gleich stark gewesen, so daß die eine stets der andern die Wage halten können. Das Land ward auch bald von sächsischen bald von dänischen Königen regieret. Aber eben zu der Zeit, wie die Dänen am stärksten zu seyn scheinen, nämlich nach dem Tode, Harde Knuts, des vierten Königs, verschwindet die

die ganze dänische Nation auf einmal, und es wird derselben in der englischen Historie gar nicht mehr gedacht. Einige suchen zwar diese Schwierigkeit dadurch zu heben, daß der bekannte Harald Godwin, welcher der vornehmste Minister zu den Zeiten Eduard des Bekenners war, alle Dänen in einer Nacht ermorden lassen. Weil aber die Dänen fast allein alle gegen Morgen und Mitternacht liegende Provinzen und den halben Theil von Mercia besaßen, so ist dieses Vorgeben ganz unwahrscheinlich. Denn dieses wäre eben so viel, als wenn man sagen wollte, daß die Einwohner von Seeland und Fühnen, in einer Nacht alle Einwohner in Jütland ermorden lassen. Es ist daher viel glaublicher, daß die Eifersucht, die so lange unter den Dänen und Angelsachsen geherrschet, unter der sanftmüthigen Regierung Eduard des Bekenners aufgehöret, und daß beyde Nationen nachher zusammen geschmolzen worden, dergestalt, daß man sie nachher beyde mit dem Namen der Engländer belegt hat. Allem Vermuthen nach ist diese Vereinigung nachher noch mehr befestiget worden, da die Normänner unter Wilhelm dem Eroberer England einnahmen, und beyde Nationen an dem letzten einen gemeinschaftlichen Herrn bekamen. Denn da die Angelsachsen sich in in diese Veränderung schicken mußten, so mußten die Dänen solches noch viel mehr thun, weil sie mit den Normännern,

als

lsUeberwindern, in der nächsten Verwandschaft tunden. Und da dieses sich also verhält, so ann man frey sagen, daß die gegenwärtigen Engländer nichts anders sind, als ein aus Dä=nen, Normännern und Holsteinern zusammen=gesetztes Volk, welches auch die Sprache zu er=kennen giebt. Ich bin ꝛc.

Der neun und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, so haben sie neulich Theocriti Idyl=lia gelesen, sie ziehen aber dennoch diesem Dichter den Virgil annoch vor. Sie können vielleicht in diesem Stücke überhaupt recht haben; ob ich gleich gestehen muß, daß ich einige Stellen bey diesem griechischen Dich=ter gefunden, welche dem Virgil nichts nach=geben. Nichts kann schöner und natürlicher seyn, als das sieben und zwanzigste Stück, worinn Daphnis eine junge Schäferinn zuge=winnen sucht. Ich will zum Beweise die Un=terredung anführen, welche diese beyde Perso=

nen

nen mit einander halten. Daphnis fängt folgender gestalt an:

Der Hirte Paris entführte die schöne Helena. Die Schäferinn, die mich küsset, ungeachtet ich auch nichts mehr als ein Hirte bin, übertrifft die Helena weit an Schönheit.

Die Schäferinn. Rühme dich dessen nicht; ein Kuß ist, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, so viel als nichts.

Daphnis. Ach wie viel Süssigkeit steckt doch in demjenigen, was du nichts nennest.

Die Schäferinn. Ich wische den Mund ab, und speye den Kuß weg.

Daphnis. Kostet es dir sonst keine Mühe, als daß du den Mund wieder abwischest, küsse mich noch einmal.

Die Schäferinn. Gehe hin und küsse deine Schaafe und laß ein junges Mädgen mit frieden.

Daphnis. Prahle nicht so viel mit deiner Schönheit, die verschwindet als ein Traum.

Die Schäferinn. Eine Rose vertrocknet zwar, sie kann doch aber nicht gänzlich verschwinden.

Daphnis. Komme hieher unter diese Oelbäume, ich habe dir etwas zu sagen.

Die

Die Schäferinn. Dahin komme ich nicht; denn du hast mich schon einmal durch deine Schmeicheleyen betrogen.

Daphnis. So komme denn hieher unter diese Ulmenbäume, ich will dir auf meiner Flöte vorspielen.

Die Schäferinn. Vergnüge dich selbst an deinem Flötenspiel, welches ich nicht ohne Mißvergnügen höre.

Daphnis. Fürchtest du dich nicht, daß du die Göttinn Venus zum Zorne reitzest?

Die Schäferinn. Ich verehre die Göttinn Venus, aber ich verlasse mich auf die Diana, die Göttinn der Jagd.

Daphnis. Bedenke wohl, was du sagst. Die Venus, kann dir ein Netz stellen, woraus du dich nicht wieder wirst retten können.

Die Schäferinn. Das mag sie thun. Diana wird mich schon wieder retten. Rühre mich nicht an, ich beisse deine Lippen in Stücken.

Daphnis. Du must dich nicht aufsätzig gegen die Liebe erzeigen, welcher ja doch kein Mensch widerstehen kann.

Die Schäferinn. Ich schwere bey dem Waldgott Pan, daß die Liebe keine Macht über mich haben soll. Aber du willst mich unter das Joch bringen.

Daphnis. Ich besorge, daß Venus dir noch einen weit schlechtern Ehegatten geben wird, als ich bin.

Die Schäferinn. Es haben schon verschiedene junge Hirten um mich geworben, aber ich habe sie alle abgewiesen.

Daphnis. Ich werde doch unter allen allein glücklich seyn.

Die Schäferinn. Aber was willst du denn von mir haben? Ich weis, daß der Ehestand große Beschwerlichkeiten bey sich führet.

Daphnis. Wie kannst du dir doch diesen Stand beschwerlich vorstellen. Die Ehe ist so vergnügt, als ein Tanz.

Die Schäferinn. Man sagt aber, daß die Weiber vor ihren Männern zittern.

Daphnis. Davon wirst du gerade das Gegentheil erfahren. Die Weiber regieren, und die Männer sind denselben unterthänig.

Die Schäferinn. Aber die Geburt der Kinder soll mit großen Schmerzen verknüpft seyn.

Daphnis. Die Göttinn Diana, deine Freundin, soll deine Wehmutter seyn.

Die Schäferinn. Ich besorge, daß ich meine Schönheit verliere, wenn ich viele Kinder zur Welt bringe.

Daphnis. Schöne und liebenswürdige Kinder werden dich noch ansehnlicher machen.

Die Schäferinn. Wohlan denn, es sey gewagt. Wenn ich aber in dein Begehren willige, was willst du mir zum Brautschatz geben?

Daphnis. Du sollst meine ganze Heerde, und alle meine Wiesen haben.

Die Schäferinn. Verpflichte dich mit ei-
iem Eyde, daß du mich nimmer verlassen
villst.

Daphnis. Ich schwöre bey den Waldgott
Pan, daß ich dich nimmer verlassen will, und
venn du mich auch selbst wegtreiben solltest.

Die Schäferinn. Willst du mir auch ein
Bette, ein Haus, und einen Stuhl geben?

Daphnis. Ich will dir ein schönes Bette
achen lassen, und du sollst diese ganze Heer-
e haben.

Die Schäferinn. Aber was soll ich meinem
ten Vater sagen?

Daphnis. Er wird mit Freuden in diese
erbindung willigen, so bald er nur meinen
amen höret.

Die Schäferinn. Sage mir denn deinen
amen. Bisweilen wird man durch denseln allein eingenommen.

Daphnis. Ich heisse Daphnis, mein Va-
Lycidas, und meine Mutter Nomea.

Die Schäferinn. Du hast ansehnliche El-
n, aber ich gebe dir in diesem Stücke nichts
ch.

Daphnis. Siehe die hohe Cypreßbäume,
schenke ich dir auch.

Die Schäferinn. Gehet hin, ihr Hirten,
d treibt meine lieben Schäfgen so lange auf
e Wiese, bis ich das Eigenthum dieses
häfers besehen.

Daphnis. Führet, ihr Hirten, meine Heerde ins Gras, bis ich meiner Schäferinn diese Bäume gewiesen.

Die Schäferinn. Ey was machst du Daphnis, warum greifst du mir nach dem Busen?

Daphnis. Ich will nur die sanft hervorkommenden Aepfel suchen.

Die Schäferinn. Weg mit der Hand, du führst mich in Versuchung.

Daphnis. Fürchte dich nicht! warum zitterst du so?

Die Schäferinn. Ey Pfuy! du wirfst mich auf die unreine Erde nieder, und machst meine schönen Kleider unrein.

Daphnis. Siehe hier ist eine Decke, die ich dir unterlegen will.

Die Schäferinn. Halt stille, hier kommt jemand, ich höre etwas rauschen.

Daphnis. Es sind nur die Cypreßbäume, die von dem Winde bewegt werden.

Die Schäferinn. Du reissest meinen Flor in Stücken, warum entblössest du mich?

Daphnis. Ich will dir einen neuen Flor wieder geben, der besser seyn soll, als dieser ist.

Die Schäferinn. Du versprichst alles, aber vielleicht hälst du nichts.

Daphnis. Wollte Gott, ich könnte dir meine ganze Seele geben.

Die Schäferinn. O Diana, vergieb es mir, nun werde ich dir untreu.

Daphnis. Ich opfre dem Cupido ein Kalb, und der Venus einen Ochsen.

Die Schäferinn. Ich kam als Jungfrau hieher, und gehe als Frau wieder weg.

Hierauf schieden sie von einander, und die Schäferinn gieng mit niedergeschlagenen Augen und von Schaam nnd Liebe zugleich erfüllet, hinweg. Keine Unteredung kann angenehmer und natürlicher seyn, und ich zweifle, daß in allen Liedern des Virgils etwas süssers und rührenders angetroffen werden könne. Ich bin ꝛc.

Der sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich gestehe, daß es etwas ganz ausserordentliches ist, was sie mir von der bewusten Person melden, welche in ihrer Jugend niemals die Schule besucht hat, und doch im Stande ist, solche gelehrte Reden zu führen, die man nicht ohne Bewunderung anhören kann. Es ist dieses allerdings etwas ganz seltenes, indessen hat man doch schon mehrere Beyspiele hiervon. Jacob Böhm war ein Schuster, und hatte in seiner Jugend nichts gelernet; nichts destoweniger hat derselbe doch Bücher geschrieben, worinn viele Leute sehr hohe und tiefsinnige philosophische Gedanken entdecken. Wie ich zu Paris war, und wöchentlich einmal in der St. Sulpitius Kirche öffentliche Disputationes gehalten wurden, so opponirte insgemein ein Schuhflicker, der seine Bude in der Vorstadt St. Germain hatte, und den ich oft selbst in seiner Bude sitzen und alte Schuhe flicken gesehen. Zu unsern Zeiten haben wir hiervon ein noch viel merkwürdigeres und annoch lebendes Exempel an dem bekannten Thomas Chubb, welcher für

einen

einen der scharfsinnigsten und gründlichsten Skribenten in England gehalten wird. Dieser Thomas Chubb ist ein Kannengießergesell in Exeter. Er hegt eigene Gedanken in Absicht auf die Religion, welche sich dem Naturalismus nähern, ungeachtet er in seinen Schriften vorgiebt, daß er keine andre Absicht habe, als die Mittel ausfündig zu machen, wodurch der Unglaube am besten bestritten werden könne, indem die Gründe, deren sich die Geistlichen insgemein bedienen, seiner Meynung nach, die Religion mehr schwächten, als daß sie solche unterstützen und bestärken sollten. Ich habe alle seine Schriften gelesen, und finde, daß weder Collins, noch Tindal, oder Morgan, der falschen Lehre einen feineren Anstrich gegeben. Ich bemühe mich mit Fleiß, von dem merkwürdigen Leben dieses Menschen eine genauere Nachricht einzuziehen, und werde nicht ermangeln, so bald ich etwas zuverlässiges davon in Erfahrung bringe, ihnen solches mitzutheilen. Ich bin ꝛc.

Der
ein und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen gehorsamst, daß sie mir die von Gregorio Leti entworfene Historie Philipps des andern, zuschicken wollen. Ich habe diese Geschichte mit eben demselben Geschmack, wie die andern Schriften des Leti gelesen, und wunderte mich, daß ein Mann von so weniger Beurtheilungskraft und Einsicht sich unterstanden, die Geschichte so vieler Länder zu beschreiben, und, welches gewiß zu verwundern ist, von verschiedenen als ein großer Geschichtschreiber angesehen worden. Sie werden aus den Zeichen abnehmen, die ich am Rande dieser Geschichte Philipps des andern gemacht habe, wie oft die Historie durch unnütze Weitläuftigkeiten, und durch ein gemeines Gewäsche von ihm verstellet worden. Wenn er den Kayser Carl den fünften rühmet, daß derselbe das sichere Geleite nicht brechen wollen, so verwechselt er die Costnitzische mit der Baselschen Kirchenversammlung, und führet hierauf so viele Exem-

empel aus der alten und neuen Historie an, daß gewisse Personen ihr Versprechen nicht gehalten, daß der halbe Theil des zweyten Buchs dadurch angefüllet wird. Er sagt, die Geburt Philipps des anders geschahe zur Abendzeit, weil die Sonne einem größern Lichte weichen mußte, und an einem Dingstag, der auch sonst ein Tag des Kriegsgottes Mars genannt wird, wodurch gleichsam schon zum voraus angezeigt ward, daß der neugebohrne Prinz ein großer Kriegsheld werden würde. Seine Mutter, die Kayserinn, hatte einen Traum, als ob sie mit einer Landkarte schwanger gienge, wodurch die künftige Regierung dieses Prinzen über so viele Reiche und Lande vorgebildet worden. Bey den härtesten Geburtswehen gab die Kayserinn nicht den geringsten Laut von sich, weil sie hoffte, einen Sohn zur Welt zu bringen, der die Freude der Welt seyn würde. Wenn er erzählet, wie Rom von den Kayserlichen geplündert, der Pabst aber gleichsam in ein Gefängniß eingeschlossen worden, so sagt er, daß der Pabst sich dieses selbst zu danken gehabt, weil er die Vorherverkündigung eines unbekannten Menschen nicht zu Herzen genommen, der kurz vorher, ehe sich dieses Unglück zugetragen, mitten in der Nacht durch alle Gassen gelaufen, und geschrien: L'ira di Dio arrivera ben tosto a questa cita. D. i.

der Zorn Gottes wird bald über dieſe Stadt ausbrechen. An ſtatt, daß der Pabſt ſich dieſe Warnung hätte zu Nutze machen ſollen, ſo ließ er vielmehr den Menſchen ins Gefängniß werfen. Wie aber das Unglück geſchehen war, ſo verſchwand dieſer Mann auf einmal. Der Geſchichtſchreiber nimmt dieſes alles als eine Wahrheit an, und ſagt: Aviſi di queſta ſorte no ſi devono diſprezzare d. i. ſolche Warnungen muß man nicht verachten. Wenn er jemanden rühmet oder tadelt, ſo drückt er ſich auf eine mehr als poetiſche Art aus. Z. E. Wenn er den Charakter des Prinzen von Parma ſchildert, ſo ſagt er: der Prinz von Parma war der tapferſte und klügſte Feldherr, den die Welt jemals hervorgebracht. Capitano il piu valoroſo, et il piu prudente, che haveſſe mai veduto il mondo. An ſtatt zu ſagen, daß Philippus ſeine durch beſtändige Kriege ausgemergelten Unterthanen durch einen beſtändigen Frieden wieder erquicken wollen, druckt er ſich folgendergeſtalt aus: daß der König durch den ſüſſen Wein des Friedens (col dolce vino della pace) ſeine Unterthanen wieder erfriſchen wollen, denen er vorher nichts als Blut, Galle und Gift eingeſchenket; und gleich darauf heißt es, wenn er ſagen will, daß einige Leute keine Vorſtellung annehmen, gewiſſe Leute brechen

als rasende Thiere durch die Dämme der Vernunft. A guisa di Furio, si son rompono l' argine della ragione. Wenn er von der Liebe redet, die Kayser Carl der fünfte zu einem deutschen Frauenzimmer, Eleonora de Plombes, gefasset, so hält er eine Predigt von der unreinen Liebe, die er mit andern Lastern in Vergleichung setzt, und diese Predigt nimmt mehr als den dritten Theil des sieben und zwanzigsten Buchs ein. Bey dem Tode Carls des fünften ließ sich, wie er sagt, ein Comet sehen, der immer größer ward, je mehr die Krankheit zunahm, und seinen Schweif gegen das Kloster reckte, worinn der Kayser starb, so daß man aus dieser Beschreibung fast schließen sollte, daß dieser Comet bloß, um des Kayſers Tod zu verkündigen, am Himmel erschienen. Er sagt ferner, daß in der Nacht, worinn der Kayser gestorben, eine Lilie in seinem Garten geblühet, und mitten in der Geschichte Philipps des andern erzählt er die Krankheit, die er selbst einmal ausgestanden. Seine Historie ist übrigens durchgehends mit hochtrabenden und fast orientalischen Redensarten angefüllet. Z. E. wenn er sagen will, daß Kayser Carl der fünfte zuletzt seinen Ehrgeitz einschränken wollen, so druckt er sich folgendergestalt aus: Carolo V. volso porro il termine et piantare le Colonne d' Hercole

cole al mare ampliſſimo de vaſti penſieri. D. i. der Kayſer wollte ſich ſelbſt einſchränken, und die Säulen des Hercules für das große Meer ſeiner hohen Gedanken als einen Damm ſetzen. Fremde Skribenten begehen insgemein Fehler in der nordiſchen Hiſtorie; keiner aber hat, meinem Bedünken nach, darinn ſo gröblich geirret, als der oftangezogene Leti. Ich will nur ein Exempel davon anführen. Er ſagt, Chriſtian der andere habe ein und zwanzig Jahr gefangen geſeſſen, da doch ſeine Gefangenſchaft ſieben und zwanzig Jahre gewähret. Dieſer Irrthum iſt indeſſen doch nicht ſo grob, als der folgende, da er ſagt, daß das däniſche Volk ihm die Krone abgenommen, und ſolche Chriſtian dem dritten aufs Haupt geſetzt, an ſtatt, daß dieſes Friedrich dem Erſten heiſſen ſollen. Ferner, daß einige den Anſchlag gemacht, ihn entweder mit Gift zu vergeben, oder auch durchs Schwerdt zu tödten, wogegen ſich aber das Volk geſetzt. Bey welcher Gelegenheit er denn eine weitläuftige Predigt zum Ruhme des däniſchen Volks hält. Keine Erzählung iſt wohl leicht ſeltſamer als dieſe. Denn in der ganzen Hiſtorie iſt kein einziges wahres Wort befindlich. Indeſſen rathe ich doch, dem allen ungeachtet, niemanden ab, dieſe Geſchichte zu leſen, weil der Verfaſſer ſelbige mit einer gewiſſen Unpartheilichkeit abgehandelt.

delt. Denn er unterläßt nicht, sowohl die Fehler Philipps des andern, als seine Tugenden, abzumahlen. Es ist gewiß schwer, den Charakter dieses Königs zu schildern, indem man in seinem Leben eine Vermischung von heroischen Tugenden und zugleich auch von häßlichen Lastern antrift. Allem Ansehen nach hat seine Religion bloß in einer übertriebenen Orthodoxie und in einem blinden Gehorsam gegen den Pabst bestanden, dessen gute und böse Anordnungen er ohne Untersuchung blindlings und so genau befolgte, als ob es göttliche Befehle gewesen wären. Die Päbste aber unterließen nicht, sich dieses zu Nutze zu machen, und bedienten sich seiner als des bequemsten Werkzeuges, die so genannten Ketzer aufzusuchen, und dem Scheiterhaufen zu überliefern, worinnen dieser König alle Regenten übertroffen hat, die in der Historie zu finden sind. Und es ist wahrscheinlich, daß dieser unmenschliche Satz, der ihm eingeprägt worden, ihn auch angetrieben, seinen einzigen Sohn, und den Erben seiner Krone, Don Carlos, aufzuopfern, und daß die vielen Laster, welche man diesem Prinzen beylegte, entweder erdichtet, oder doch auch mit gar zu gehässigen Farben abgemahlet worden, um diesen Mord zu beschönigen. Denn der König konnte sich, durch eine solche unnatürliche That, den Weg zur Canonisation bah-

nen,

nen, und es war ihm genug, daß er nur bey dem Pabste wohl angeschrieben war, der den König als einen Heiligen abmahlte, und ihn die größte Stütze der christlichen Religion nannte, ungeachtet dem Pabste der wohlgegründete Verdacht niht unbekannt war, daß der König, außer seinen Sohne, auch die Königinn, nebst seinem natürlichen Bruder, den Don Juan d' Austria, imgleichen viele andre große Herren heimlch umbringen lassen. Leti vergißt nicht, dieses, so wie die Tugenden des Königs, anzuführen. Denn Philipp der andre hatte, in Absicht auf die Regierungskunst, zu den damaligen Zeiten keinen, der ihm darinn gleich kam, und übergieng auch alle Regenten in dem Fleiße, den er auf die Regierungsgeschäfte wandte. Leti gründet übrigens seine Historie fast ganz allein auf italiänische und spanische Skribenten, als Campana, Bentivoglio, Strada u. a. m. weßfalls man sich um so viel weniger wundern darf, daß man daran so vieles auszusetzen findet. Ueberdem hat fast der halbe Theil des Werks mit der Geschichte Philipps des andern keine Verwandschaft; denn so oft ein Prinz, eine Prinzessinn, oder ein andrer großer Herr von einem Ort zum andern gereiset, so wird dieses auf das allerweitläuftigste beschrieben. Wenn man mit dergleichen Dingen die Historie anfüllen will,

so

so ist es nicht schwer, einen großen Folianten zu Wege zu bringen. Ich bin ꝛc.

Der zwey und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Da ich nunmehro ein hohes Alter erreichet, und mich meinem siebzigsten Jahre nähere, auch die Schwachheiten vollkommen empfinde, die das Alter mit sich führet, so habe ich in diesen Tagen des Cicero Schrift de senectute mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen, um zu sehen, was für ein historischer Trost darinn für alte Leute enthalten seyn möchte. Die Gründe, welche Cicero in diesem Werke vorträgt, sind zwar wohl ausgesucht, die meisten aber halten doch keinen Stich, wo man sich nicht vorstellt, daß ein jeder alter Mann ein Cato ist, bey dem in seinem hohen Alter so wenig die Leibes- als Gemüthskräfte geschwächt worden. Weil aber wenige alte Leute in diesem Stücke so glücklich als Cato sind, so ist auch dieser Satz sehr schwer zu behaupten, und die Einwendungen, wel-

welche man dagegen macht, sind von der Stärke, daß sie durch keine Beredsamkeit können widerlegt werden. Cicero gestehet zwar, daß junge Leute mit mehrern Leibeskräften begabet sind, und ihre Geschäfte mit größerer Munterkeit ausrichten können. Er behauptet aber auch zugleich, daß alte Leute dem Lande mehr Dienste durch ihren guten Rath und erworbene Erfahrung leisten, und in dieser Absicht mit reifen, und zu ihrer Vollkommenheit gediehenen Früchten verglichen werden können. Weil aber die meisten alten Männer sowohl die Leibes- als Gemüthskräfte verliehren, und bey ihnen das Gesicht, das Gehör, das Gedächtniß und andre Sinnen täglich mehr und mehr abnehmen, so ist ihnen billig zu rathen, daß sie sich aller Verrichtungen entschlagen, wodurch sie sich nur dem Gelächter und der Verachtung unterwerfen. An statt also, daß man sie mit reifen Früchten sollte vergleichen können, so sind sie vielmehr solchen Früchten ähnlich, welche angegangen und beynahe verfault sind. Cicero läugnet ferner nicht, daß die Alten allerhand Krankheiten unterworfen sind, er sagt aber auch zugleich, daß die jüngern Leute hiervon eben so wenig befreyet sind, welches seine völlige Richtigkeit hat. Man kann aber hierauf antworten, daß die Jungen zwar krank werden können, die Alten aber würklich immer krank sind. Denn das Alter ist an und für sich selbst schon eine Krank-

heit

heit, ja ein Zusammenfluß aller Krankheiten, wohin auch das Sprüchwort zielet: senectus omnium malorum portus. Wollte man etwa sagen, daß die alten Leute, weil sie durch viele Krankheiten und mancherley Verdruß abgehärtet worden, die Widerwärtigkeiten besser, als junge Leute, ertragen könnten, so zeiget die tägliche Erfahrung gerade das Gegentheil. Denn wie die Schwachheiten im Alter zunehmen, so nimmt die Gedult bey den alten Leuten ab. Ein beständiges Klagen und Murren begleiten das Alter allenthalben. Ja, wie die reichsten Leute die geitzigsten sind, und die Armuth am meisten fürchten, so siehet man auch, aus unzähligen Beyspielen, daß die Alten am meisten zittern, wenn der Tod sich bey ihnen anmeldet. Denn das Alter ist natürlicher Weise furchtsam, ungeachtet man bey hohen Jahren am wenigsten zu fürchten hat. Das Alter findet fast an keiner einzigen Sache mehr ein Vergnügen, ja es ist ihnen dasjenige am meisten zuwider, woran sie vorher ihr größtes Vergnügen gefunden haben. Cicero rechnet dieses zwar unter die größten Vorzüge des Alters, weil solches dadurch von den sündlichen Wollüsten befreyet wird, denen die Jugend, zu ihrem Unglück und Verderben, unterworfen ist. Man kann dieses auch nicht läugnen. Aber alten Leuten ist auch ein anständiger und unschuldiger Zeitvertreib zuwi-

der. Anstatt daß sie vormals auf eine angenehme Art mit andern umgegangen, so scheuen sie nunmehro die Menschen. Ihre Munterkeit wird in ein murrisches Wesen, und ihre Freude in Sorge und Bekümmerniß verwandelt. Die Welt scheint ihnen verkehrter zu seyn, als sie wirklich ist. Was frisch und gesund ist, das sehen alte Leute als verfault an; der Magen will die Speisen nicht mehr verdauen, die Zähne sind stumpf, das Essen will ihnen nicht schmecken, der Schlaf bleibt aus, und sie haben keinen andern Trost zu hoffen, als den Tod, den sie unaufhörlich auffordern, daß er kommen soll, ungeachtet es doch ihr wahrer Ernst nicht ist, indem sie, wenn er sich einstellet, mit jenem Manne in der Fabel sagen, nicht ich, sondern mein Nachbar hat dich gerufen. Cicero führt noch diesen Trost für alte Leute an; daß alte Leute wegen ihrer grauen Haare von allen geehret, und hochgeschätzet würden. Aber die Erfahrung zeigt, daß sie vielmehr verachtet und verspottet werden, insonderheit wenn sie fortfahren ihr Amt zu verwalten, und die Lasten noch ferner übernehmen, die ihre schwachen Schultern nicht mehr tragen können. Ich habe Männer gekannt, die in ihren blühenden Jahren mit dem größten Ansehen in Gerichten gesessen, und deren Entscheidungen als Orakelsprüche angenommen worden; welche aber in ihrem Alter in den Gerichten nichts als bloße Statuen vorgestellet,

let, und deren Worte nicht anders, als ein bloſſer Schall ohne Bedeutung, angehöret worden. Eine jede Stadt iſt nicht wie Lacedämon geſinnet, wo ein alter Mann bloß deßwegen hochgeſchätzt ward, weil er alt war. An den meiſten andern Orten haben die alten Leute kein anderes Schickſal, als der Prophet Eliſa, den die muthwillige Jugend mit dem Namen Kahlkopf beehrte. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man einen alten Mann einen alten Sauertopf nennet, und daß man von ihm ſagt, daß er wieder in die Kindheit gerathen, wenn er bisweilen der Jugend widerſpricht, ungeachtet ſeine Einwendungen bisweilen wohlgegründet ſeyn können. Unter die Vorzüge des Alters rechnet Cicero ferner das Vergnügen, welches betagte Leute haben, wenn ſie ſich ihrer vorigen, in der Jugend ſowohl als im männlichen Alter verrichteten, Thaten erinnern. Man fragte einmal einen Philoſophen, der 107 Jahre gelebt hatte, ob er müde wäre, ferner zu leben. Er antwortete: Ich habe mich über nichts in meinem Alter zu beſchweren, weil ich meine Jugend nicht gemißbrauchet habe. Aber dieſes gilt allein von einem Cato, deſſen jüngeres Leben eine Kette von lauter rühmlichen Thaten war, die von dem Glücke begleitet wurden. Bey den meiſten andern alten Männern aber hat die Erinnerung der vorigen Begebenheiten eine ganz andere Wirkung. Aus dieſer Urſache haben die al-

ten Heyden vorgegeben, daß die Verstorbenen, ehe sie in die glückseligen Wohnungen aufgenommen würden, vorher aus dem Fluß Lethe, trinken müßten, um alles zu vergessen, was ihnen hier auf der Welt begegnet, damit ihnen die Erinnerung ihres vorigen Lebens keine Bekümmerniß verursachen, und ihr künftiges Glück vermindern möchte. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich eben denselben Fehler begehe, den Cicero begangen hat. Denn, wie jener, durch das Beyspiel des Cato und verschiedener anderer alten Männer eben so seltene Exempel, die Vortheile und Vorzüge zu erweisen suchet, wodurch sich das Alter trösten kann, so wird man mir vorrücken, daß ich meinen Satz auf einen eben so falschen Grund baue, da ich, durch das Exempel einiger wenigen alten Männer, das Elend und den betrübten Zustand des Alters zu erweisen suche. Wenn man aber nur ein Verzeichniß, sowohl von der einen als von der andern Seite, machet, und die alten Leute, so wie man sie allenthalben findet, etwas genauer betrachtet, so wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß das Verzeichniß sehr ungleich ausfallen wird. Denn wenn Cicero seinen Beweis von einigen wenigen und sehr selten anzutreffenden Menschen hernimmt, so habe ich auf meiner Seite eine Menge von sowohl verstorbenen annoch lebenden alten Männern, die ihre letzten Tage überaus elend und betrübt

zubrin-

zubringen. Ich rechne mich selbst unter die letzten, weil ich merke, daß meine Schwachheiten und meine kümmerlichen Umstände, je älter ich werde, immer mehr zunehmen so wie meine Gemüthskräfte abnehmen, daß ich gegenwärtig den kränklichen Zustand meines Körpers nicht mehr so muthig, wie vormals, ertrage. Indessen habe ich dennoch Ursache mit meinen Umständen zufrieden zu seyn, indem sich noch unzählige andere alte Männer finden, die noch weit größern Schwachheiten und Leiden, als ich, unterworfen sind, und sich in dem Zustande befinden, den Juvenalis folgendermaßen beschreibet.

Ille humero, hic lumbis, hic coxa debilis: ambos
Perdidit ille oculos, & luci invidet.
Hujus
Pallida labra cibum capiunt digitis alienis,
Præterea minimus gelido jam corpore, sanguis
Febre calet sola &c.

Es erhellet demnach hieraus, daß man aus der Philosophie allein keinen besondern Trost für das Alter hernehmen könne, und daher trugen viele alte Römer und Griechen kein Bedenken, auf eine oder die andere Art ihr Leben zu verkürzen, wenn sie sahen, daß das Leben ihnen

bloß zur Last war, und sie der Republik weiter keine ersprießlichen Dienste leisten konnten. Die Religion ist demnach allein vermögend, uns bey hochgestiegenen Jahren zu trösten und aufzurichten. Denn was ist wohl mehr vermögend, einen Menschen zu erfreuen, und ihn gegen alle Widerwärtigkeiten zu stärken, als die Betrachtung des zukünftigen Lebens? Diese Betrachtung richtet einen Menschen eben so sehr auf, als ein Seemann vor Freuden ganz außer sich selbst gesetzt wird, der, nach ausgestandenem Sturm und Ungewitter, sich nahe bey dem Hafen siehet. Dieses Trostes, welches der einzige und wahre Trost ist, hat sich Cicero, als ein Heyde, aus Mangel der Offenbarung, nicht bedienen können. Wollte Gott, daß dieser Trost nur bey erleuchteten Christen immer die Wirkung haben möchte, die er billig haben sollte! Aber man siehet leyder aus der Erfahrung, daß der Glaube und das Vertrauen bey den meisten viel schwächer ist, als sie selbst glauben. Ein jeder sagt: Ich glaube ein zukünftiges besseres Leben, ja ich bin davon vollkommen überführet. Wenn aber die letzte Stunde eintritt, die dem Leiden ein Ende macht, und die Thüre zu den glückseligen Wohnungen öffnet, so bittet man doch noch beständig um Aufschub. Dieses Bedenken scheint zwar dem menschlichen Geschlecht, insonderheit erleuchteten Christen, zu nahe zu treten. Aber was hilft es, der Erfahrung zu widerspre-

sprechen, und dasjenige zu läugnen, wovon man durch tägliche Exempel überzeugt wird? Indessen finden sich dennoch einige, welche die Ankunft des Todes, als eine fröliche Botschaft, ansehen. Sollte aber auch wohl hierunter eine Verstellung verborgen liegen? Sollte diese Freude auch wohl aufrichtig, und nicht bloß zu dem Ende angenommen seyn, um einen Heldenmuth zu zeigen, der aus der Noth, wie man zu reden pflegt, eine Tugend macht? Man könnte leicht die Probe machen, wenn man solchen Menschen in den letzten Zügen die Versicherung eines längern Lebens zu geben im Stande wäre. Allein was sage ich? diese Probe ist schon oft mit solchen Menschen gemacht, die zum Tode verurtheilet worden, und mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit dem Tode entgegen gegangen sind, welche aber, wenn ihnen das Leben unvermuthet geschenket worden, für Freude in Ohnmacht gefallen sind, und sich dadurch selbst verrathen haben. Ein griechischer Opferpriester suchte einen jungen Lacedämonier wider die Furcht des Todes aufzurichten, und stellte ihm zu dem Ende die Freude des zukünftigen Lebens vor. Der junge Lacedämonier aber antwortete ihm: weil du so vollkommen davon überzeugt bist, warum stirbst du denn selbst nicht? Eben dieses kann man auch zu denen sagen, die sich

mit ihrem starken Glauben so groß machen: warum fürchtet ihr euch denn so sehr für dem Tode? Diese Materie verdiente weitläuftiger ausgeführt zu werden; aber ich will es für dießmal dabey bewenden lassen; und nur bloß der Frau von Lamberth sinnreiche Gedanken über das Alter anführen. Sie druckt sich folgendergestalt aus. Sobald die Jugend entweicht, so fallen auch alle Entschuldigungen weg, die man wegen der Fehler, die man begeht, sonst zu machen gewohnt ist. Denn da die vorige Annehmlichkeit verschwindet, welche unsre Fehler bisher bedecket, so wird unser Vergehen nach der Strenge nunmehro beurtheilet. Ein alter Mann muß daher genau auf sich selbst achten, und sowohl seine Reden, als seine Aufführung und seine Kleidertracht also einrichten, daß er sich dadurch keinem billigen Tadel aussetzet. Nichts ist wohl leicht ungereimter, als wenn man durch äußerliche Zierrathen die Anmuth wieder zuwegebringen und erhalten will, die uns verläßt, sobald das Alter eintritt. Wenn man es freywillig gestehet und einsiehet, daß man alt ist, so wird das Alter einem wirklich

erträg-

erträglicher. Insonderheit aber ist es ein großes Unglück für das Frauenzimmer, welches angenehm und schön in der Jugend gewesen, wenn sich dasselbe einbildet, daß es auch noch im Alter schön und angenehm sey. Das Frauenzimmer muß vielmehr alsdenn eine Stellung annehmen, die sich auf ihren gegenwärtigen Zustand schicket. Nichts ist unanständiger, als wenn man sich annoch im Alter bey glänzenden Versammlungen und in den Schauspielen einfindet, wo man sich kein Ansehen mehr geben, und kein Angesicht mehr zeigen kann, welches blendet, und die Anwesenden in Entzückung zu setzen, vermögend ist. Im Alter wird der Geschmack in Absicht auf das angenehme und widerliche mehr geschärft, denn sobald die Jugend fliehet, so wird der Schmerz verdoppelt, und die Lust vermindert. Ich bin ꝛc.

Der drey und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bey verschiedenenen Gelegenheiten bereits meine Gedanken über die neuen Schauspiele eröffnet, die seit den Zeiten des Moliere ans Licht getreten, und zugleich auch die Ursachen angezeiget, woher dieser Unterscheid unter den Schauspielen der vorigen und der gegenwärtigen Zeiten rühre. Hauptsächlich ist der schlechte Geschmack der heutigen Zuschauer Schuld daran, nach welchem sich diejenigen, welche Schauspiele schreiben, zu richten gezwungen sind, die also, falls ihre Arbeit gefallen soll, nothwendig schlechte Stücke verfertigen müssen. Inzwischen muß man doch auch dieses gestehen, daß die Gabe, Schauspiele zu schreiben, nur bey sehr wenigen gefunden wird, ungeachtet sich ein jeder heutiges Tages damit befasset, ohne im geringsten zu überlegen, daß dazu eine ganz ausnehmende und angebohrne Geschicklichkeit erfordert werde, und daß kaum ein ganzes Jahrhundert einen

solchen Geist, als Moliere war, hervorzubringen vermögend sey. Man kann überdem auch noch eine andere Ursache angeben, weßfalls heutiges Tages so viele schlechte Schauspiele ans Licht treten. Wie Moliere anfing Comödien zu schreiben, so hatte man bereits einen großen Vorrath von spanischen und italiänischen Comödien, welche, ungeachtet sie nicht regelmäßig waren, dennoch Anlaß gaben, gute Schauspiele zu verfertigen, so daß Moliere solche bloß in eine andre Form giessen durfte, welches er auch mit einer so großen Geschicklichkeit bewerkstelliget, daß, ungeachtet seine Comödien keine Originale sind, selbige dennoch dafür angesehen werden können. Aus dem Verzeichnisse, welches Riccoboni von den alten spanischen und italiänischen Comödien gemacht hat, siehet man, daß die meisten Charaktere, deren sich die Comödienschreiber bedienen können, darinn ausgeführt worden, und daß Moliere daher die Materie fast zu allen seinen Schauspielen entlehnet: Solchergestalt ist sein Etourdi eine Nachahmung des italiänischen Stückes, Inavertito, dessen Verfasser Nicolo Barieri ist. Sein Stück, Depits amoureux, ist nach einem italiänischen Schauspiel, Gli stegni amorosi, eingerichtet. Das Stück, Le Medecin malgré lui, ist aus einem alten italiänischen Stück, Arlichino Medico Volante,

lante; der Tartuffe aus dem Stücke, il Dottore Bachettone; L'ecòle des Maris und George Dandin aus zweyen alten Stücken, der Hahnrey in der Einbildung und Arlichino Cornuto par opinione; das Stück Feslin de Pierre aus einem spanischen Schauspiel, und seine beyden Hauptstücke, der Geitzige und Amphitryon, aus dem Plautus u. s. f. entlehnet, daß also Moliere sehr wenige Comödien geschrieben hat, worinn er nicht einen gebahnten Weg vor sich gefunden, ungeachtet man dabey gestehen muß, daß er diese Schauspiele solchergestalt umgekleidet, daß man sie für Originale halten kann. Man siehet indessen doch hieraus, daß es für die neuern Comödienschreiber überaus schwer sey, gute Schauspiele zu verfertigen. Denn die vornehmsten Charaktere sind bereits so ausgearbeitet, und diejenigen, welche einen Versuch gemacht haben, die von Moliere und einigen wenigen andern so wohl ausgeführten Charaktere zum Muster neuer Schauspiele zu wählen, haben selbige nur verstellet, weil ihnen der Geist des Moliere gefehlet. Niemand kann hievon besser urtheilen, als ich selbst, der ich dreyßig Schauspiele verfertiget habe. Am beschwerlichsten ist es mir gewesen, solche Charaktere ausfündig zu machen, welche von andern noch nicht ausgeführt worden. Meine Bemühung ist indessen doch nicht

ver-

vergebens gewesen, wie solches aus folgendem Verzeichnisse von den von mir verfertigten und gedruckten Schauspielen erhellet. Der politische Kanngießer, oder der Staatsmann in seiner eignen Einbildung. Die Wankelmüthige, welches Stück viel älter ist, als der Irresolu des de Touche. Der schwatzhafte Balbier. Die Wochenstube, worinn die vielen Unbequemlichkeiten gezeiget werden, die mit den Wochenbesuchen verbunden sind. Der Goldmacher, oder das arabische Pulver. Ulysses, in welchem Stücke über die unförmlichen und unregelmäßigen Schauspiele gespottet wird. Melampe, welches Stück eine Satyre über die Trauerspiele ist, und worinn eine lächerliche Materie in hochtrabenden Versen ausgeführt wird. Das Schauspiel, welches den Titul führet, ohne Kopf und Schwanz, worinn gezeigt wird, wie die Menschen, wenn sie sich bey den Reformationen, die sie vornehmen, nicht wohl vorsehen, aus einem Extremo in das andre gerathen. Der blinde Lärm, welches zeigt, wie eine Kleinigkeit ein ganzes Land in Bewegung setzen, und wie die Lügen durch Zusätze vermehret werden können. Die Comödien, der Geschäftige, und der erlaubte Ehrgeiz oder die Rangsucht, worinn die Kunstgriffe gezeigt werden, wodurch die Menschen ihren Ehrgeitz zu beschönigen suchen. Ferner

das

das Stücke, welches den Titul führet, Don Ranudo, oder Armuth und Hoffart. Dieses sind die gedruckten Schauspiele, worinn jederzeit ein besonderer Charakter abgehandelt worden. Die andern Comödien sind Plutus, wozu mir zwar der alte griechische Poet Aristophanes die Anleitung gegeben, allein beyde Stücke haben doch sonst keine Aehnlichkeit mit einander, indem ich in dem von mir verfertigten Schauspiel einen seltenen und paradox scheinenden moralischen Satz ausgeführet, daß selbiges daher als ein Original angesehen werden kann. Hiezu kommen noch die beyden Stücke, von denen ich das eine den Philosophen in der Einbildung; und das andere, Publicum oder das gemeine Beste genannt, und darinn über die Projektmacher gespottet habe. In den mehresten Schauspielen, die ich ausgearbeitet, ist zwar eine lustige Geschichte enthalten, aber allenthalben herrscht doch auch zugleich die Critik und eine gesunde Moral, so daß ich versichert bin, daß diese Arbeit einem Philosophen und einem alten Manne nicht unanständig gewesen. Ich bin ꝛc.

Der
vier und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen verglichenen Geschichten den Unterschied angemerkt, der sich unter einem streitbaren und siegreichen Fürsten, und unter einem Helden befindet, und daß der erste den Namen eines Helden nicht mit Recht führen könne, ungeachtet man ihm denselben fast jederzeit beylegt. So habe ich, wie ich das Leben des Ziska und Skanderbegs erzählet, geurtheilet, und behauptet, daß der letztere allein den Namen eines Helden verdiene, weil seine Tapferkeit allemal durch Tugend und Aufrichtigkeit unterstützet worden. Und wenn dieser Name auf solche Art eingeschränkt wird, so wird die Liste der Helden bey weitem so groß nicht seyn, als sie insgemein angegeben wird. Denn es werden nur sehr wenige gefunden, welche diese beyden Eigenschaften in einem gleichen Grad besitzen. Der große Feldherr Turenne gehört in diese Classe, weil er ein eben so tugendhafter Mann, als großer General, war,

und

und die Historie zeigt uns noch einen Fürsten, der bereits in seinem mittlern Alter den größten Helden beygezählt zu werden verdienet. Dieses ist Eduard, Prinz von Wallis, ein Sohn Eduard des dritten, der insgemein sonst auch der schwarze Prinz genannt wird. Dieser Eduard übernahm das Commando über das englische Kriegsheer, da er nicht viel über sechszehn Jahre alt war, und erhielt, mit einer Handvoll Volck, zweene große Siege über die so zahlreichen französischen Truppen. Was für erhabene Gedanken dessen eigner Vater, der König Eduard, von seinem Sohne gehabt, erhellet aus folgender Geschichte. Wie man ihm in der Schlacht bey Creey meldete, daß er seinem Sohne unverzüglich zu Hülfe kommen müßte, weil derselbe dergestalt von den Feinden umringet sey, daß keine Hoffnung zur Rettung übrig wäre, so erkundigte sich der König bloß, ob sein Sohn annoch am Leben sey, und wie man ihn dieses versicherte, so antwortete er: Saget meinem Sohne, daß ich wegen des Ausfalls der Schlacht ganz unbekümmert bin, so lange er annoch lebet. Die Geschichte sagt, daß die hohen Gedanken, welche der Vater von ihm geheget, seine natürliche Tapferkeit verdoppelt, dergestalt, daß er sich selbst übertroffen, und wie ein Löwe so lange gefochten, bis er mit seinen wenigen Truppen einen vollkommenen Sieg davon

von getragen. In der letzten Schlacht bey Poictiers erhielt er mit 12000 Mann einen vollkommenen Sieg gegen 60000 Franzosen, die von ihrem Könige Johannes selbst angeführet wurden, welchen König er zugleich gefangen mit sich nach England brachte. Die meiste Ehre aber erwarb ihm sein Bezeigen, welches er gegen den gefangenen König beobachtete. Wie derselbe den Abend nach der Schlacht in dem Gezelte des Prinzen speisete, so wollte sich der Prinz durchaus nicht mit an die Tafel setzen, so sehr der König ihn auch darum bat, sondern er hielt stets hinter des Königs Stuhl als ein Aufwärter stehen, und suchte denselben in seinem Unglück aufzurichten, da er zu ihm sagte: Er, der König, habe bey dieser Schlacht genugsam gesiget, daß er sowohl ein guter General als Soldat sey, die Schlacht sey auch nicht durch sein Versehen verlohren gegangen, sondern alle Engländer wären Zeugen von seiner Klugheit und Tapferkeit, es sey aber Gott allein, der den Sieg austheile. Diese Mäßigung und diese Sanftmuth des Prinzen preßte dem gefangenen Könige Thränen aus den Augen, und derselbe konnte sich nicht enthalten, zu dem Prinzen zu sagen: Da mir dieses Unglück wiederfahren ist, so gereicht es mir zu keinem geringen Trooste, daß ich in die Hände eines so edelmüthig gesinnten Fürsten gefallen bin. Nachdem der gefangene König nach London gebracht

ward, so hielte derselbe seinen Einzug auf einem prächtig ausgezierten Pferde; der Prinz aber sahe einem Stallknechte nicht unähnlich, da er an seiner Seite auf einem kleinen schwarzen Pferde ritte. Eine solche Aufführung ließ Prinz Eduard auch in allen andern Dingen blicken, weßfalls sein Charakter in der Historie auch folgendergestalt abgebildet wird. Prinz Eduard war der vortrefflichste Herr, den England jemals hervorgebracht hat. Er besaß alle Tugenden in einem hohen Grad. Er war ein eben so guter Soldat, als geschickter General. Er war tapfer, ohne dabey hitzig zu seyn. Er war den Feinden im Felde eben so fürchterlich, als er im Umgange freundlich und sanftmüthig war, und besaß eine Demuth, die bey allen und jeden eine Bewunderung erweckte. Seinem Vater war er gehorsam, und bewieß gegen denselben eine solche Unterthänigkeit, als ein Bedienter seinem Herrn nur immer leisten kann. Er war edelmüthig und freygebig, und belohnte mit einem innerlichen Vergnügen die Tugenden und Verdienste, wo er sie antraf. Diese großen Eigenschaften verursachten, daß er so wohl von den Engländern als von den Fremden geliebt und bewundert ward. Insonderheit schätzte ihn der König von Frankreich, ein Sohn des gefangenen Königs Johannes, so hoch, daß er sein Leichbegängniß zu Paris mit der größten Feyerlichkeit begieng, und demselben in eigner Person beywohnte, ungeachtet er sonst ein geschworner Feind von

Eng-

England war. Ein jeder Herr, der also gesinnet, und dessen Aufführung solchergestalt beschaffen ist, verdient mit dem vollkommensten Rechte den Namen eines Helden. Ich bin ꝛc.

Der
ünf und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen gar sehr verbunden, daß sie an mich gedenken, und sich in ihrem letztern Schreiben nach dem Zustande meir Gesundheit erkundigen wollen, wie solche in m letzt abgewichenen Winter beschaffen gewei. Ich habe nach meiner alten Gewohnheit ie drey monatliche Schwachheit ausgestanden, d es scheint, daß ich alle Winter hinführo drey onate krank seyn werde. Sie glauben zwar, ß die Vorstellung und Einbildung sehr vielen theil an meiner Krankheit habe. Ich will ses nicht streiten, aber es mag nun die Einbilng daran Theil haben oder nicht, so bin ich doch klich krank. Denn die Krankheit, die von Einbildung herrühret, ist eine wirkliche ankheit, und oft gefährlicher als eine Krank, die andre Ursachen zum Grunde hat, denn

keiner, der gesundes Geblüt und frische Säfte hat, kann aus Einbildung krank werden, und die Erfahrung zeigt, daß wenn der Leib sich wohl befindet, das Gemüth gleichfalls im guten Stande sey; dahero ist auch die Comödie, der Kranke in der Einbildung, mehr sinnreich als gegründet. Die hauptsächlichste Einwendung, welche man hiergegen machen kan, besteht darinn, daß die eingebildeten Kranken über alles unruhig werden, was nicht ihnen allein, sondern allen Menschen, täglich begegnet, u. von der Beschaffenheit ist, daß die Kranken sich selbst entsetzen, ihre darüber geschöpfte Unruhe zu erkennen zu geben. Aber eben eine solche Zärtlichkeit bey geringen Vorfällen verursachet, daß die Krankheit dadurch nach immer empfindlicher wird. Denn wenn man eine große Widerwärtigkeit erlebet, die das Blut und die Säfte eines jeden in Bewegung bringet, so schickt man sich einigermaßen darein, weil man eine wichtige Ursache hat sich zu grämen, und es gereichet einem zum Troste, daß der Schmerz, den man empfindet, einem jeden zu Herzen gehet. Wenn aber Kleinigkeiten das Gemüth niederschlagen, und den Leib in Unordnung bringen, so wirft man sich selbst seine Schwachheit vor, wodurch denn das Leiden um so viel empfindlicher vermehret wird. Das dieses sich wirklich also verhalte, und die Beschaffenheit des Leibes hieran den meisten Antheil habe, solches bezeugt die tägliche Erfahrung. Denn eben dieselben Menschen, welche bisweilen durch

klei-

kleine und geringe Beschwerlichkeiten beunruhiget werden, sind zu einer andern Zeit, wenn sich dieselben wieder eräugnen, ganz unbeweglich. Ich habe einen Mann gekannt, welcher, weil er einmal in einem gewissen Hause in der Seadt krank geworden war, immer dieselbe Krankheit fühlte, so oft er dieses Haus wieder betrat. Das letztere rührte von der Einbildung her. Aber die Einbildung hätte doch diese Wirkung nicht hervorbringen können, wenn nicht in dem Geblüte und in den Säften ein Fehler vorhanden gewesen wäre, der dieses verursachet hätte. Und wenn dieses sich also verhält, so scheint die von mir angeführte und dem ersten Ansehen nach etwas paradox klingende Meynung nicht so gar ungegründet zu seyn, daß die Krankheiten, die man insgemein dem Gemüthe zuschreibt, durch Kräuter, Pulver und Tropfen vertrieben, und daß der Geitz, die Ehrsucht u. d. durch eine wohlgebrachte Salivation, wo nicht gänzlich geheben, doch wenigstens vermindert werden können. Ich bin ꝛc.

Der sechs und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich statte ihnen für die mir zugeschickten Memoires de Brandenbourg den gehorsamsten Dank ab. Ich habe wenige Schriften mit einem solchen Vergnügen durchgelesen, und halte dieses Werk, so wohl in Absicht auf die Schreibart, als auch in Absicht auf den Inhalt, für ein Meisterstück, indem man daraus weit mehr lernet, als aus vielen andern dicken Folianten, worinn die Geschichte andrer Länder beschrieben werden. Der Verfasser hat, bey der Verfertigung dieser Schrift, das Muster der alten Geschichtschreiber vor Augen gehabt. Alles was man darinn findet, ist merkwürdig, und kann nicht zu oft gelesen werden. Nichts ist aber mehr zu bewundern, als die Unpartheylichkeit, welche allenthalben darinn hervorleuchtet, so daß, wenn diese Schrift nicht von einem großen Regenten verfasset worden, dem man solche insgemein zuschreibt, so scheint es doch, daß solche nicht aus einer andern, als einer erhabenen Feder habe fließen können. Weil indessen doch der Geschmack der Leser verschieden ist, so haben sich doch verschiedene gefunden, welche sich an eini-

ge

ge darinn befindliche Stellen geſtoſſen; worinn ich aber denenſelben nicht beytrete. Denn mich dünkt, daß der erhabene Verfaſſer dieſer Schrift dadurch zeigen wollen, wie eine Geſchichte müſſe abgefaſſet werden. Und man kann mit Wahrheit ſagen, daß zu unſern Zeiten nichts nothwendiger iſt, da die Hiſtorien, welche gegenwärtig ans Licht treten, faſt in keinem Stücke von den Leichenpredigten unterſchieden ſind, indem ſie nichts als heuchleriſche Schmeicheleyen enthalten, die man nicht ohne Aergerniß und Ekel leſen kann, und in Abſicht auf das unnütze und überflüſſige Zeug, welches darinn vorkommt, mit den waſſerſüchtigen Leibern verglichen werden können, die durch ungeſunde und überflüſſige Säfte aufgetrieben worden. Bey ſo bewandten Umſtänden war es demnach ganz natürlich, daß viele über eine Schrift in Verwunderung gerathen müſſen, die auf eine ganz ungewöhnliche Art eingekleidet war, und zu einer Zeit ans Licht trat, da man der Wahrheit den Namen einer Satyre beyleget, und den Grundſatz feſtgeſetzt, daß man von den Verſtorbenen nichts Uebels reden oder ſchreiben, noch die Fehler ſeines Geſchlechts und ſeiner Anverwandten aufdecken müſſe. Solche Urtheile mußte man freylich vermuthen. Wie übel gegründet dieſelben aber ſind, ſolches erhellet daraus, daß der erhabene Verfaſſer der oberwehnten Schrift dennoch nicht unterläßt, dasjenige zu rühmen, was gerühmt zu werden verdienet, und daher den

Churfürsten Friedrich Wilhelm allen Regenten zum Muster darstellet. Ich meines Theils vertausche diese Schrift nicht gegen alle dicke Folianten des Theatri Europäi, und wünsche nichts sehnlicher, als daß viele dergleichen Schriften ans Licht treten mögen; denn solche Werke können der Historie das Ansehen wieder geben, welches dieselbe zu unsern Zeiten verlohren hat, da das historische Studium, welches an und für sich selbst das nützlichste und wichtigste ist, durch die elenden Geschichtschreiber in Verachtung gerathen. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an verschiedenen Orten der streitigen Erzählungen Erwehnung gethan, die in den ältesten Historien angetroffen werden, und welche bey denen, welche selbige lesen, nothwendig einen Ekel erregen müssen. Denn die Verschiedenheit ist so groß, daß man in gewissen Historien nicht die geringste Uebereinstimmung unter den alten Skribenten findet, und ich halte deßwegen die Zeit, die man darauf wen-

vendet, für verlohren. Man behauptet zwar, daß, wenn man einen Bericht mit dem andern vergleichet, man doch einigermaßen zu einer Art der Gewißheit gelangen könne. Aber der Widerspruch ist oft so groß, daß die darauf gewandte Arbeit gänzlich vergebens ist. Ich habe in diesen Tagen des Photii Bibliothek gelesen, wo ich bey dem Apollodorus Grammaticus folgenden Bericht von Troja finde. Wie Paris mit Tode abgegangen war, so stritten die beyden Söhne des Priamus, nämlich Helenus und Deiphobus, um die Helena. In diesem Streite behielt Deiphobus, als der stärkste die Oberhand. Helenus ward darüber so ungedultig, daß er auf den Berg Ida flohe. Hier ward er, auf Anstiften des Calchantis, von den Griechen aufgehoben, welche eben damals Troja belagerten, und offenbarte denselben, entweder weil er durch Drohungen dazu gezwungen ward, oder auch weil er der belagerten Stadt feind war, daß die Götter beschlossen hätten, daß Troja nicht anders, als durch ein hölzernes Pferd, eingenommen werden könnte. Das übrige stimmt eben so wenig mit demjenigen überein, was andre Schriftsteller hievon berichten. Ich bedaure demnach alle diejenigen, welche sich in dergleichen Alterthümer vertiefen, und verdenke es niemanden welcher glaubt, daß der trojanische Krieg ein bloßes Gedicht sey. Das schlimmste hieben ist, daß das ganze Studium so schwer, als unnütz ist,

und daß oft die scharfsinnigsten Köpfe, welche durch ihre Bemühungen den schwersten Stellen ein Licht hättē anzünden können, sich ganz hierinn vertiefen, und als gründgelehrte Männer angesehen werden, da doch ihre ganze gründliche Gelehrsamkeit dariñ bestehet, daß sie Dinge zu erforschen suchen, von denen man Ursache zu zweifeln hat, ob sie jemals sich zugetragen haben oder da gewesen. Ich habe allenthalben dergleichen Widerspruch bey den Apollodorus wahrgenommen, und es ist nicht zu zweifeln, daß er seinen Bericht auf die Erzählung älterer Skribenten gegründet, indem er sich auf die Erforschung der Alterthümer legte, und daher den Beynamen Grammaticus erhielt, welcher Name damals eben die Bedeutung hatte, die man gegenwärtig mit dem Namen eines Antiquarii verbindet. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erkundigen sich bey mir nach der Ursache, weßfalls man bisher das von mir verfertigte Schauspiel, welches den Tiel führet, ohne Kopf und Schwanz, auf unsrer Schaubühne noch nicht vorgestellet. Ich kann ihnen davon die Ursache nicht anzeigen. Denn das Stück ist mit lustigen und angenehmen Stellen angefüllet, und enthält zugleich die richtigste Moral, die jemals in einem Schauspiel vorgetragen worden. Denn es handelt von denjenigen, die, bey einer angenommenen Reformation, aus einem Extremo in das andere fallen, wovon die Historie viele Beyspiele an die Hand giebt. Man hat wahrgenommen, daß Personen, welche vormals übertrieben keusch gewesen, in die äusserste Ausschweifungen gerathen, daß feige Leute verwegen, und fromme Personen grausam geworden, ja daß eine ausserordentliche Gottseligkeit sich in die größte Ruchlosigkeit verwandelt, so daß man immer in Furcht stehen muß, wenn eine gar zu heftige Leidenschaft einen Menschen beherrschet. Ich will,

um dieses zu beweisen, nur eine einzige Geschichte anführen, welche der Abt St. Pierre aufgezeichnet. Der Abt von Vatteville, welcher, wie einige glauben, ein Bruder von dem spanischen Ambassadeur in England, dem Baron von Vatteville oder Batteville, gewesen, ward in seiner Jugend einmal während der Predigt, welche von der Hölle handelte, von einer solchen Furcht überfallen, daß er sich in ein Capucinerkloster begab, um daselbst strenge Buße zu thun. Weil ihm aber dieses noch nicht hinlänglich zu seyn schien, indem er glaubte, daß Gott annoch eine größere Andacht von ihm forderte, so beschloß er, den strengsten geistlichen Orden anzunehmen, und sich in ein Carthäuserkloster zu begeben. In diesem letztern Kloster blieb er drey bis vier Jahr, und führte mittlerzeit ein erbauliches Leben. Endlich aber ward er der hier herrschenden Strenge überdrüßig, und die Welt fieng an ihm wieder zu gefallen. Diese neue Leidenschaft nahm so sehr überhand, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, aus dem Kloster zu entfliehen, worauf er sich einen fremden Namen zu geben, und sein Glück im Kriege zu versuchen gedachte. Wie er aber eben im Begriff war, über die Klostermauer zu springen, so ward er von dem Prior überraschet, der alle seine Beredsamkeit anwandte, um ihn von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Wie derselbe aber dadurch nichts bey ihm auszurich-

ten

en vermögend war, so suchte er Gewalt zu ge-
rauchen. Vatteville aber stach ihm einen Dolch
n den Leib, und wie der Prior davon todt zur Er-
en nidergesunken war, so nahm er ungehindert
ie Flucht. Er begab sich hierauf sogleich in
in Wirthshaus, worinn nur eine kleine Kam-
ner war, in welcher zwey Betten stunden. Wie
r diese Kammer gemiethet, und die Mahlzeit be-
tellet hatte, so langte in eben demselben Wirths-
auſe ein Officier an, der gleichfalls daselbst zu
ssen und zu schlafen verlangte. Der Wirth ant-
portete, daß die einzige Kammer, welche im Hau-
e befindlich wäre, bereits von einem andern ge-
niethet worden, er zweifle aber nicht, daß die-
er Fremde ihm ein Nachtlager in dem zweyten
edigen Bette verstatten würde, wenn er den-
elben darum begrüßte. Der Officier bat hier-
uf den Vatteville, ihm dieses zu erlauben, er
rhielt aber eine abschlägige Antwort, und Vat-
eville brauchte die Entschuldigung, daß er nicht
chlafen könnte, wenn jemand neben ihm in der
Kammer schliefe. Der Officier ward dadurch
eftig aufgebracht, und wollte sich im Anfange
nit Macht in die Kammer drängen, er bedach-
e sich aber nachgehends wieder, und schlief des
Nachts auf dem Stroh. Wie Vatteville an
em folgenden Morgen dem Officier auf dem Ho-
e begnete, so redete er denselben folgenderge-
talt an: Was urtheilen sie, mein Herr, von mei-
ner gestrigen Aufführung? Der Officier ant-
portete, ich kann nicht anders urtheilen, als daß

sie

sie sich sehr unhöflich aufgeführet. Vatteville versetzte: Ich wünschte, daß sie sich deßwegen an mir rächen möchten. Der Officier erwiederte hierauf: Man hat keine Ehre davon, wenn man sich an Priestern und Aebten rächete. Vatteville antwortete, das hat nichts zu sagen, mein Diener hat zwo Pistohlen und einen Degen, lassen sie uns unser Glück gegen einander versuchen. Der Officier konnte diese Ausforderung nicht abschlagen; er ward aber von Vatteville erstochen, der hierauf gleich seine Zuflucht zu einem von seinen Anverwandten nahm, und von demselben mit Kleidern, Gelde und Empfehlungsbriefen nach Madrit versehen ward. Auf dem Wege nach Madrit schwächte er eine Jungfrau, welcher er die Ehe zusagte, die er aber nicht zu vollziehen gedachte. Wie er in Madrit ankam, so ließ er sich Ritter Hautecour nennen. Währender Zeit, daß er in Madrit Dienste suchte, gerieth er mit einem vornehmen Herrn in einen Streit, und erstach denselben. Und weil der Erstochene ein Sohn eines Grand d'Espagne war, so flohe er in eine kleine Stadt, worinn ein Nonnenkloster befindlich war, dessen Aebtissinn zu seiner Anverwandtschaft gehörte. Hier verliebte er sich in eine Nonne, und unterhielt mit derselben einen geheimen Briefwechsel. Wie aber die Aebtissinn davon Nachricht erhielte, so mußte er diesen Ort wieder verlassen; Er entführte aber zu gleicher Zeit die Nonne, in welche er sich verliebt hatte, und langte mit derselben

glück-

glücklich in Lissabon an. Hieselbst schiffte er sich auf ein Fahrzeug ein, welches nach Smirna bestimmt war, an welchem Orte die Klosterjungfrau mit Tode abgieng, und dieses war der einzige Verlust, welcher diesem Grausamen zu Herzen gieng. Er begab sich hierauf nach Constantinopel, wo er eine Stelle unter den türkischen Truppen zu erhalten suchte, und ließ sich ohne Mühe bereden, den mahometanischen Glauben anzunehmen. Dieses ward ihm als ein Verdienst angerechnet, und er erhielt einen ansehnlichen Posten in der türkischen Armee, daß er auch im Stande war, sechs Sclavinnen zu halten. Wie aber der Aga, der sein Beförderer gewesen war, mit Tode abgieng, und der andere Aga, der wieder des vorigen Stelle erhielte, sein Freund nicht war, so bemühete sich Vatteville eine Gelegenheit ausfündig zu machen, um wieder nach seinem Vaterlande zu kommen. Dieses aber konnte nicht eher geschehen, als bis er bey dem Pabste die gehörige Dispensation ausgewirket, und von demselben die Freyheit erhalten hatte, nicht wieder in sein Kloster zurück kehren zu dürfen. Er wandte sich daher an den Pabst, und gab vor, daß er ein büßender Sünder sey, und daß sein Gewissen ihm nicht erlaubte, sich länger unter den Feinden des christlichen Namens aufzuhalten. Er berichtete zugleich alles, was ihm wiederfahren war, und erbot sich zu aller Pönitenz, die der Pabst ihm auflegen würde. Zu gleicher Zeit fertigte er auch Briefe

an

an den König von Spanien, und an den kayserlichen General in Ungarn ab, und versprach, daß, wenn sie sein Begehren bey dem Pabste unterstützen würden, er ihnen vier tausend Türken, die unter seinem Commando stünden, aufopfern wollte. Dieser Antrag ward angenommen, und nachdem er alles erhalten, was er verlangt hatte, so stellte er seine Völker an einen solchen Ort, daß sie nothwendiger Weise alle aufgeopfert werden mußten. Hautecour, oder wie sein eigentlicher Name war, Vatteville, kam solchergestalt nach seinem Vaterlande zurücke, wo er mit reichen Einkünften begnadiget ward, und nach der Zeit in Ruhe und Wohlstand lebte, bis er endlich im Jahr 1702 mit Tode abgieng. Man kann aus dieser Geschichte sehen, daß viele, welche durch einen gar zu starken Affekt der Devotion eingenommen worden, überaus leicht auf allerhand Abwege zu gerathen vermögend sind. Man kann aber auch zu gleicher Zeit daraus abnehmen, daß diejenigen ganz unverantwortlich handeln, welche ihren Kindern erlauben, das Klosterleben zu erwählen, ehe sie ein solches Alter erreicht haben, daß sie sich selbst prüfen und untersuchen können, ob sie auch im Stande sind, der Welt zu entsagen. Ein gewisser Schriftsteller nennet die unzeitige Begierde zum Klosterleben die Blattern des Gemüths, von welchen diejenigen oft überfallen werden, die zwischen 15 bis 18 Jahren sind. Endlich wird hiedurch dasjenige bestärket, was ich bereits vor-

dem

dem geschrieben, von einigen aber getadelt worden, nämlich, daß die Strafen und Belohnungen sich bloß auf das künftige Leben beziehen. Denn hier siehet man einen Menschen, dessen Leben eine Kette von Ruchlosigkeit gewesen, der dennoch sein Leben in Ruhe und Wohlstand geendiget. Wollte man etwa sagen, daß eine Schwalbe keinen Sommer mache, und ein Exempel diese Sache zu entscheiden nicht vermögend sey', so darf man nur die Geschichte und die tägliche Erfahrung zu Rathe ziehen, um überzeugt zu werden, daß es den Frommen in dieser Welt eben so oft widrig, als den Gottlosen wohl, gehet. Wollte man sagen, daß es nützlich sey, den Menschen die Lehre von den in die Augen fallenden und annoch in dieser Welt erfolgenden Strafen einzuprägen, so kann man darauf antworten, daß dieses auch vielen Gelegenheit giebt, an der göttlichen Vorsehung zu zweifeln, andre aber bilden sich daher ein, daß sie Gott angenehm und wehrt sind, wenn sie sehen, daß ihre Feinde ins Unglück gerathen. Alles dieses aber kann gehoben werden, wenn man festsetzt, daß die Strafen und Belohnungen eigentlich erstlich nach dem Tode statt haben. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der neun und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Die stoischen Weltweisen schätzen diejenigen für glücklich, welche wissen, wozu sie geschickt sind, und welche Lebensart sie ergreifen sollen. Davon können indessen doch Kinder und junge Personen nicht urtheilen, indem sehr wenige in der Jugend mit der Fähigkeit begabt sind, sich selbst zu prüfen. Es ist aber die Pflicht der Schulmeister und Lehrer, dieses zu untersuchen, und ihre Schüler derjenigen Lebensart zu widmen, wozu die Natur dieselben bestimmt zu haben scheint. Und wenn dieses geschiehet, so wird man, wie schon oft von mir erinnert worden, gewiß nicht so viele ganz untüchtige Menschen finden, als man täglich herumwandern siehet. Es ist auch kein ander Mittel auszufinden, eine Stadt mit tüchtigen Bürgern zu versehen. Einige schreiben zwar der Geburt, der Luft und der Nahrung hiebey einen großen Einfluß zu, aber die Erfahrung zeiget, daß sowohl Bauerhütten, als fürstliche

lich Paläſte große Männer hervorgebracht, und daß auch etwas gutes aus Nazareth kommen könne. Einige unter den Alten haben vorgegeben, daß ſie die Kunſt verſtünden, kluge Kinder zu zeugen. Unter denſelben iſt auch Democritus befindlich. Es iſt nicht bekannt, worinn ſein Geheimniß beſtanden, doch ſcheint es, daß er und andre, welche ſich für ſolche künſtliche Werkmeiſter ausgegeben, gleichſam die Fehler verbeſſern wollen, welche von dem Schöpfer begangen worden. Unter denen, welche in neuern Zeiten dergleichen thörichte Sätze vorgetragen, iſt inſonderheit der ſpaniſche Skribent Huartius merkwürdig, welcher in einer Schrift, die er Scrutinium ingeniorum nennet, die Eltern unterweiſen wollen, wie ſie kluge Kinder zeugen ſollten. Claude Quillet, ein franzöſiſcher Abt, hat in ſeiner ſo genannten Callipädia der Welt einen gleichen Unterricht gegeben, aber man hat nicht bemerkt, daß jemand bisher ſeinen Reguln und Vorſchriften zu folgen Luſt bezeuget. Er hat vielmehr nichts anders ausgerichtet, als daß er ſich dadurch eine billige Nachrede zugezogen, daß er eine Materie mit mehrerer Sorgfalt ausgeführet, als es einem Abte anſtändig geweſen, und, als ein Geiſtlicher, das Handwerk Kinder zu zeugen beſſer, als ein Laye, verſtanden. Ein ſolches Urtheil fället man über dergleichen

Skribenten, und es scheint, daß sie dieses mit Recht verdienen. Doch hätte vielleicht das Urtheil gelinder ausfallen können, wenn die angezogenen Schriftsteller von dieser Materie etwas behutsamer gehandelt, und davon nicht mit so vieler Zuversicht geredet hätten. Denn man kann nicht läugnen, daß oft durch Beyhülfe einer vernünftigen Vorsicht frische und gesunde Kinder gezeuget werden können. Ich sage mit Bedacht oft, weil diese Regul dennoch auch oft ihre Ausnahmen leidet. Daß aber eine billige Vorsichtigkeit in diesem Stücke nicht gänzlich zu verachten sey, solches bestätiget die Erfahrung. Denn man siehet insgemein, daß den Kindern die Krankheiten der Eltern ankleben, insonderheit wenn diese Krankheiten beyden Eltern gemein sind. Daher haben gewisse Gesetzgeber solche Ehen verboten, woraus, allem Vermuthen nach, schwache Kinder dürften gebohren werden, und diese Anstalt hatte eine vortreffliche Wirkung bey den alten Lacedämoniern. Denn da die Vereinigung der Seele mit dem Leibe so sehr genau ist, und die Eigenschaften des Gemüths oft ihren Grund in der Beschaffenheit des Leibes haben, so kann das eine leicht eine Folge des andern seyn. Es ist eine bekannte Regul, daß man sich bestreben müsse, eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe zu haben. So zeigt auch die Erfahrung, daß der Mensch heute träge und ungeschickt

zu allen Geschäften, morgen aber wieder munter und geschickt sey, alles zu unternehmen; und hievon kann ich selbst einen Beweis abgeben. Die Erfahrung giebt auch Beyspiele von andern Menschen an die Hand, die nach einer langwierigen Krankheit, wodurch die bösen und ungesunden Säfte gleichsam ausgekocht worden, gleichsam einen andern Leib und eine neue Seele bekommen haben. Alles dieses kann nicht geläugnet werden; aber wenn man in diesem Stücke gewisse Reguln vorschreiben will, so handelt man nicht nur verwegen, sondern auch thöricht. Man handelt verwegen, weil man dem Schöpfer eingreift, und denselben meistern will. Man handelt aber auch thöricht, weil außer dem Blute, den Säften, der Luft und Nahrung, annoch ein andrer Hauptumstand erfordert wird, der in keines Menschen Macht stehet, und woraus die Stärke und Schwäche des Leibes sowohl als des Gemüths fließet, nämlich die Organisation. Denn die Erfahrung zeigt, daß von zweenen Menschen, welche von einerley Gemüthsbeschaffenheit und von gleichen Säften sind, welche einerley Nahrung und einerley Luft genießen, dennoch der eine eben so einfältig, als der andre klug und hurtig seyn könne. Am sichersten thut man, wenn man hierinn den Mittelweg erwählet, daß man nämlich an der einem Seite den Einfluß des Blutes und der Säfte

in den Leib und in das Gemüth der Menschen nicht läugnet, an der andern Seite aber auch nicht alle Eigenschaften daher leitet, welches eben so viel ist, als wenn man die Menschen zu bloßen Maschinen machet. Ich bin ꝛc.

Der siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie halten das Urtheil, welches ich über die Schauspiele des de Touche gefället, für ungegründet und partheyisch. Sie werden es mir aber verzeihen, wenn ich das Urtheil, welches sie in diesem Stücke über mich gefället, für gar zu hart erkläre. Ich raube dem de Touche die Ehre nicht, die ihm zukommt, ich halte ihn vielmehr für einen guten französischen Dichter, und finde hin und wieder in seinen Stücken artige moralische, und andre wohl eingekleidete und ausgesuchte Stellen und Redensarten. Aber dieses ist auch alles, was man von ihm sagen kann. Und was sollte mich doch wohl bewegen, eine größere Partheylichkeit gegen diesen fremden Comödienschreiber, als gegen einen andern, blicken

zu lassen. Moliere und de Touche sind mir gleich nahe verwandt. Und sollte mich ja die Eifersucht bewegen, einen von beyden zu tadeln, so würde es gewiß der erste seyn, dessen Stücke wechselsweise mit den meinigen vorgestellet worden. Die Comödien des letztern aber haben bey mir keine Eifeesucht erwecken können. Denn die von ihm verfertigten, und in die dänische Sprache übersetzten Schauspiele sind, wie man sie bey uns vorgestellet, verachtet worden. Wollte man etwa sagen, daß die übersetzten Comödien vielleicht nicht die besten, die er verfertiget, so kann man darauf antworten, daß auch dasjenige Schauspiel, welches von vielen für sein Meisterstück gehalten wird, nämlich L' irresolû, eine eben so schlechte Wirkung, wie alle die übrigen, hieselbst gehabt habe. Und dieses kann man dem schlechten Geschmacke der Zuschauer keinesweges zuschreiben. Denn wenn man das Stück genau ansiehet und untersucht, so wird man mit leichter Mühe finden, daß es unmöglich gewesen, daß dieses Stück ein andres Schicksal haben können. Sein Verschwender ist zwar hier mit ziemlichem Beyfall aufgeführet worden, und man hält dieses Schauspiel für das beste unter den übersetzten Stücken des de Touche, welche auf dem dänischen Schauplatz vorgestellet worden. Meinem Bedünken nach aber hat an diesem glücklichen Erfolg mehr die Fertigkeit und

Geschicklichkeit der Schauspieler Antheil, als daß man solches dem Stücke selbst und dessen Einrichtung zuschreiben könnte, indem darinn verschiedenes enthalten ist, welches Zuschauern, die Einsicht besitzen, nothwendig anstössig seyn muß, und welches zeigt, daß der Verfasser sich auch in diesem Stücke ähnlich geblieben. Denn zuförderst ist es ärgerlich, wenn man siehet, daß ein vernünftiges Frauenzimmer mit solcher Beständigkeit einen thörichten Menschen liebet, der den Vorsatz hat, durch ein lüderliches und wollüstiges Leben alles zu verzehren, und herdurch zu bringen, und der ihr überdem so untreu ist, daß er bey der ersten Zusammenkunft sich mit einer andern Jungfer in ein Ehebündniß einläßt, und seiner alten Verlobten nicht nur auf eine überaus spöttische Art die ihr versprochene Treue wieder aufsagt, sondern ihr auch Geld anbietet, wenn sie von ihrem Rechte wieder abstehen wollte. Eine solche Aufführung muß nothwendig bey einem ehrliebenden Frauenzimmer einen Abscheu gegen eine solche Person erwecken, mit welcher sie eine vergnügte Ehe zu führen um so viel weniger hoffen darf, als sie zum voraus sehen kann, daß derjenige, den sie im Brautstande, da die Liebe am heftigsten zu seyn pfleget, nicht im Zaum zu halten vermögend ist, ihre Vermahnungen noch um so viel mehr währender Ehe verachten werde. Die Kunst soll aber darinn bestehen, daß, da sie siehet, daß der Verschwender

der sich von einem jeden betrügen läßt, sie gleichfalls alles, was sie nur kann, von ihm zu erhalten sucht, um dadurch zu verhindern, daß sein großes Vermögen nicht gänzlich in fremde Hände gerathen möge. Dieser Einfall ist artig genug, und könnte eine vortreffliche Wirkung haben, wenn ein Moliere dieses Schauspiel verfertiget hätte, oder wenn diese Betrügerey etwas feiner und besser wäre eingekleidet worden. Aber dieses ist es eben, was man hier vermisset. Denn zuerst stellet sie sich an, als wenn sie zwanzig tausend Reichsthaler im Spiel verlohren, und beredet den Verschwender, diese Summe zu bezahlen. Dieses will ich noch einigermaßen gelten lassen, obgleich dieser Betrug schon ziemlich grob ist. Der andre Betrug aber ist so ungereimt als unanständig. Sie kauft seine Güter unter einem fremden Namen an sich, und stellt sich, als ob sie über diesen Verkauf heftig erbittert sey, und seine Aufführung allenthalben kund machen wolle. Doch verspricht sie endlich, es zu verschweigen, sie bedinget sich aber für diese Höflichkeit 6000 Rthlr. aus; kein verlobtes Frauenzimmer kann sich gegen ihren Bräutigam unanständiger aufführen, und kein Räuber kann es gröber machen. Diese große Summe erhält sie auch augenblicklich, und man sollte daher glauben, daß der Verschwender stets Wechsel auf ganze Tonnen Goldes in der

Tasche getragen. Die letzte Betrügerey besteht darinn, daß sie sich mit ihm in ein Spiel einläßt, und ihn mit einer Karte sein übriges ganzes Vermögen abgewinnet. Dieses kann man keine Tour d'une friponne nennen. Denn sie konnte eben so gut, wie er, verlieren, und mußte sich vorstellen, daß wenn dieser Streich fehlschlüge, alle ihre Anschläge zurücke gehen würden. Dieses ist demnach vielmehr ein Unternehmen eines verwegenen Waghalses zu nennen. Der Verfasser hat aber keine andre Erfindung zur Entwickelung des Stückes aussinnen können. Daß der Vaterbruder des Verschwenders der Wittwe sein ganzes Vermögen durch ein Testament vermacht, ist nicht weniger ungereimt. Endlich aber wird zum Beschluß der Verschwender doch ein Herr von dem ganzen Vermögen, indem die Wittwe sich nebst allem, was sie besitzet, ihm übergiebt. Das einzige, was die Zuschauer, insonderheit diejenigen, welche auf die vorigen Auftritte nicht acht gegeben, einigermaßen in Bewegung setzen kann, ist die Verzweifelung des Verschwenders, welcher sich selbst das Leben nehmen will, nachdem er sieht, daß er sich an den Bettelstab gebracht, und von seinen ehemaligen Tischfreunden verlassen worden. In dem Augenblicke aber tritt seine vorige verlobte Braut herein, und übergiebt sich ihm mit ihrem ganzen Vermögen. Dieses kann Zuschau-

schauer in Bewegung setzen, die auf das Stück selbst und dessen Einrichtung keine Achtung gegeben; obgleich die Rede, welche der Verschwender in seinem Elende hält, die Zuhörer mehr zum Lachen als zum Weinen zu bewegen vermögend ist. Denn er beklagt sich über die Untreue seiner Braut, da er doch selbst dazu Gelegenheit gegeben, und sich mit einer andern Jungfer verlobet hatte. Kann auch wohl in einem Schauspiele eine größere Verwirrung und Ungereimtheit herrschen? Einige lustige Auftritte und Unterredungen zwischen dem alten Vaterbruder und dem Verschwender, machen das Stück einigermaßen erträglich. In der letzten Handlung ist auch die Moral enthalten, wie wenig man sich in seinem Unglücke auf die Scheinfrunde verlassen könne. Indessen ist doch diese Moral nicht neu. Sie ist auch nicht so gut ausgeführet, als man solche in dem von mir verfertigten Stücke, welches ich das arabische Pulver genannt, ausgeführt findet. Denn in dieser Comödie tritt ein Mann auf, der sich fruchtlos auf das Goldmachen gelegt, und dabey alle seine Mittel zugesetzet, und in Verachtung gerathen. Wie es aber in der Stadt bekannt wird, daß er den Stein der Weisen gefunden, so wird die Verachtung in Heucheley verwandelt. Er wird von Hohen und Niedern mit Glückwünschen bestürmet, und die Poeten

unterlassen nicht, ihn mit ihren Gedichten zu beehren. Mitten in dieser großen Bewegung wird die Betrügerey offenbaret, worauf ein jeder ihm wieder den Rücken kehret, und seine Lobeserhebungen und Gedichte zurücknimmt. Hier zeigt sich diese Moral in ihrem schönsten Glanze. Vielleicht urtheilen sie gegewärtig schon gelinder, mein Herr, und vielleicht scheinen ihnen meine Urtheile über des de Touche Schauspiele nicht mehr so gezwungen und partheyisch, wie vormals, zu seyn. Denn die Fehler der von diesem Comödienschreiber verfertigten Stücke sind so groß, daß sie sogleich einem jeden in die Augen fallen. Mich treibt zu der genauen Untersuchung der neuern Schauspiele nichts anders an, als der Vorsatz, den ich habe, einen schlechten Geschmack zu bestreiten, da man siehet, daß solche Comödienschreiber von einigen nicht allein dem Moliere an die Seite gesetzt, sondern demselben noch wohl gar vorgezogen werden. Ich bin ꝛc.

Der ein und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie werfen in ihrem letztern Schreiben die Frage auf, ob ein Herr, der entweder im Kriege unglücklich gewesen, oder doch auch keine Eroberungen gemacht, mit dem Namen eines Helden, oder des Großen, beehret werden könne? Nach dem gemeinen Begriff, den man sich von einem Helden macht, kann dieses nicht geschehen, und daher ist einigen der Beyname, der Große, anstößig gewesen, den man unserm König Christian dem vierten beygelegt. Wenn man sich aber die Thaten und Eigenschaften vor Augen stellt, die von einem Regenten erfodert werden, so kann wohl niemand einen gerechtern Anspruch auf einen solchen Beynamen machen, als dieser König. Es wird nicht von einem Regenten erfordert, sein Land zu erweitern, oder seine Provinzen zu vermehren, seine Pflicht aber erfordert, sein Land stärker zu machen, als es vorher gewesen. Dieses letztere geschiehet, wenn man die Wohlfahrt der Unterthanen befördert, und sie durch sein eigen Exempel zum

Fleiß

Fleiß und zur Arbeit aufmuntert, wenn man die Handlung erweitert, das Land mit Städten, Festungen und beqvemen Hafen versiehet, die Wissenschaften befördert, die Gerechtigkeit handhabet, die Verdienste belohnet, und die Laster strafet, und sich durch seine Aufführung sowohl eine allgemeine Liebe als Hochachtung erwirbt. Alle diese Pflichten erfüllte höchstbemeldeter König in einem solchen Grad, daß wenige Regenten ihm in diesem Stücke an die Seite gesetzt werden können. Aber solchen Königen richten die heutigen Geschichtschreiber keine Altäre auf. Die wichtigsten und nützlichsten Dinge fallen ihnen so wenig in die Augen, daß sie solche oft für gar zu niedrig halten, als daß sie solche ihren Geschichtbüchern einverleiben sollten. Was sie aber für groß und prächtig halten, solches ist ein prächtiger Hofstaat, glänzende und kostbare Gebäude, und glückliche Kriegsunternehmungen, d. i. solche Dinge, wodurch die Unterthanen in Knechtschaft gesetzt, und die Schatzkammern ausgeleeret werden, die Macht des Reichs aber abnimmt, so wie die Gränzen desselben sich erweitern. Nichts, als was nützlich ist, verdient groß und erhaben genannt zu werden. Die ägyptischen Pyramiden, die Labyrinthen und andre dergleichen in die Augen fallende Unternehmungen sind zwar vermögend, eine Bewunderung zu erwecken, sie können uns aber keine Hochachtung gegen diejenigen beybringen, welche

diese

dieſe Wunderwerke der Welt gebauet haben. Eine einzige Anſtalt eines chineſiſchen Kayſers, um den Ackerbau zu befördern, iſt größer und königlicher, als hundert andre glänzende Dinge, wodurch gewiſſe Regenten ſich unſterblich zu machen geſucht haben. Ein einziger Verſuch, Meere und Flüſſe zum Nutzen der Handlung durch Canäle mit einander zu vereinigen, verewiget einen Regenten weit mehr, als alle koſtbare Einrichtungen zu Verſailles und Marly. Durch die Eroberung neuer Provinzen wird ein Land mehr geſchwächt, als daß es dadurch verſtärkt werden ſollte. Ein Land wird dadurch größer und breiter, es wird aber auch, wenn man ſo reden darf, dünner, und in dieſem Stücke einer zuſammengepreßten Luft ähnlich, welche immer dünner wird, je mehr ſie ſich ausbreitet. Spanien war niemals ſchwächer, als unter den letzten Königen aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe, da die Monarchie ſich ſo weit ausbreitete; und England war niemals ohnmächtiger, als unter Henrich dem ſechſten, da der größte Theil von Frankreich bezwungen war. Dieſes Reich ward unter der Regierung der Königinn Eliſabeth nicht mehr erweitert, als es bereits vor ihren Zeiten war, aber es ward doppelt ſo ſtark. Wir wollen uns zweene Regenten vorſtellen, von denen der erſte eine Provinz durch die Waffen erobert, die ihm jährlich eine Million einträgt; der andre aber durch die erweiterte Handlung der Unterthanen, und durch Fabri-

briken eben so viel zuwege bringet. Die Einkünfte des ersten bestehen in dem bloßen Namen, indem solche wieder auf neue Festungen, und Truppen verwandt werden müssen, die man zum Schutz der eroberten Provinz unterhalten muß. Nicht einmal zu gedenken, daß der neue Landesherr stets auf seiner Hut seyn, und in Furcht stehen muß, um dasjenige nicht wieder zu verlieren, was er er durchs Schwerdt gewonnen hat. Durch die Einkünfte aber, welche der letzte durch den Handel und durch nützliche Fabriken dem Lande zuwegebringt, wird die Schatzkammer wirklich bereichert, und das Wohl der Unterthanen zugleich befördert. Vielleicht wendet man ein, daß ein Land durch neue Eroberungen den Nachbarn fürchterlicher werde. Aber auch dieses ist nicht gegründet. Denn die Erfahrung zeigt, daß die großen Reiche stets den kleinern Staaten schmeicheln, und, durch Geld und Subsidien, die das Ansehen eines Tributs haben, ihre Freundschaft erkaufen müssen, um von denselben im Nothfall Beystand zu erlangen, oder doch wenigstens selbige dahin zu vermögen, daß sie neutral bleiben. Die grossen Reiche sind daher den demüthigen Sollicitanten, die kleinern Staaten aber Patronen und Beförderern, gleich. Nichts ist leichter, als diese so paradox scheinende Meynung aus der Historie und Erfahrung zu beweisen. Es ist hiemit auf gleiche Art, wie mit den rangsüchtigen Bürgern in einer Stadt, beschaffen, welche,

um sich neue Titul zu erwerben, stets Solliciranten abgeben, und sich klein machen müssen, um größer zu werden, oder eigentlich zu reden, um sich den eitlen Namen der Hoheit zu erwerben. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der zwey und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letztern Schreiben bemerkt, daß sie durch den seltsamen Traum, den sie neulich gehabt haben, in eine nicht geringe Unruhe gesetzt worden. Sie müssen sich aber dergleichen Dinge aus dem Sinne schlagen. Ich meines Theils gebe gegenwärtig gar nichts mehr auf Träume, indem ich aus der Erfahrung gemerkt, daß auch die seltsamsten Träume, welche das meiste Nachdenken hätten verursachen können, nicht die geringsten Folgen gehabt haben. Woran man des Abends am meisten gedenket, davon träumet man des Nachts. Im abgewichenen Winter hatte ich einen lächerlichen und seltsamen Traum, den ich gleich-

falls keiner andern Ursache zuschreiben kann. Ich las auf dem Bette des Fontenelle Gespräche der Todten, und wie ich hierauf einschlief, so hatte ich folgenden Traum, der bis Mitternacht währte. Mich dünkte nämlich, daß ich in dem Reiche der Todten angelangt wäre, und der erste, der mir entgegen kam, war der englische Zuschauer, den ich in meinen jungen Jahren in London gesehen hatte, und augenblicklich wieder kannte. Er erkundigte sich bey mir, wie es gegenwärtig auf der obern Welt zugienge. Ich antwortete ihm, daß die Welt noch immer so verkehrt sey, wie zu seinen Zeiten, und daß die meisten Menschen so lebten, als wenn sie niemals zu sterben gedächten. Aber, fuhr ich fort, weil ich, ungeachtet ich nicht weiß, auf welche Art es geschehen ist, in diesen unterirrdischen Wohnungen angelangt bin, so bitte ich mir von dir eine Nachricht von diesem Orte aus: denn ich möchte gar zu gerne wissen, ob die Verstorbenen noch eben dieselben Neigungen, wie auf der Welt, haben, ob sie unter einer Regierung leben, oder ob sie gewisse Gesellschaften unter sich aufgerichtet. Denn niemand kann mir hieron besser Nachricht geben, als ein Zuschauer, falls du deine alte Neigung nicht verlohren hast. Er antwortete mir: Ich habe meine vorige Neigung nicht verlohren, ich habe nach meiner Ankunft in

diesen Wohnungen vielmehr alles aufs genaueste erforscht, und fahre auch darinn annoch beständig fort. Wir leben hier in einer großen Gesellschaft und beobachten die Gesetze, welche der große unterirrdische Regent Minos gegeben hat. Dieser siehet nicht auf den Stand oder die Würde, die man vormals auf der Welt bekleidet, sondern er theilt die Aemter bloß nach der Geschicklichkeit der Personen aus. Wir suchen auch selbst keine andre Aemter, als wozu wir, da wir noch auf Erden lebten, die meiste Lust und Neigung gehabt haben; und daher wird alles hieselbst hurtig und geschickt ausgerichtet. Ich wunderte mich hierüber und mußte gestehen, daß keine Einrichtung besser seyn könnte, weil mir die üblen Folgen bekannt waren, die auf der Welt daher entspringen, daß man gewohnt ist, mehr auf den Stand, auf die Geburt und das Vermögen eines Menschen, als auf dessen natürliche Geschicklichkeit, zu sehen, und welcher Gewohnheit man es zuzuschreiben hat, daß die wichtigsten Aemter oft schlecht verwaltet werden. Ich bat ihn daher, mich weiter in diese Wohnungen hinein zu führen, und mir von denen Dingen, die mir in die Augen fallen würden, einigen Unterricht zu geben. Er führte mich hierauf gleich durch eine breite Gasse auf einen großen Platz, wo ich zwey Schlösser sahe, von welchen das eine bereits fertig war, an dem andern aber

annoch gebauet ward. Ich erkundigte mich nach der Ursache, weßfalls man zwey Schlösser so nahe bey einander angelegt, und erhielt folgende Antwort: Das erste Schloß, welches fertig ist, und dessen Bau so künstlich und glänzend in die Augen fällt, ist von dem großen Baumeister Cartesio nach dem Risse aufgeführet worden, worinn er sich bey seinen Lebzeiten verliebt hatte. Die Arbeit ist eine Zeit lang von allen bewundert, und als ein Meisterstück in der Baukunst gepriesen worden. Weil man aber nachher wahrgenommen, daß der Grund, worauf er dieses Schloß angelegt, so schwach ist, daß man befürchten muß, daß das Schloß mit der Zeit gar einstürzen und über einen Haufen fallen dürfte, so hat man den Cartesius für die Baucommission gefordert, welche, nach einer genauern Untersuchung, den Bau für unüberlegt, und für zu schwach gehalten, weßfalls Cartesius seines Amtes entsetzt, und solches dem Isaak Neuton wieder übertragen worden, der zugleich den Befehl erhalten, einen neuen Pallast zu bauen, welches derjenige ist, an dem gegenwärtig gebauet wird. Es ist übrigens nicht zu beschreiben, welche Bewegungen dieses Urtheil verursachet. Denn der vorige Baumeister hat annoch viele Anhänger, welche seine Arbeit noch itzo bewundern, und das Urtheil deßwegen für übel gegründet halten. Weil das bereits vollendete

Schloß

Schloß mir sehr in die Augen fiel, so bat ich meinen Wegweiser, mir auch die innern Zimmer desselben zu zeigen. Er antwortete mir, daß er dieses zwar sehr gerne thun wollte; weil aber der Schloßvogt, welches der vorige König von Spanien, Philipp der andre, war, fast niemals zum Vorschein käme, sondern beständig mit der Feder in der Hand in seinem Zimmer sässe, und man ohne dessen Erlaubniß nicht in die Gemächer dieses Schlosses kommen könnte, so müßte ich mich daran begnügen lassen, daß Schloß nur von außen zu beschauen. Diese Rede meines Begleiters setzte mich in ein solches Erstaunen, daß ich mich nicht enthalten konnte, überlaut auszurufen, wie ist das möglich? keine Verwandlung kann seltsamer, und kein Anblick erstaunenswürdiger seyn, als einen von den mächtigsten Monarchen, die jemals in der Welt gelebt, in einen unterirrdischen Schloßverwalter verwandelt zu sehen. Mein Begleiter antwortete mir: Ich habe dir ja bereits gesagt, daß man hier keine Geburt noch Stand weiter ansiehet, sondern die Aemter bloß nach der Fähigkeit der Personen austheilet. Weil nun die Haupteigenschaft Philipps des andern darinn bestanden, die Ketzer aufzutreiben, und Listen und Register über alles zu verfertigen, so ward er bey seiner Ankunft an diesem Orte erstlich zum Hofjäger gemacht, weil man aber merkte, daß er zu stark jagte,

und ohne Unterscheid zahme und wilde Thiere fälliete, so nahm man ihm dieses Amt wieder ab, und trug ihm an dessen statt auf, das Inventarium des Schlosses in Ordnung zu halten, welches Amt er auch noch bekleidet und vom Morgen biß zum Abend in seinem Zimmer mit der Feder in der Hand sitzet. Ich mußte mich also damit begnügen lassen, den äußern Bau dieses Schlosses zu betrachten. Mein Begleiter führte mich hierauf nach einem andern großen Platze, wo der unterirrdische König vordem viele hundert Jahre seine Residenz gehabt hatte, gegenwärtig aber nichts als ein großer Steinhaufen zu sehen war. Ich erkundigte mich nach der Ursache, wie diese ungeheure Menge von Stein und Graus dahin gekommen; und erhielte von meinem Begleiter die Antwort: dieses sind die Ueberbleibsel des alten Schlosses, welches niedergerissen worden. Dieses Schloß hat Aristoteles vordem erbauet, und seine Anhänger haben es sehr lange Zeit im Stande erhalten. Der Bau ist auch jederzeit als ein Muster in der Baukunst angesehen worden, und man pflegte keine Arbeit etwas zu achten, wo sie nicht nach diesem Plan angelegt worden, ja man hielt es für eine Verwegenheit, auch nur einen Fuß breit davon abzuweichen. Dieses währte biß auf die Zeiten des Carteſius, welcher den Entschluß faßte, mit eignen Augen zu sehen, und alle Vorurtheile

beyseite zu setzen. Derselbe entdeckte also, bey genauerer und unpartheyischer Untersuchung, daß die alte Bauart ungereimt und seltsam war, und erkühnte sich so gar, dieselbe öffentlich anzugreifen, und zwar mit einem solchen Nachdruck, daß er viele Anhänget erhielte, so daß die alte Bauart gänzlich verworfen ward, und niemand sich mehr erkühnte, dieselbe zu vertheidigen. Gegenwärtig giebt sich Aristoteles nicht mehr mit dem Bauen ab. Er beschäftigt sich vielmehr mit der Mahlerkunst, und verfertigt Schildereyen, die einige wegen der feinen Arbeit und Sauberkeit bewundern, ob er gleich im Treffen nicht sonderlich glücklich ist. Denn auch die allerkünstlichsten Stücke sind so dunkel und unverständlich, daß niemand errathen kann, was sie bedeuten, oder wohin sie zielen sollen. Ich nehme daraus ab, versetzte ich, daß Aristoteles annoch eben derselbe ist, der er auf der Welt gewesen, und daß seine Arbeit hier eben dasselbe Schicksaal erfahren, welches sie auf der Welt gehabt hat. Der Grund des eingefallenen Schlosses wimmelte von Schweinen, welche der Gestalt nach unsern Schweinen ähnlich waren. Der Unterscheid bestand allein darinn, daß diese Schweine reden konnten. Wie ich mich darüber wunderte, so sagte mein Begleiter, daß diese Schweine vordem Capucinermönche gewesen, hier aber in Schweine, ihrem eignen Verlangen nach,

verwandelt worden, so wie die Dominicaner hier Stubenheizer wären, weil sie auf der Welt Mitglieder der heiligen Inquisition gewesen, und sich gebrauchen lassen, für die Ketzer Scheiterhaufen aufzurichten. Wie wir noch mit einander sprachen, so fuhr ein Wagen vorbey, worauf ein Mann saß, der in ein Posthorn bließ. Wie ich mich bey meinem Begleiter darnach erkundigte, so antwortete derselbe: dieses ist die fahrende Post, und der Mann, der darauf sitzet, ist Carl der fünfte, der vordem über den halben Theil von Europa geherrschet. Was, sagte ich, ist das Carl der Fünfte, der über halb Europa regieret? Mein Begleiter sagte, er ist es selbst. Er folget hier annoch seinen alten Neigungen, und daher ist ihm dieses Amt aufgetragen worden. Wo du seine Geschichte gelesen hast, so wirst du bemerket haben, daß er auf der Welt ein rechtes Perpetuum Mobile gewesen, und niemals lange an einem Orte bleiben können, sondern sowohl zu Lande als zu Wasser, von einem Reiche zum andern herumgeschwärmet, so daß es eben so wenig ungereimt ist, daß man ihn zum Wagenmeister bestimmt, als daß sein Sohn Schloßverwalter geworden. Mein Begleiter führte mich hierauf weiter herum, um mir alles merkwürdige und ausserordentliche in dieser Stadt und Gegend zu zeigen, und ich bedaure nur, daß mir das meiste, was ich gesehen habe, entfallen ist. Dieses einzige habe ich noch

nicht

nicht vergessen, weil es mir gar zu seltsam vorkam, da nämlich ein Mann auf den andern ritte. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, und erkundigte mich, was dieses bedeuten sollte. Mein Begleiter sagte mir, dieses ist der König Waldemar, der auf den König Magnus Schmeck reitet. Wie ich hierauf erwiederte, daß mir dieses sehr unanständig zu seyn schiene, so antwortete mein Begleiter: diese Beyde folgen annoch ihren alten Neigungen, denn der König Waldemar ritte ja stets, so lange er lebte, auf den König Magnus Schmeck. Ich sahe hierauf ein Frauenzimmer mit einer Peitsche in der Hand, welche einen alten Mann mit der andern Hand an einem Zaum leitete, und mein Begleiter sagte, dieses ist die Agrippina welche den Kayser Claudium vordem eben so regieret. Ich sahe noch andre Dinge auf diesem Wege, welche eben so seltsam waren, welche ich aber nicht alle wieder erzählen kann, da sie meinem Gedächtnisse entfallen sind. Nachdem mein Wegweiser mich allenthalben in der Stadt herum geführt, so nahmen wir den Weg wieder nach dem Schlosse zu. Wie wir nahe bey der Schloßpforte waren, so begegnete uns ein ansehnlicher und prächtig gekleideter Mann mit einem Fliegenwedel in der Hand, welcher ohne uns zu grüssen, in das Schloß hinein gieng. Mein Begleiter sagte, dieses ist der Kayser Domitianus, welcher zum Hofkammerjäger

bestellet worden, und bey seiner Ankunft in den unterirrdischen Wohnungen selbst um dieses Amt angehalten, weil sein grösztes Vergnügen auf der Welt darinn bestanden, Fliegen zu jagen. Nachdem ich eine lange Zeit alles bey mir überlegt, was ich hier wundernswürdiges gehöret und gesehen, so bat ich meinen Begleiter, mir von dem Zustande des Hofes einige Nachricht zu geben, worinn er mir auch folgendergestalt willfahrte. Der König Minos, sagte er, hält einen prächtigen, und zahlreichen Hofstaat. Sein vornehmster Minister ist der athenienſische Weltweise Socrates. Der Großkanzler ist der Cardinal Ximenes. Der königliche Geheimerath besteht aus fünf Personen, und solche sind, Pericles, Fleury, Michel d' Hopital, Oxenstirne und der vormalige Bischoff Absalon. Die Einkünfte werden durch zweene Schatzmeister, den Phocion und Aristides verwaltet. Der ehemalige Pabst Julius der andre ist Generalfeldmarschall, und die andern Generals sind Cyrus, Scanderbeg, Trajanus, Julius Cäsar, und Alexander der Große. Wie ich mich nach der Ursache erkundigte, weßfalls man nicht den Cäsar oder Alexander zum Generalfeldmarschall gemacht, so antwortete mein Begleiter, die ietzterwehnten sind zwar große Feldherren gewesen, keiner von ihnen aber hat eine solche Begierde zum Kriege gehabt, als der Pabst Julius der andre. Er nannte mir hierauf auch die

an=

andern Bedienten, welche die geringern Stellen bekleidoten. Er sagte, Pabst Alexander der sechste ist Aufseher über das königliche Serail, worinn des Königs Beyschläferinnen eingeschlossen sind. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm in die Rede zu fallen, und sagte, daß man einen Bock zum Gärtner gesetzet. Er aber antwortete mir: ietztgedachtem Pabste ist diese Stelle auch nicht anders, als nachdem er ungemein oft darum angehalten, anvertrauet worden. Man hat aber doch vorher die Vorsicht gebraucht, und ihm seine Mannheit nehmen lassen. Er fuhr hierauf fort und sagte: Cornelius Sylla ist Hofbalbier, weil er die Kunst die Ader zu öffnen, auf der Welt so sehr gut verstanden. Pabst Sixtus der fünfte ist Generalgewaltiger, und hat den Titul eines Justitzmajors. Der Kayser Nero war eine Zeit lang Capellmeister, nachher ist er auf sein Ansuchen Hofmetzger geworden. Diogenes ist Hofnarr, und erlustiget den Kayser sowohl durch seine Geberden, als durch seine Schertzreden. Er sagt aber auch zugleich viele Wahrheiten. Eben wie mein Begleiter mir dieses erzählte, so kam einer in vollem Galop geritten, der zugleich in ein Horn blies, und mein Begleiter sagte mir: dieses ist die reitende Post, und man erfährt viel neues durch diese Zeitungen. Hat man hier auch wöchentliche Zeitungen? rief ich aus. Er antwortete mir: Allerdings. Diese Zeitungen

schreibt

schreibt der alte griechische Dichter Homerus, der den Varillas, Lyschander, Rudbeck und Strelen zu Gehülfen hat. Diese Zeitungen sind aufrichtig und zuverläßig, und der königliche Geschichtschreiber, Gregorius Leti, nimmt bloß daher den Stoff zu seiner Historie. Homerus hatte auch vorher mit den Calendern zu thun; aber nunmehro ist diese Arbeit dem alten französischen Propheten Nostradamo übertragen. Der königliche Leibarzt ist = = hier fiel ich ihm wieder in die Rede, und sagte: Ich habe geglaubt, daß hier keine Krankheiten herrschen, und daß man deßwegen keines Arztes benöthiget wäre. Er antwortete mir, wir wissen hier auch von keinen solchen Krankheiten, denen die Menschen auf der Welt unterworfen sind. Die größte Plage, die man hier spühret, besteht darinn, daß verschiedene unter uns des Nachts keine Ruhe haben. Diejenigen, welche damit behafftet sind, bedienen sich des Stadtphysici, der vordem ein Barbier in Jüttland gewesen, und den Nahmen Gerdt Westphaler geführet. Dieser gebraucht bey seiner Cur weder Tränke noch Pillen, sondern bringt seine Patienten durch ein weitläuftiges und unnützes Geschwätze im Schlaf, wie er bey seinen Lebzeiten zu thun gewohnt gewesen. Andre Krankheiten sind hier nicht bekannt, außer, daß verschiedene an einer Verrückung des Verstandes darnieder liegen, bey denen keine Hülfe statt

hat,

hat, und die man in das Tollhaus der Stadt einsperret. Deren Anzahl ist gar zu groß, als daß sie alle könnten genannt werden. Die vornehmsten sind Pyrrho, Arcesilaus, Zeno Elcates und andre sceptische Philosophen, Theodorus Stylita, St. Franciscus, Ignatius Lajola, und andre fanatische Personen, welche in der römischeu Kirche als Heilige verehret werden. Ich kann das Erstaunen nicht beschreiben, worein ich über alle diese Berichte gesetzt ward. Ich wollte daher beym Abschiednehmen meinen Begleiter umarmen, um ihm meinen Dank zu bezeugen. Ich fand aber nichts, als einen Schatten an statt des Leibes. Die Person verschwand auf einmal nebst der ganzen Stadt, so daß ich mich so gleich wieder bey dem Ausgange der unterirrdischen Wohnungen sahe, wo der erschreckliche Höllenhund Corberus auf mich wartete, um mich sowohl seinethalben als andrer Hunde wegen zu züchtigen, weil ich, als ein großer Feind der Hunde, dieselben so übel abgemalet. Er that es auch redlich. Denn nachdem er eine Zeit lang auf das gräßlichste geheulet, so riß er mich zur Erden nieder, und verwundete mich auf das erbärmlichste. Mitten in dieser Angst erwachte ich, und freute mich, daß es ein Traum gewesen, welcher durch das Buch verursachet worden, welches ich kurz vorher gelesen, ehe ich eingeschlafen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
drey und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bey Erwehnung des Streits von dem Ursprunge des Bösen, und von der Nothwendigkeit des freyen Willens alles angeführet, was von beyden Theilen gesagt werden kann. Ich habe es nicht verhehlt, daß die von dem Herrn Bayle angeführten Gründe, dem ersten Ansehen nach, vielen Schein haben. Ich muß aber auch gestehen, daß alle Gründe, welche dieser Weltweise zu Behauptung seiner seltsamen Meynung beygebracht, mir lange nicht so schwer aufzulösen geschienen, als einige Einwendungen, welche einige unwissende und unerfahrne Grönländer unsern Missionarien gemacht haben. Wenn man ihnen die Erbsünde erkläret, und den Fall der ersten Eltern und die Folgen desselben bey den Nachkommen erzählet, so haben sie geantwortet: warum tödtete Gott nicht Adam und Eva, und erschuf zweene andre Menschen, an ihrer statt? Nichts wäre Gott leichter als dieses gewesen, und dadurch hätte allem

Un-

Unglücke auf einmal vorgebeuget werden können, worein das menschliche Geschlecht gerathen ist. Diese Einwendung, welche sie auf eine grobe und ungesittete Art vortragen, lautet in einer feinern Sprache also: Warum strafte Gott die Missethat nicht allein an denjenigen, welche solche begangen, oder warum ließ er Eva nicht unfruchtbar bleiben, um die sündige Nachkommenschaft der ersten Menschen zu verhindern. Keine Schwierigkeit, die der Weltweise von Rotterdam aufgeworfen, kann, meinem Bedünken nach, stärker seyn, als diese. Indessen kann solche doch gehoben werden, und ich glaube, daß ich dieses in einem von meinen Briefen gethan, worinn ich die Nothwendigkeit des freyen Willens gezeiget, und die Ursachen zu erkennen gegeben, warum die Menschen, welche durch die Zeugung fortgepflanzt werden, nicht solchergestalt erschaffen werden können, als die Engel gegenwärtig sind, oder die Seligen in jenem Leben seyn werden. Der andre Einwurf, den die Grönländer unsern Missionarien gemacht haben, lautet folgendergestalt: Wenn man mit ihnen von der Schwachheit des Menschen, und von der List und Gewalt redet, welche der Teufel brauchet, die Menschen zu verführen, so antworten sie: warum tödtet Gott den Satan nicht, oder warum schließt er denselben nicht ein, damit er nicht allenthalben herumgehen, und die Seelen der Menschen verführen

ren möge? Dieser Einwurf ist noch schwerer zu beantworten, insonderheit für diejenigen, welche so viel von der Gewalt des Teufels reden, und ihm die Macht beylegen, den Menschen böse Gedanken einzugeben, wodurch die Lehre der Manichäer von den beyden Grundwesen bestärket wird. Man thut also am besten, wenn man die Macht des Teufels nicht so hoch erhebet, und die deßfalls gewöhnlichen Redensarten mäßiget, wovon ich bey einer andern Gelegenheit in meinen Schriften geredet habe. Wenn übrigens von den unnützen und bösen Dingen die Rede ist, die man in der Schöpfung antrifft, und woher man einen Einwurf gegen die göttliche Regierung zu entlehnen pflegt, so will ich hier die Erinnerung widerhohlen, die ich an einem andern Orte bereits gegeben habe, daß man alle Einwendungen mit leichter Mühe heben könne, wenn man, anstatt ein jedes Ding an und für sich selbst zu betrachten, sich die ganze Schöpfung überhaupt vorstellet. Ich bin ꝛc.

Der

Der
vier und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die berühmte Schrift durchgelesen, welche unlängst ans Licht getreten, und den Titul Esprit des loix führet. Ich bin mit denenjenigen vollkommen einig, welche diese Schrift für ein Meisterstück halten, und bewundere die artigen Gedanken, die Gründlichkeit, und die tiefe Einsicht des Verfassers in Staatssachen; ungeachtet ich seinen Entscheidungen und Meynungen nicht durchgehends beypflichte. Denn die meisten Sätze, die er vorträgt, sind also beschaffen, daß dagegen aus der Historie und Erfahrung starke Einwendungen gemacht werden können; was also der Verfasser für ein Axioma hält, ist dennoch, wie vorher, nichts weiter, als ein Problema. Um dieses zu beweisen, so will ich die ersten Bücher ein wenig genauer untersuchen, worinn von der vierfachen Regierungsform, nämlich der republicanischen, der aristocratischen der monarchischen und der despotischen Regierung gehandelt wird. Er setzt in seinen

Betrachtungen über die Natur und Eigenschaft dieser Regierungen die Tugend zum Grunde der Aristokratie, und der Regierung des Volks, ob er gleich dieselbe minder vollkommen in der letzten als in der ersten annimmt; der Ehrgeitz macht, nach seiner Meynung, den Grund der Monarchie, und eine sklavische Furcht den Grund des Despotismi aus. Hierauf gründet er die Erziehung der Jugend, und stehet in den Gedanken, daß der Unterricht der Kinder nach diesen Grundsätzen eingerichtet werden müsse, um solche zu guten Bürgern in einer jeden Regierung zu machen; woraus denn folget, daß die Erziehung und der Unterricht sehr ungleich ausfallen muß, indem die Tugend, welche der Grund der ersten Regierungsform ist, sich nicht zu den andern Regierungsarten schicket. Diesen Satz sucht er durch Beyspiele, aus der Erfahrung und Geschichte darzuthun. Weil aber eben so viele Beyspiele angeführet werden können, die das Gegentheil beweisen, so wird diese Schwierigkeit dadurch nicht gehoben, sondern die Meynung ist und bleibt die gegründeste, daß die Regierungsform die beste, und derjenige Staat der glückseligste sey, der von einer rechtschaffenen und tugendhaften Obrigkeit regieret wird, die durch ihr Exempel, welches mehr als alle Gesetze ausrichtet, ein ganzes Land tugendhaft machen kann. Man darf nur, um diese Sache in ein noch helleres Licht zu setzen, die römische

Hi-

Historie durchgehen, da der römische Staat allen Arten der Regierungen unterworfen gewesen. Die Römer stunden zuerst unter einer durch Gesetze eingeschränkten königlichen Regierung, die der Verfasser eine Monarchie nennet, bey welcher, nach seiner Meynung, die Tugend nicht den Grund abgiebt, sondern welche durch den Ehrgeitz erhalten wird, der in die Stelle der Tugend tritt. Aber die Historie zeigt, daß die Römer niemals größere Tugenden und heldenmüthigere Thaten ausgeübt, und niemals erhabnere Proben von ihrer Liebe gegen das Vaterland abgelegt, als unter dieser Monarchie, da das Beyspiel tugendhafter König sie aufmunterte, die Wohlfahrt der Stadt höher als ihr Leben zu achten. Wie die Könige vertrieben wurden, so büßten die Römer so gleich nichts von ihren vorigen Eigenschaften ein; Denn ungeachtet die Regierung, dem Namen nach, verändert war, so blieb sie doch, was die Sache selbst betraf, eben dieselbe, wie vorher. Denn die Gewalt, womit die Könige vorher bekleidet waren, ward in eben demselben Grad, von den beyden Bürgermeistern ausgeübt, so daß die Tugend nicht eher erkaltet, als bis die Monarchie aufhörte: denn jemehr sich die Regierung der Demokratie näherte, jemehr nahmen die guten Eigenschaften der Bürger ab, und je grösser die Freyheit ward, desto matter ward die Tugend. Der Eifer für die Wohlfahrt des

Landes ward in eine sträfliche Eigenliebe, und der bisherige Gehorsam gegen die Obrigkeit ward in Ungehorsam und Widerspenstigkeit verwandelt. Der geringste Bürger sahe sich als eine Stütze des Staats an, und weil ein jeder anfieng, an der Regierung theil zu nehmen, so sahe das Volk die obrigkeitlichen Personen, und die Kriegsbefehlhaber als seine Gevollmächtigten an, weil sie von ihnen zu diesem Amte erkohren, und bestellet worden. Der Verfasser glaubt zwar, daß der gemeine Mann am geschicktesten sey, eine solche Wahl vorzunehmen, und daß derselbe in der Bestellung obrigkeitlicher Personen nicht fehlen könne. Aber die Meynung ist so beschaffen, daß man derselben nicht beypflichten kann; auch wenn man ein solches Volk voraussetzet, dessen Sitten annoch nicht verdorben worden. Denn die Geschichte aller Länder zeigen, und eine tägliche Erfahrung bestättiget es, daß der gemeine Mann insgemein den Schatten anstatt des Körpers ergreift, sich durch den äußerlichen Schein blenden läßt, und eine unbesonnene Hitze mit der Tapferkeit, und die Schwatzhaftigkeit mit der Fähigkeit vermenget. Wenn dieses auch gleich nicht von allen gesagt werden kann, so kann man es doch von den meisten behaupten, und weil die Stimmen nicht gewogen, sondern gezählet werden, so ist der Zustand eines solchen Staats demjenigen gleich, den Antisthe-

kisthenes in Athen vorfand, wo kluge Männer die Befehle der Thoren vollziehen mußten. Diese Unbequemlichkeiten merkte man in der neu aufgerichteten Republik nicht. Denn der Anfang neuer Stiftungen ist insgemein gut; aber dieser Zustand währte nicht lange, und man hätte auch Ursache gehabt, es als ein Wunder anzusehen, wenn er lange gewähret hätte. Denn sobald die Ungleichheit, die der Verfasser für so schädlich ansiehet, aufhörte, und ein jeder Bürger und Handmerksmann an der Regierung theil nahm, so öffnete sich gleichsam die Büchse der Pandora, und ein Unglück folgte auf das andere, welches dem Staate den Untergang drohete. Die Tribuni Plebis, oder die Beschützer des Volks, können also mit Recht als solche angesehen werden, die dem Staate alles Unglück zugezogen habe. Denn, so wie die so genannte goldne Freyheit zunahm, so nahm auch die Unordnung zu. Sollte man vielleicht einwenden, daß ich die Meynung des Verfassers nicht recht begriffen, indem derselbe dieses nicht läugne, sondern vielmehr selbst sage, daß solche Früchte aus einer Regierung des Volkes fließen, sobald das Verderben sich darinn eingeschlichen, und er allein von einer unbefleckten Demokratie rede, wo die Tugend am Ruder sitze, und in ihrem hellesten Glanze zu sehen sey, so kann man darauf antworten, daß man sich solchergestalt eine platonische Republik erdichte, die weder jemals vorhanden gewe-

sen, noch jemals gehoffet werden kann. Ich sage mit Bedacht, daß eine solche Republik nicht gehoffet werden könne, indem selbige nicht aus Engeln, sondern aus schwachen und den Lastern ergebenen Menschen, bestehet, welche selbst zugeben müssen, daß es unmöglich sey, in einer vollkommenen Freyheit, und zugleich auch in einem vollkommenen Frieden, zu leben; sondern, daß den Bürgern, wenn sie ausschweifen wollen, ein Zaum und ein Gebiß ins Maul gelegt werden müsse. Eine solche Republik aber ist auch niemals vorhanden gewesen, denn man wird nicht vermögend seyn, in der ganzen Geschichte ein Exempel von einer Volksregierung aufzutreiben, wobey man auf die Tugend sein beständiges Augenmerk gerichtet, und solche als den einzigen Grund des Staats angenommen. Eine solche Demokratie ist wie ein Irrlicht, welches sich auf einmal sehen läßt, und in dem Augenblicke auch wieder verschwindet. Der Zustand der Volksregierung in Rom war also beschaffen, wie ich denselben beschrieben habe, ehe der gemeine Mann daselbst aus der Art schlug, und ehe derselbe anfieng, die Aemter u. Ehrenstellen den Meistbietenden zu verkaufen. Eben so waren auch andre freye Republiken, auch zu ihren besten Zeiten beschaffen, und ehe das Verderben recht überhand nahm. Denn auch zu dem besten Zeiten, mußten die redlichsten und tugendhaftesten Bürger ihr Vaterland mit dem Rücken

cken ansehen, und wurden, nach den Grundgesetzen, nicht nur von allen Aemtern ausgeschlossen, sondern auch noch dazu, und zwar in Athen durch den Ostracismum, und in Syracus durch durch den Petalismum, ins Elend getrieben. Der Verfasser behauptet zwar, daß man dieses mehr als eine Ehre, als wie eine Strafe, anzusehen habe. Aber so viel man aus der Historie abnehmen kann, so hätten die damals lebenden, und also mißgehandelten Personen diese Ehre gerne andern überlassen. Man findet bloß, daß die tugendhaften Männer dieses mit Gedult ertragen haben. Es war auch zu den guten Zeiten, daß das Volk, den alleruntüchtigsten Personen die höchsten Aemter auftrug, und ihnen die Anführung der Kriegsheere anvertraute. Denn wie die Römer zu den allerbedenklichsten Zeiten den Terentius Varro zum General gegen den siegreichen Hannibal erwählten, so vertraueten die Athenienser eben einen solchen hohen Posten dem großen Prahler Cleon an, welches dem Aristophanes zu einen von seinen Schauspielen Anlaß gegeben. Wenn demnach jemand behauptet, daß bey der Volksregierung die Tugend in ihrem vollen Glanze zu sehen sey, so scheint derselbe die Natur und Eigenschaft einer Demokratie nicht genugsam erwogen zu haben, und es ist offenbar, daß sich jemand bey diesen Umständen bloß die Vorstellung gemacht, wie die Sachen billig beschaffen seyn

sollten, nicht aber, wie sie wirklich beschaffen sind. Denn wie kann doch diejenige Regierungsform die glücklichste genannt werden, welche gleich nach der Errichtung wieder zu Grunde gehet, oder welche gleich in so viele Unordnungen geräth, daß man beständig daran zu bessern hat, und mit einem solchen Staate, wie ein Arzt mit einem kranken Körper, umgehen muß, wie davon der römische Staat ein unwidersprechliches Zeugniß ablegt. Bey so bewandten Umständen muß ein geschickter Lehrer, der die Eigenschaft der Volksregierung erforschet, und die Früchte eingesehen, welche die so genannte goldene Freyheit, und die bezaubernde Gleichheit der Personen in einem Staate nach sich ziehet, sich nicht der Lehren bedienen, die der Verfasser vorschreibt, sondern vielmehr seinem Schüler folgende Vorschrift ertheilen: weil du zu einem Bürger in einem freyen Staate bestimmt bist, der von dem ganzen Volke regieret wird, so must du dich mehr auf den Schein als auf das Wesen befleißigen, weil die Erfahrung lehret, daß das gemeine Volk insgemein den Schatten anstatt des Körpers ergreifet. Du must ferner alle Anstalten der Obrigkeit beständig tadeln und durch die Hechel ziehen. Denn dieses wird dir ein Ansehen unter deinen Mitbürgern erwerben, und dir den Weg zu hohen Ehrenstellen bahnen. Du must dich nich weniger auf die Redekunst legen, und fein

schwatz-

schwatzhaft seyn. Denn dieses wird dir bey den großen Zusammenkünften des Volks ungemein zu statten kommen. Denn die Erfahrung zeigt, daß die Redekunst jederzeit eine Hauptbeschäftigung für junge Leute in freyen Staaten gewesen, indem ein künstlicher und verschmitzter Redner das Volk zu allem, was er nur will, bereden kann. Du must dich endlich scheinheilig anstellen, wodurch wundernswürdige Dinge in einer Demokratie können ausgerichtet werden. Solche und andere dergleichen Reguln müssen jungen Leuten eingeprägt werden, die bestimmt sind, Mitglieder einer Demokratie zu werden, bey welcher Regierungsform die Tugend und deren Ausübung weniger Einfluß hat, als bey irgend einer andern Art der Regierung. Denn weil das Regiment in den Händen des ganzen Volks ist, und die meisten Menschen entweder gottlos oder unwissend sind, so kann man gewiß versichert seyn, daß durch die meisten Stimmen oft nicht das beste und nützlichste beschlossen werde, sondern daß kluge und rechtschaffene Männer dasjenige ins Werk setzen müssen, was Narren und gottlose Menschen befehlen. Ich behaupte indessen doch nicht, daß diese Regierungsform nicht auch etwas gutes und nützliches bey sich führen sollte. Ich suche überhaupt, keine Regierungsform anzuschwärzen, was es auch immer für eine seyn mag. Ich halte es doch aber auch zugleich

für meine Pflicht, das Gute sowohl als das Böse bey einer jeden anzuführen, welches aber der Herr von Montesquiou nicht thut, und welches billig als ein Fehler in seinem sonst so schönen Werke anzusehen. Denn derselbe führet bey dereinen Regierungsform alles Gute, und bey der andern alles Böse an, was man bey derselben antrifft, und gründet sein Urtheil darauf, da man doch gestehen muß, daß sich bey allen Regierungsarten Fehler finden, und es noch nicht ausgemacht ist, welche unter allen die beste zu nennen sey. Was ich hier von den Demokratien angeführt, solches kann von den Aristokratien ebenmäßig gesagt werden. Beyde Regierungsarten sind gleich unbeständig. Wollte man etwa, um hievon das Gegentheil zu beweisen, Holland, die Schweitz, Genua, Venedig, und andre sowohl demokratische als aristokratische Staaten anführen, so ist ja einem jeden bekannt, daß diese Staaten längst auf schwachen Füssen gestanden. Das Volk in den vereinigten Niederlanden hat bereits oft eine Veränderung in der Regierung, und sich dem Hause Oranien zu unterwerfen, gewünschet. In der Schweitz hat man oft einen Canton gegen die andern bewaffnet, und zu Felde ziehen gesehen. In Venedig ist die Regierung solchergestalt auf Schrauben gesetzet, und die Vorsichtigkeit gehet dorten so weit, daß auch ein an eine despotische Regierung gewohnter Unterthan billig Bedenken tragen muß,

muß, ein venetianischer Bürger zu werden. Genua hat zu verschiedenenmalen gesucht, sich einer fremden Herrschaft zu unterwerfen, und Pohlen, wo die Regierung aristokratisch ist, kann mit Recht dasjenige Land genannt werden, wo die Göttinn der Uneinigkeit ihren rechten Wohnplatz aufgeschlagen. Nichts kommt mir seltsamer vor, als der Abriß, den der Verfasser von den eingeschränkten Monarchien macht, von denen er behauptet, daß die Ausübung der Tugend dieser Regierungsform nicht gemäß, sondern die Begierde nach einem grossen Namen hier der einzige Zunder zu großen und heldenmüthigen Unternehmungen sey, gerade als wenn es bereits ausgemacht wäre, daß die Republikaner alleine durch die Tugend zu allem, was sie vornehmen, getrieben würden, und daß die Begierde nach Ruhm und Ehre, und das Verlangen einen großen Namen bey den Nachkommen zu erhalten, bey ihnen keinen Bewegungsgrund zu großen und heldenmüthigen Thaten abgeben könne. Man muß wissen, was in dem Herzen der Menschen verborgen ist, um hievon mit Grund urtheilen zu können. Kann ein Republikaner sein Vaterland lieben, so kann ein Unterthan, der unter einer monarchischen Regierung lebet, sowohl sein Vaterland, als seinen König, lieben, unter dessen Schutz er lebet, und dem er seine Wohlfahrt zu danken hat, so daß, da der erstere nur eine einfache, der letztere eine dop-

pelte

pelte Ursache zur Liebe gegen seine Obrigkeit hat. Die Tugend aber, welche ohne die geringste Absicht dabey zu haben ausgeübet wird, ist so selten, daß viele mit Recht daran gezweifelt haben, und annoch daran zweifeln, ob solche jemals anders, als in Gedanken und in der Vorstellung vorhanden gewesen; und daher hat ein bekannter Schriftsteller nicht unrecht geurtheilet, daß die Begierde nach Ruhm und Ehre und nach einem großen Namen die meisten Hospitäler erbauet. Was der Verfasser unter der sogenannten despotischen Regierung verstehet, welche er mit so gehässigen Farben abmahlet, und von welcher er behauptet, daß weder Ehre noch Tugend, sondern bloß eine sklavische Furcht, dabey statt habe, solches kann ich nicht sagen. Weil unter dem Namen despotischer Regenten sowohl Tyrannen, als unumschränkte Monarchen, verstanden werden können, die nach eignem Gefallen regieren, und keinen Gesetzen unterworfen sind, so wäre es nothwendig gewesen, daß der Verfasser sich hierüber deutlicher erkläret hätte. Wo er hierdurch überhaupt alle unumschränkte Monarchen verstehet, welches seine Meynung zu seyn scheint, indem er die Despoten als Regenten beschreibet, welche, vermöge der unumschränkten Macht, womit sie bekleidet sind, keine gute Fürsten, wie er meinet, seyn können, sondern ihre Unterthanen nur als gekaufte Sklaven ansehen, sich selbst

aber

aber der Wolluſt und dem Müſſigang ergeben, und alle Regierungsſorgen einem Vezir oder erſtem Miniſter anvertrauen; wo er, ſage ich, hiedurch alle unumſchränkte Monarchen verſtehet, und glaubt, daß die Tugend und eine abſolute Gewalt nicht mit einander vereiniget ſeyn können, ſo widerſpricht er aller Erfahrung. Man trifft vielmehr in der Geſchichte eine Menge von unumſchränkten und zugleich tugendhaften Monarchen, oder ſolchen Fürſten an, die er Deſpoten nennet. Die Hiſtorie zeigt gleichfalls, daß viele Fürſten, wenn ſie eine abſolute Herrſchaft erlanget, ihre vorigen Fehler und Untugenden abgelegt, und aus laſterhaften Herren die beſten Regenten geworden ſind, ſo daß ſie denen beſten Fürſten, von denen die Geſchichte nur zu ſagen weiß, an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Eine ſolche Veränderung iſt auch nicht übernatürlich, ſie iſt vielmehr der Natur gemäß, wo man nicht ſagen will, daß ein Regent, nach dem Maaße wie derſelbe an Macht und Anſehen zunimmt, alſo an Ehrbegierde und an dem Verlangen, einen guten Nahmen bey der Nachkommenſchaft zu erhalten, wieder abnehme. Die Fehler und Laſter alſo, welche der Verfaſſer der Regierung beylegt, muß man bloß den Regenten zuſchreiben. In Rom war einerley Regierungsform, ſowohl unter dem Trajan, als unter dem Nero, ſowohl unter den Antoninen, als unter dem Commodus, ſowohl unter dem Veſpaſianus und Titus, als unter

dem

dem Domitian, und dennoch lebten die Römer unter den erstern von diesen Regenten eben so glückselig, als sie unter den letztern elend und unglückselig waren, woraus offenbar erhellet, daß das Wohl und Weh der Unterthanen nicht von der Regierungsform, sondern von den Regenten abhängt. Der Verfasser sucht seinen Satz zwar durch das Beyspiel orientalischer und türkischer Monarchen zu behaupten; und man muß gestehen, daß unter denselben verschiedene grausame Tyrannen befindlich gewesen, allein von allen kann man dieses dennoch nicht sagen. Denn man findet auch unter ihnen einen Cingis Kan, einen Tamerlan, einen Abas, einen Solymann, einen Akebar, einen Oranzeb, einen Saladin, und verschiedene andere, welche an Tugend und Regierungskunst auch den vortrefflichsten Regenten nichts nachgeben. Und gesetzt auch, daß diese Fürsten alle Tyrannen gewesen, wie man solches doch nicht behaupten kann, so rühret dieses dennoch nicht von der Regierungsform, sondern von der Beschaffenheit der orientalischen Länder, und von den daselbst herrschenden bösen Gewohnheiten u. eingeführten unanständigen Sitten her. Denn wenn einer von den grausamsten Tyrannen in Orient im einem andern Lande regiert hätte, wo man einen bessern Begriff von der Tugend und den Lastern hat, so würde sein Regiment weit milder gewesen seyn, ungeachtet die Regierungsform in allen Stücken

cken eben dieselbe geblieben. Es mag also eine Monarchie durch gewisse Gesetze eingeschränkt, oder ganz absolut seyn, sie mag als ein Fideicommiß, oder als ein väterlich Erbgut regieret werden, so kann, wenn ein Regent tugendhaft ist, Tugend und Ehre daselbst blühen, und sowohl unter dieser Regierungsform, als unter andern Regierungen, ausgeübet und angeflammet werden. Und daher muß auch die Erziehung der Jugend weit anders, als wie der Verfasser es vorschreibt, eingerichtet, und keine sklavische Furcht bey ihrem Unterrichte zum Grund gelegt werden. Denn man kann nicht wissen, wie ein Despot sich aufführen wird, ob er seine Macht mißbrauchen, und seine Unterthanen als Knechte und Leibeigene, oder, nach dem Beyspiel der alten Patriarchen, welche mit einer gleichen unumschränkten Macht bekleidet waren, als seine Kinder, ansehen wird. Es muß demnach der unter einer despotischen Regierung lebenden Jugend Ehre, Liebe, Furcht und Tugend eingeprägt werden. Ich weiß nicht, ob ich den Verfasser recht verstanden. Sollte ich seine wahre Meynung verfehlet haben, so ist er selbst schuld daran, weil er die barbarischen despotischen Herren nicht von andern unumschränkten Fürsten unterschieden, die, was die Regierungsform anbelanget, eine gleiche Gewalt in Händen haben. Unser Verfasser aber mahlet den Despotismum überhaupt als eine Regierung ab, worinn, seiner Meynung

rung nach, weder Tugend noch Ehre statt haben können. Keine Regierung ist wohl jemals mehr absolut und despotischer gewesen, als die Russische, und kein Regent hat doch mit grösserer Sorgfalt daran gearbeitet, seine Unterthanen gesittet zu machen, und ihnen Tugend und Ehre einzuprägen, als Peter Alexiowitz. Das alte Syracus ist niemals in einem glückseligern Zustande gewesen, als unter des Gelons und Hierons unumschränkter Regierung. Diese und andere Exempel werfen den Satz des Verfassers über einen Haufen. Meinem Bedünken nach hätte er, anstatt des Despotismi überhaupt, bloß die afrikanischen tyrannischen Regierungen anführen sollen, welche aus andern Quellen, als aus der Regierungsform, herfliessen. Er sollte bloß von dem Mißbrauch, welcher bisweilen von solchen Regierungen gemacht wird, geredet, und solchen mit dem Unglück verglichen haben, das aus den verdorbenen Volksregierungen und Aristokratien herfliesset, so würde der Schluß ganz anders ausgefallen seyn. Er sollte eine rechte Beschreibung von dem Despotismo gegeben haben, den er mit so gehässigen Farben abmahlet, und durch das Beyspiel der meisten afrikanischen, und orientalischen Regierungen vollends abscheulich zu machen suchet, da doch in diesem Lande nicht eine Funke von einem gesitteten und tugendhaften Wesen anzutreffen ist. Meinem Bedünken nach aber hat er sich nicht getrauet,

eine

eine rechte Beschreibung von dem Despotismo zu geben. Denn der Despotismus, er mag nun entweder in Afrika, oder in Europa, in einem gesitteten, oder in einem ungesitteten Lande, eingeführet seyn, kann nicht anders beschrieben werden, als eine willkührliche Regierung, wo die Regenten, nach dem Exempel der alten Patriarchen, das Recht des Lebens und des Todes über ihre Unterthanen haben, und wo der bloße Wille der Regenten dem Lande statt eines Gesetzes dienet. Diese Beschreibung ist derjenigen gemäß, welche alle Moralisten und Politici von dem Despotismo machen, und es zeigen unzählige Beyspiele, daß unter guten Despoten die Unterthanen vollkommen glücklich leben, und daß Tugend und Ehre eben so sowohl unter einer solchen Regierung, als bey einer Demokratie, Aristokratie, und eingeschränkten Monarchie, statt haben können. Ich will den Verfasser nicht beschuldigen, daß derselbe die Absicht gehabt, alle unumschränkte Regierungen hiedurch anzuschwärzen und verhaßt zu machen. Vielleicht ist ihm dieses niemals in den Sinn gekommen. Ich sage bloß, daß er sich deutlicher hätte erklären sollen. Ob man gleich sagen kann, daß diese Schrift dadurch etwas an ihrem Werthe gewonnen, indem den Lesern unserer Zeiten keine andre Schreibart gefällt, als welche kurz und gleichsam abgewogen ist, und worinne ein jeder Satz wie ein Epigramma aussiehet, so daß man heutiges

Tages alles verwirft, was man bey dem ersten Anblick sogleich fassen kann. In diesem Stücke ist es dem Verfasser vortrefflich gelungen. Indessen erkühne ich mich doch, da ich nicht allemal der herrschenden Meynung folge, zu behaupten, daß alle diejenigen, welche in der Absicht schreiben, um zu unterrichten und zu lehren, sich mehr einer weitläuftigen, als einer gedrungenen und gleichsam abgewogenen, Schreibart bedienen müssen. Denn in dieser Art Schriften kann die Weitläuftigkeit, bis auf die Wiederholungen und Tautologien, entschuldiget werden. Die Schriften, wodurch man dieses Werk zu widerlegen gesuchet, und die harten Urtheile, welche man darüber gefället, benehmen demselben nichts von seinem Werthe. Es sind nur gute und wohlausgearbeitete Schriften, denen das Schicksal vorbehalten bleibet, angegriffen und widerlegt zu werden, und es ist nicht der Eifer für die Religion und die Liebe zur Wahrheit, sondern Neid und Mißgunst, wodurch die meisten Schriftsteller in Bewegung gesetzt werden. Gegen gemeine und schlechte Bücher wird niemand leicht die Feder schärfen. Man lässet solche, und alles, was darinn vorgetragen worden, unangefochten, und übersieht auch die größten Fehler. Sobald aber eine Schrift ans Licht tritt, welche mit Fleiß ausgearbeitet worden und deßwegen gerühmt wird, so ist des Beschuldigens und Widerlegens kein Ende. Bald ist der Verfasser ein Naturalist,

bald

bald ein Hobbesianer, und bald ein Spinozist. Man haſcht hier und da ein Wort, und giebt ſich nicht die geringſte Mühe, die wahre Meynung des Verfaſſers zu erforſchen. Ich habe dergleichen unlängſt in einer Widerlegung einer gewiſſen Schrift angetroffen, wo der Refutant es als eine nicht zu entſchuldigende Gottloſigkeit anſiehet, daß der Verfaſſer der Schrift Baylen einen großen und berühmten Mann genennet. Gleichergeſtalt ward ein anderer hart angegriffen, weil derſelbe den Calvin wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit gerühmet. Ich trete denenjenigen willig bey, welche dieſe Schrift des Herrn Montesquiou für eben ſo lehrreich als zierlich halten, und wenn man ja einige Fehler darinn antrifft, ſo können ſolche nicht anders, als einige kleine Flecken auf einem ſchönen Angeſichte, angeſehen werden. Das hauptſächlichſte, was ich an dieſer Schrift ausſetze, beſtehet darinn, daß der Verfaſſer alle despotiſche oder unumſchränkte Regierungen mit der Regierung zu vermengen ſcheint, die zu Rom unter dem Caligula, Nero ꝛc. eingeführt war, welchen Fehler Gordon in ſeinen Anmerkungen über den Tacitus gleichfalls begangen. Man kann mit Recht behaupten, daß, wenn die Regenten tugendhaft ſind, alle Regierungsarten gut ſind, es mögen übrigens Monarchien, Ariſtokratien, oder Demokratien ſeyn, und viele Beyſpiele werden einen überführen, daß die Unterthanen einer Monarchie

einer größern Freyheit genossen, und wenigern Lastern unterworfen gewesen, als diejenigen, welche in einer so genannten freyen Republik gelebet. Ich bin ꝛc.

Der fünf und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ein gewisser Heyde ward einmal gefragt, welche Religion er für die sicherste, und welchen Gottesdienst er für den besten hielte? Er antwortete, daß seinem Bedünken nach derjenige Gottesdienst der beste wäre, der die meiste Übereinstimmung mit einer wohleingerichteten und auf das Gesetz der Natur gegründeten Regierung hätte, und daß derjenige, der eine neue Religion stiften wollte, seine Absicht nicht sicherer und besser erreichen könne, als wenn er den gründlichen Entwurf weltlicher Gesetzgeber zum Muster nähme, und alles auf eine solche Art eingerichtete, daß die Religion und die bürgerliche Regierung in allen Stücken mit einander übereinstimmten, weil solchergestalt niemand

etwas

etwas daran auszusetzen finden würde. Man muß gestehen, daß keine vernünftigere Antwort von einem Manne ertheilet werden können, der keinen andern Wegweiser hatte, als das Licht der Vernunft und die natürlichen Gesetze, worauf die bürgerlichen sich gründen. Wir aber, die wir die Offenbarung zum Wegweiser haben, müssen derselben folgen, und solche in unserm Gottesdienst unsre vornehmste Richtschnur seyn lassen, so daß wir auch in vielen Stücken, die uns befohlen worden, unsre Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen, und nicht den Gottesdienst, der uns der beste zu seyn scheinet, sondern denjenigen annehmen müssen, der uns befohlen worden, wobey wir uns gegen alle Einwendungen, welche die Weisen dieser Welt zu machen pflegen, mit einem beständigen αυτος εφα, oder, der Herr hats gesagt, bewaffnen müssen. Bey einem Volke aber, welches keine Offenbarung kennet, kann ein Stifter einer neuen Religion nicht sicherer gehen, als wenn er den Gottesdienst nach dem Modell einer vernünftigen bürgerlichen Regierung einrichtet. Wie also eine wohleingerichtete Regierung hauptsächlich erfordert, daß die höchste Macht in den Händen einer einzigen Person sey, es mag selbige übrigens, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene, Simplex oder Composita seyn, so muß auch der vor-

nehmste Religionsartikul dieser seyn: Es ist nur ein einziger Gott. Denn, wie eine Societät durch nichts mehr verwirret und deren Untergang durch nichts mehr beschleuniget wird, als wenn man die höchste Majestät theilet, so ist auch bey der Stiftung einer Religion nichts thörichter und schädlicher, als viele von einander unabhängige Götter zu lehren. Wie es ferner bey einer wohleingerichteten Regierung erfordert wird, daß die Unterthanen ihre verordnete Obrigkeit dafür halten, selbige verehren, und keinen andern für ihren rechtmäßigen Regenten erkennen müssen, so wird auch in der Religion erfordert, daß die Verehrung allein an Gott gerichtet, und kein anderes Wesen solcher Verehrung mit theilhaftig gemacht werde. Ferner, wie die Projectmacher in einer Societät für die schädlichsten Bürger gehalten werden, weil sie allerhand Vorschläge thun, die auf nichts anders abzielen, als die Grundsätze der Regierung zu schwächen, so müssen auch diejenigen für die strafwürdigsten und gottlosesten Lehrer gehalten werden, welche eine Lehre fortzupflanzen suchen, die zur Schwächung vorerwehnten Hauptartikuls abzielet. Wie nicht weniger diejenigen für die besten und tüchtigsten Bürger gehalten werden, welche sich bemühen, denen Gesetzen des Landes eine Gnüge zu thun, und durch Fleiß und Arbeit das Beste der Societät zu befördern, so müssen auch diejenigen in der Religion für die Gottseligsten angesehen werden,

den, welche sich guter Werke befleißigen. Denn, wie ein vernünftiger Regent diejenigen nicht als seine getreuesten Unterthanen ansiehet, welche sich beständig in seinem Vorgemach krümmen, zu seinem Ruhme Lobgesänge verfertigen, und beständig mit neuen Bittschriften in der Hand herumgehen, sondern diejenigen mit Recht seine treuen und besten Unterthanen nennet, die, ohne vieles Geräusche, in der Stille der Pflicht eines treuen Bürgers und eines rechtschaffenen Unterthanen eine Gnüge zu leisten suchen, so können auch diejenigen nicht für ächte Kinder Gottes gehalten werden, welche gleichsam an die Kirchen und andere heiligen Oerter angeleimet sind, und beständig Herr, Herr, rufen, oder, welches einerley ist, Bettler vorstellen, welche, in Absicht auf die Religion, in eben dieselbe Classe gesetzt werden müssen, worinn in einer bürgerlichen Gesellschaft die müßigen und faulen Bettler gesetzet werden, und wohin die Mönche gehören, deren Verrichtung einzig und allein darinn bestehet, daß sie lesen, singen und betteln. Wie ferner bey der Einrichtung aller Regierungen, die Strafe und Belohnungen als Mittel angesehen werden, die Regierung zu unterstützen, und solche vor dem Umsturz zu sichern, so kann auch keine Religion den Namen einer Religion behaupten, wo nicht die Lehre von den Strafen und Belohnungen in jenem Leben darinn einen Hauptartikul ausmacht. Ein epicuräischer Gottesdienst

ist demnach kein Gottesdienst, und die Ehrerbietung und Andacht, welche Epicurus den Göttern erwies, hat das Ansehen eines Schauspiels. Die Pracht bey dem äußerlichen Gottesdienst hat auch viele Uebereinstimmung mit der Einrichtung einer Societät. In wohleingerichteten Staaten sucht man die Ueppigkeit und den Ueberfluß zu hemmen. Bey der Religion müssen auch keine prächtige Ceremonien statt haben, welche den Aberglauben nach sich ziehen. Wie man ferner in einer jeden wohleingerichteten Societät darauf bedacht ist, die Anzahl der Bürger zu vermehren, indem die Stärke des Landes auf der Menge der Bürger beruhet, so kann und muß in einer jeden Religion der Artikul als schädlich und nachtheilich angesehen werden, der die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hindert, und das Klosterleben als einen heiligen Stand anpreiset. Wie ein vernünftiger Gesetzgeber weiter solche Anordnungen macht, welche das Volk zur Arbeit aufmuntern, und wodurch eine Societät nicht nur bestärket wird, sondern auch allerhand schädliche Leidenschaften und Wollüste erstickt werden, so ist es eben sowohl nöthig, daß man in der Religion nicht zu viele Feste und heilige Tage anordnet, wodurch allerhand nützliche Arbeiten verhindert werden, die Gottseligkeit aber mehr erkaltet, als angeflammet wird. Daher kann eine jede Religion, welche mit gar zu vielen Festen, und daher entsprin-

springenden müßigen Tagen, beschweret ist, nichts anders zu ihrer Vertheidigung, als den göttlichen Willen, anführen, und daß es Gott also gefallen, zu befehlen, daß diese Tage von den Menschen gefeyert werden sollten. Hier aber kommt es auf den Beweis an, und sodann wird es sich bey einer angestellten Untersuchung finden, daß diese Verordnungen nicht in dem göttlichen Cabinet abgefaßt, sondern bey einer Priesterversammlung ausgesonnen, und den Leuten nachher als göttliche Gesetze aufgedrungen worden. Wie ferner in einem wohlbestellten Staate die Sünden und Missethaten nach dem Verhältnisse abgemessen werden, welches sie mit der Societät und dem gemeinen Besten haben, als welches das rechte und eigentliche Verhältniß ist, so muß man sich auch eben derselben Waagschale in der Religion bedienen. In einer Societät werden die Friedensstörer, die Rebellen, die Diebe, Mörder, Ehrenschänder, und andere dergleichen Bösewichter für die größten Sünder gehalten, und, weil ihre Unternehmungen auf den Untergang des Staates abzielen, mit Recht auf das härteste bestraft, wogegen man im Gegentheil mit andern gelinder verfähret, deren Verbrechen keinen Einfluß in den Staat haben. In der Religion müssen auch diejenigen allein als Ketzer angesehen und bestraft werden, deren Lehren auf den Umsturz der Religion abzielen. Hingegen muß man nicht gegen alle Irrende überhaupt

sogleich mit der Strafe verfahren, am wenigsten aber diejenigen strafen, die in einer guten Absicht irren, und deren Irrthümer nicht gegen die Hauptartikul der Religion anstoßen. Es muß auch hier, wie in einem weltlichen Staate, heissen: Minima non curat Praetor. Ein vernünftiger Gesetzgeber giebt ferner acht, daß das Land nicht mit gar zu vielen Verordnungen beschweret werde, so wie ein rechtschaffener Arzt seine Patienten nicht mit gar zu vielen Recepten quälet. Denn eben dadurch, daß man die Gesetze vervielfältiget, und alles gar zu genau fassen will, wird insgemein die Hauptsache versäumt. Eben dieses setzt man auch an verschiedenen Religionen aus, welche bisweilen mit so vielen Künsteleyen bedecket werden, daß man den Grund derselben einzusehen nicht vermögend ist. Die Juden, deren Religion mit so vielen Verordnungen und Ceremonien beschweret war, konnten sich durch den von Gott erhaltenen Befehl entschuldigen, dessen Absicht ihnen verborgen seyn konnte. Die Christen können, in Absicht auf verschiedene Lehren und Verordnungen, eben dasselbe anführen und sagen, wir können deßwegen keine Rede und Antwort geben, oder erklären, worauf sich dieses oder jenes gründet. Weil aber Gott mit klaren und deutlichen Worten dieses und jenes befohlen, so müssen wir glauben, daß es wohlgegründet sey, ob es gleich den einge-

schränk-

schränkten Begriff der Menschen übersteiget, übrigens aber doch gegen die andern Hauptgebothe nicht anstößet. Wenn ich von gewissen Anordnungen rede, so verstehe ich diejenigen, welche in der Lutherischen und Reformirten Gemeine angenommen und eingeführet worden, nicht aber diejenigen, welche in der Römischcatholischen Kirche als Glaubensartikul angesehen werden, ungeachtet man nicht im Stande ist, einen göttlichen Befehl, wodurch selbige gebothen worden, vorzuzeigen, sondern dieselben sich allein auf menschliche Gesetze gründen, die zu den Zeiten abgefaßt worden, da der Theil der Welt, den wir bewohnen, in der dicksten Finsterniß und Unwissenheit begraben war, so daß die itztlebenden Römischcatholischen Ursache haben, sehr wohl zufrieden zu seyn, daß die Religion nicht noch mehr verstellet worden. Denn wenn der Pabst und die Geistlichkeit des mittlern Alters gelehret hätten, daß der Mond von grünem Käse sey, so würde diese Lehre unverzüglich „ohne das geringste Bedenken, als ein Glaubensartikul angenommen worden seyn, und die Nachkommen würden sich verbunden gehalten haben, mit denjenigen zum Scheiterhaufen zu wandern, die deßwegen auch nur den geringsten Zweifel zu äußern sich unterstanden hätten. Ein vernünftiger Gesetzgeber ahmt ferner dem Beyspiel eines klugen Landmannes nach. Denn, wie dieser das Erdreich vorher untersucht, zu welcher Art von Getrayde dasselbe

selbe sich wohl am besten schicken dürfte; so hat auch ein kluger Gesetzgeber die Beschaffenheit des Landes, die Art und Eigenschaft der Einwohner und andere dahin einschlagende Umstände jederzeit vor Augen, und schärft und mildert nach Maaßgebung derselben seine Gesetze und Verordnungen. Denn, was bey dem einen Volcke, durch mäßige Strafen, durch Drohungen und Erinnerungen, ausgerichtet werden kann, darzu werden bey einem andern Volcke Geissel, Schwerdter und Folterbänke erfordert. Und so muß man es auch in der Religion für einen Glaubensartikul halten, daß Gott eben diese Umstände vor Augen habe, und gleiche Missethaten nicht mit gleicher Strafe belege. Denn, wenn Zweene einerley thun, so ist es deßwegen nicht immer einerley. Der Eine wird durch heftige und ihm natürliche Leidenschaften überwältiget, und begehet eine Sünde. Der Andere begehet mit kaltem Blute eben dieselbe Sünde. Die That ist an und für sich selbst zwar gleich, aber, in Absicht auf die Personen, welche solche begehen, dennoch ungleich. Denn der Erste sündiget, weil er durch Schwachheit und durch ein hitziges wildes Geblüt hingerissen wird. Der Andere aber sündiget aus freyem Willen. Daher pflichten viele vernünftige und billige Geistliche den harten Urtheilen derjenigen nicht bey, welche solche Personen, die durch Angst, Krankheit und Schmerzen überwältiget, sich selbst

das

das Leben nehmen bis in die unterste Hölle verdammen. Ein Gesetzgeber giebt auch genau acht, daß die Strafe dem Verbrechen gemäß seyn möge. Er richtet solche nicht gar zu geringe ein, damit die Bosheit nicht gestärket werden möge. Er schärft sie aber auch niemals zu sehr, damit die Strafe nicht das Ansehen einer Tyranney gewinnen, und die Menschen in Verzweiflung stürzen möge. Man findet in verschiedenen bürgerlichen Gesetzen Beyspiele von gar zu geringen Strafen, die daher keine Wirkung haben, und wodurch die Gesetze selbst nur lächerlich werden. Hier in Norden konnte vordem ein Mord mit einer gar geringen Geldsumme gebüßet werden. Nach den Frisischen Gesetzen durfte man demjenigen, den man mit einem Stocke geschlagen, nicht mehr als einen Sechsling geben. Nach dem Salischen Gesetze aber bezahlte man drey sous, oder ungefehr vier Schillinge, für eine solche That. Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln büßte man eine Ohrfeige mit zwanzig Schillingen, und deßwegen ließ ein muthwilliger junger Herr in Rom seinen Diener allemal mit einem Beutel voll Geld hinter sich her gehen, und, nachdem er denjenigen, welche ihm auf der Gasse begegneten, Ohrfeigen gegeben, so ließ er ihnen sogleich durch seinen Diener zwanzig Schillinge auszahlen. Im Gegentheil kann man aber auch eben so

viele

viele Exempel von gar zu harten Strafen aus den Gesetzbüchern anführen. Ich will nur der einzigen Verordnung erwehnen, welche man in den zwölf Tafeln findet, und wodurch ein Gläubiger die Freyheit erhält, wenn der Schuldner in einer gewissen Zeit nicht bezahlte, Stücke von dessen Leibe abzuschneiden. Solche Gesetze können in gesitteten Ländern eben so wenig, als in der Religion, statt haben, und ein zeitliches Verbrechen kann nicht mit einer ewigen Strafe angesehen werden. Ich verstehe hierdurch bloß die natürliche Religion. Denn, wenn diese Strafe von Gott, und zwar mit deutlichen Worten, auf ein Verbrechen gesetzt wird, so muß man selbige für gerecht und dem Verbrechen gemäß erkennen. Ich sage mit Bedacht, wenn dieses mit klaren und deutlichen Worten geschehen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß die Strafen, deren in der Schrift gedacht wird, selbst unter den Kirchenlehrern zu streitigen Auslegungen und Erklärungen Anlaß gegeben. Ein Stifter einer Religion handelt demnach klüglich, wenn er eben demselben Plan folget, den vernünftige Gesetzgeber beobachtet haben, und dasjenige zu einem Hauptartikul in der Religion macht, was ein Grundgesetze in einem wohleingerichteten Staate abgiebt. Beyde Gebäude sind auf einem gleichen Grund gebauet, und erfordern einerley Baumaterialien. Denn, ungeachtet das eine Gebäu-

bäude geistlich, das andere aber weltlich, das eine gleichsam von Marmor, und das andere von Mauersteinen, ist, so muß doch die Form und die Baukunst einerley seyn, und das eine nach dem Vorbilde des andern eingerichtet werden. Die ersten vernünftigen Gesetzgeber haben bey den Stiftungen und Einrichtungen der Staaten sich des Lichts der Natur zum Wegweiser bedienet, und daher haben diejenigen, welche in den folgenden und spätern Zeiten eine Religion gestiftet, dafür gehalten, daß ihre Lehrbegriffe am besten nach dem Plan solcher Regierungen könnten eingerichtet werden. Es ist als ein Hauptartikul in der Religion anzusehen, was auch ein Grundgesetz in einem wohleingerichteten Staate ist, daß diejenigen Lehren für die allerstrafwürdigsten zu halten, die gegen diese Grundgesetze anstoßen. Man muß ferner die Religion mit keinen andern Lehren bebürden, als welche von Gott mit klaren und deutlichen Worten vorgeschrieben, und zu glauben befohlen worden. Ich sage wohlbedächtlich, mit klaren Worten. Denn wenn die Worte solchergestalt abgefaßt sind, daß man nicht deutlich sehen kann, ob darinn ein Befehl, oder bloß nur eine Zulassung in gewissen Fällen enthalten, und man über deren wahre Erklärung sich nicht vereinigen kann, so thut man am sichersten, daß man keine gleichgültige Dinge zu Glaubensartikuln macht. Sollte

etwa

etwa jemand sagen, es sey ungereimt und verwegen, einen Stifter einer Religion dahin anzuweisen, die Einrichtung einer bürgerlichen Societät zum Muster zu nehmen, so kann man darauf antworten, was ich schon vorher gesagt habe, daß hiedurch nur solche Stifter einer Religion verstanden werden, die von keiner Offenbarung etwas wissen. Denn wenn Gott etwas befiehlet, so muß man dasselbe glauben, auch wenn solches die Gränzen unsers Verstandes übersteiget. Denn alsdenn werden solche Dinge, die dem Anschein nach gleichgültig sind, groß und wichtig, und Gesetze, die dem Ansehen nach mit einander streiten, sind nicht mehr an und für sich selbst streitig, sondern sie scheinen nur der eingeschränkten Vernunft mit einander zu streiten. Wenn man dieses alles überlegt, so kann man mit jenem vornehmen und scharfsinnigen Moralisten frey sagen, daß die gegründesten und reinesten Lehren, die ein Stifter einer Religion festgesetzt, sehr üble Wirkungen haben können, wenn selbige nicht mit den Grundgesetzen einer wohleingerichteten Regierung oder einer Societät übereinstimmen. Und daß im Gegentheil die irrigsten Lehren die herrlichsten Folgen nach sich zu ziehen vermögen, so bald sie diesen Grundgesetzen gemäß sind. Wenn sie, mein Herr, dieser Sache ein wenig genauer nachdenken, so werden sie finden,

daß

daß diese meine Gedanken von der Orthodoxie nicht im geringsten abweichen. Ich bin ꝛc.

Der sechs und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits an verschiedenen Orten in meinen Schriften, insonderheit aber in den verglichenen Geschichten großer Helden und anderer berühmten Männer, mit mehrerm dargethan, daß der Unterscheid, der sich unter den Nationen, in Absicht auf die Tugend und Tapferkeit findet, nicht der Luft, der Nahrung und den Eigenschaften des Landes, sondern einzig und allein guten Gesetzen, und einer vernünftigen Erziehung zugeschrieben werden müsse, und daß die Einwendungen, die man hiergegen zu machen pflegt, von selbst hinwegfallen. Ich gebe zwar zu, daß die Luft und die Art der Nahrung, welche man genießet, starke und dauerhafte Menschen hervor zu bringen vermögend sey. Aber daraus fließt nichts anders, als daß aus natürlichen Ursachen in gewissen Ländern starke und fette Poltrons gezeuget werden können. Der berühmte Verfasser des Buchs,

Esprit des Loix, folgt in diesem Stücke der allgemeinen Meynung, und weil seine Urtheile und Bedenken von einem großen Gewichte sind, so wird dieses die Anzahl dererjenigen noch mehr vergrößern, welche die Tugenden und Laster an einen gewissen Ort binden, und solche als natürliche Wirkungen der Luft, der Erde, und der Nahrung ansehen. Dieser berühmte und ansehnliche Schriftsteller handelt in dem 17 Buche allein von dieser Materie, und fängt solche mit folgenden Worten an: Die Hitze schwächt die Stärke und den Muth der Menschen. Die kalten Länder aber geben, sowohl dem Leibe als dem Gemüthe, die erfoderliche Stärke. Dieses bemerkt man nicht nur, wenn man eine Nation mit der andern vergleicht, sondern auch an verschiedenen Personen in der Nation selbst. Solchergestalt sind die gegen Mitternacht wohnenden Chineser mit größerm Muthe begabet, als diejenigen, welche den gegen Mittag liegenden Theil des Landes inne haben. Und man darf sich daher nicht wundern, wie er sagt, daß die Einwohner in den warmen Ländern Sklaven sind, und sich mit leichter Mühe darein finden, unter einer despotischen Regierung zu leben, woran sich diejenigen, die in den kalten Ländern wohnen, niemals gewöh-

wöhnen können. Solches fließt aus natürlichen Ursachen. Er fährt ferner fort: Amerika kann hierinn nicht weniger zum Beyspiel dienen. Die despotischen und unumschränkten Regierungen von Mexico und Peru waren nicht weit von der Linie entfernt. Alle freye Völker aber wohnen nahe bey den Polen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich hiervon bereits an einem andern Orte beygebracht, und durch viele historische Beyspiele so ausführlich bewiesen habe, daß solches fast unwidersprechlich zu seyn scheinet. Ich will nur diese angeführten Worte des Verfassers ein wenig genauer untersuchen. Ich räume ihm gerne ein, daß die kalten Länder dem Leibe Stärke und Kraft zu geben vermögend sind, aber die Tapferkeit, die Tugend, und die Begierde zur Freyheit rühren keinesweges von der Luft und Nahrung her. Man wird stark gebohren, aber die Tapferkeit und Tugend hat man der Erziehung zu danken. Man merkt nicht das geringste Merkmaal der Tapferkeit bey den Samojeden, Grönländern, und andern in dem äussersten Norden wohnenden Völkern. Die Russen sind, ehe sie durch Gesetze gesittet gemacht, und durch gute Beyspiele und Belohnungen ermuntert worden, von allen und jeden für ein feiges und unstreitbares Volk gehalten worden. Ob die Einwohner des nordlichen Theils von Amerika mehr Muth besitzen,

als diejenigen, welche den mittägigen Theil dieſes Landes inne haben, ſolches kann man nicht ſagen, indem dazu genauere Nachrichten erfordert werden, als wir davon haben. Unſer Verfaſſer ſagt, daß die Einwohner der warmen Länder gleichſam dazu erſchaffen worden, in der Sklaverey und unter einer unumſchränkten Herrſchaft zu leben. Man ſollte alſo faſt daraus ſchließen, daß wenige oder gar keine Beyſpiele von freyen Republiken in den mittägigen Theilen der Welt angeführet werden könnten, da doch die Hiſtorie zeigt, daß die erſten perſianiſchen Könige vor den Zeiten des Cyrus weit eingeſchränkter, als die alten nordiſchen Fürſten regieret, und daß ſie mehr wie primi inter pares, oder Vorſteher des Volks, als für Monarchen, angeſehen worden. Eben daſſelbe kann von den alten Aegyptiſchen Königen geſagt werden, welche von ihren Unterthanen ſo ſehr geliebet wurden, als Kinder nur immer ihre Eltern lieben können. Beyde Staaten wurden durch gründliche, vernünftige und gemäßigte Geſetze, regieret, die man noch nicht genug bewundern kann. Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die chineſiſche Regierung macht, ſind nicht vermögend die Berichte umzuſtoßen, welche die Miſſionarien uns davon mitgetheilet. In Amerika blühete bey der Ankunft der Spanier die tlaſcaltekiſche Republik, welche ſo groß und mächtig war, daß ſie der mexicani-

canischen Monarchie die Waage halten konnte. Meden, eine große Landschaft in Asien, ward eine lange Zeit als eine Republik regieret. In Palästina, oder in dem Lande der Philister, war dir Regierung aristokratisch. Die Tyrier und Phönizier waren vordem Republikaner. Carthago, welches lange mit Rom um die Herrschaft der Welt stritte, war eine afrikanische Republik. Daselbst hatte also die Hitze der Sonne eine andere Wirkung. Denn kein Volk hat jemals eine größere Begierde zur Freyheit und Unabhängigkeit bewiesen, als Carthago. Lydien, eine große Landschaft in Asien, bestand aus 23 Freystädten, und ward als ein Muster angesehen, wie eine solche große Republik eingerichtet werden müßte. Die griechischen Städte, welche gegen Asien liegen, und kaum den Namen der Kälte kennen, sahen vordem die Freyheit als das größte Kleinod der Menschen an, und man kann mit Wahrheit sagen, daß kein nordisches Land die Unabhängigkeit jemals mehr geliebet. Bosmann, Artus, Barbox und andre reden in ihren Reisebeschreibungen von Aristokratien auf der Goldküste in Afrika, und erwehnen verschiedener kleinen Könige, die an einigen Orten regieren, aber keine Gewalt ausüben. Ich könnte, um dieses zu beweisen, noch mehrere Beyspiele anführen, aber es mag dasjenige, was ich beygebracht, genug seyn, um zu beweisen, daß gegen die Sätze des Verfassers annoch verschiedene

wichtige Einwendungen gemacht werden können. Kein Beweis aber, den man dem Verfasser entgegen setzen kann, ist stärker, als der von den Veränderungen hergenommen wird, denen eine Nation unterworfen gewesen; und woraus erhellet, daß Tugend und Tapferkeit sich eben so, wie die Gelehrsamkeit und die Sitten, aus einem Lande in das andere begeben, ja daß sie in einem jeden Lande gleichsam ihre Fluth und Ebbe haben. Ein schlechter Regent kann ein ganzes Land untüchtig machen, so wie ein vernünftiger Regent ein schlechtes und unfruchtbares Land fruchtbar und blühend zu machen vermögend ist. Die Persianer sind bald streitbar, bald feige, und bald wieder streitbar gewesen. Vormals schien alle Tugend, alle Tapferkeit und alle Wissenschaft in Griechenland allein den Wohnplatz zu haben. Nunmehro aber sind alle diese grossen Eigenschaften in Unwissenheit und Zaghaftigkeit verwandelt. Von Rom kann man gegenwärtig mit Recht sagen: Hier war vordem Rom. Hic seges, ubi Troja fuit. Die Russen ließen sich im vorigen Jahrhundert herumtreiben und todtschlagen, wie die Schaafe, nun aber fechten sie wie Löwen. Ich enthalte mich mehrere Beyspiele anzuführen, um dasjenige nicht zu wiederholen, was ich bereits an einem andern Orte von dieser Materie geschrieben habe. Man siehet zur Gnüge aus dem, was ich beygebracht, daß die Hitze der Sonnen,

und Kälte im Norden hierzu wenig beytragen. Ich bin ꝛc.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Der
sieben und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben, daß sie die Erinnerungen, welche ich über einige Stellen gemacht, die in dem Buche, Elprit des Loix, befindlich sind, nicht ungegründet finden, sie glauben aber, daß es besser gewesen wäre, wenn ich ein solches Buch nicht getadelt hätte, welches von allen für unverbesserlich gehalten wird. Ich tadele aber die Schrift nicht. Ich eröffne bloß mein Bedenken über gewisse Stellen, welche demjenigen entgegen sind, was ich in dieser Materie vordem stückweise geschrieben habe. Denn was das Werk überhaupt betrifft, so pflichte ich den ruhmvollen Urtheilen bey, die darüber gefället worden, und bin vollkommen überzeugt, daß wenige Schriften ans Licht getreten, welche mit grösserer Einsicht, und besser, sowohl in Absicht auf die Schreibart, als auf die Materie, ausgearbeitet worden. Und aus dieser Ursache habe ich

diese vortreffliche Schrift mehr als einmal durchgelesen, welches ich nicht anders, als bey sehr gut geschriebenen Werken, zu thun gewohnt bin. Denn obgleich verschiedene Sätze darinn enthalten sind, denen ich nicht beypflichten kann, so sind selbige doch auf eine solche Art eingekleidet, daß sie nicht anders, als gefallen können. Ich will nur bloß eine einzige Stelle anführen, womit der Verfasser das sehr gründlich ausgearbeitete Kapitul von der englischen Regierung endiget. Solche Stelle lautet folgendergestalt: Si l'on veut lire l' admirable ouvrage de Tacite sur les moeurs des Germains, on verra, que c' est d' eux, que les anglois ont tiré l' idée de leur gouvernement politique. Ce beau Systeme a été trouvé dans le bois. Nichts kann zierlicher und schöner ausgedrückt werden. Allein nichts ist auch zu gleicher Zeit ungegründeter. Denn, wenn man die englische Historie liesest, so siehet man, daß die gegenwärtige Regierungsverfassung nicht anders, als bey gewissen Gelegenheiten, und nach gewissen entstandenen Verwirrungen, zu Stande gekommen, als wodurch die Engländer veranlasset worden, eine Verordnung nach der andern zu machen, bis der Staat endlich diejenige Gestalt bekommen, die wir annoch an demselben gegenwärtig wahrnehmen. Zu den Zeiten Wilhelm des Eroberers war die Regierung fast despotisch. Der Successionsstreit, der hierauf

unter seinen Söhnen und Nachkommen entstand, gab Gelegenheit zur Veränderung und zur Erneurung der Gesetze des heiligen Eduards. Die schlechte Regierung des Königs Johannes veranlaßte die Einschränkung der königlichen Gewalt. Das Volk hatte unter den ersten Königen nichts zu sagen. Der Streit und die Eifersucht unter den Königen, dem Adel und der Geistlichkeit gab Gelegenheit, daß das Unterparlament gestiftet ward. Kurz, die ganze Historie zeigt, daß die Regierung verschiedenen Veränderungen unterworfen gewesen, und daß England, so wie Rom, beständig an dem Staat gebessert. Die Gestalt von England ist also niemals einerley gewesen, und man hat hiebey sein Absehen so wenig auf den Tacitus, als auf den Staat der alten Deutschen, gerichtet. Und wenn ja der englische Staat nach der bey den alten Deutschen gewöhnlichen Verfassung eingerichtet gewesen, so hat ein bloßer ungefährer Zufall daran Theil gehabt. Ich bin überzeugt, daß ein englischer Staatist selbst nicht läugnen wird, daß der englische Staat, so wie andre Regierungen, großen Schwachheiten und Veränderungen unterworfen gewesen. Denn wenn sich nicht beständige Krankheiten eräugnet, so hätte man nicht nöthig gehabt, sich ohne Aufhören nach Arzeneyen umzusehen. Die beständigen Bemühungen, wodurch man einen Fehler nach dem andern zu verbessern gesuchet, geben unwidersprechlich zu erkennen, daß, wie die Aerzte

reden, ein vitium in prima concoctione gewesen, und daß der Hauptbau so wenig ordentlich aufgeführt, als hinlänglich und stark genug mit einander verbunden worden. Es kommt nunmehro nur auf die Frage an, ob dieser Bau, nach einer genauen Untersuchung, keiner weitern Ausbesserung nöthig habe? Wenn dieses ausgemacht ist, so kann man mit unserm Verfasser sagen, daß man dasjenige gefunden, was man von jeher mit so vielem Eifer gesucht, und in der Einrichtung einer vermischten Regierung gewünscht hat. Eine einzige Schwierigkeit ist annoch übrig aufzulösen, und eine Frage muß annoch entschieden werden, woher es denn komme, daß der Sturm annoch zu rasen nicht aufgehöret, warum die Einigkeit unter den drey Mächten in England noch nicht nach Wunsch hergestellet ist, warum die Könige, das Oberparlament und das Unterhaus stets gegeneinander gleichsam bewaffnet sind, warum man annoch darüber streite, wie weit sich die Macht eines jeden erstrecke, und warum man noch jetzo jederzeit so viel von dem Gleichgewichte redet, und dasselbe zu erhalten suchet? Sollte man etwa sagen, daß alles gegenwärtig ruhig sey, so kann man darauf antworten, daß man dieses mehr der Klugheit und großen Regierungskunst der letzten Könige, als der Verfassung der Regierung und der Einrichtung des Reichs, zuschreiben müsse, indem bloß dadurch die Gemüther

des

des Volkes in Ordnung gehalten werden, daß sie nicht unruhig werden, u. in Gährung gerathen, so, daß es auch hier heissen kann, praelente Medico non nocet. Man ist sonst lange noch nicht einig darüber, wie das Parlament soll gehalten, wie es soll zusammen berufen werden, und wie lange es dauren soll. Man redet noch von den Fehlern, die sich bey den Wahlen der Parlamentsglieder finden. Man wünschet noch, daß alle Personen, welche ein Gehalt vom Könige bekommen, wie auch alle königliche Bedienten, aus dem Parlamente ausgeschlossen werden möchten. Viele halten es annoch für einen Fehler, daß diejenigen, welche zum Parlamente deputiret werden, nicht genugsam durch genaue Instructiones eingeschränkt sind, welches verursachet, daß, sobald das Parlament versammlet ist, die Glieder desselben unumschränkt selbst über diejenigen befehlen, von denen sie deputiret worden, so daß ihre Entscheidungen als Schlüsse der ganzen Nation gelten, ungeachtet öfters solche Dinge beschlossen und festgesetzt werden, welche der Nation unangenehm und zuwider sind. Man streitet noch über die Einschränkung und Vermehrung der Vorzüge. Man siehet noch, daß das Parlament in wichtigen Dingen nichts beschließet, daß nicht eine Menge von solchen Mitgliedern sich findet, die dagegen protestiren. Ob der Verfasser in diesem Kapitul den Engländern schmeicheln wollen,

len, kann ich nicht sagen. Wenn dieses seine Absicht gewesen, wie ich doch nicht glaube, so hat er die Eigenschaft dieser Nation nicht genau genug erforscht, indem selbige, so wohl in Absicht auf die Religion, als auf die Regierung, in allen Stücken frey heraus gehet. Ich bin ꝛc.

Der acht und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Es ist mir überaus angenehm, daß sie mit meinen Gedanken zufrieden sind, die ich über verschiedene Stellen geäußert, die in dem Buche, Esprit des Loix, angetroffen werden, und weil ich ihnen gemeldet, daß ich noch verschiedenes bemerket, welches entweder einer Verbesserung, oder einer weitern Erklärung bedarf, so verlangen sie von mir zu wissen, worinn dieses bestehe. Ich habe aber das Werk nicht in der Absicht durchgelesen, um solches zu tadeln, und daher habe ich bey dem Durchlesen auch nichts aufgezeichnet. Ich bin also auch nicht im Stande, etwas besonders anzuführen, als einige wenige Stücke, die mir annoch in frischem Andenken sind. Einige von diesen Stellen

len sind also beschaffen, daß man ihnen unmöglich beyfallen kann, andre haben noch einiger Erläuterung nöthig, mit einigen aber ist es so bewandt, daß man eben so viel um selbige zu widerlegen, als zu behaupten, beybringen kann, und welche daher, meinem Bedünken nach, nicht als Axiomata hätten angegeben werden müssen. Im 17 Kap. des 7 Buchs, wo von dem Weiberregimente die Rede ist, drückt sich der Verfasser folgendergestalt aus: Es streitet wider die Vernunft, und wider die Natur, daß die Weiber das Regiment im Hause führen. Es ist aber so wenig der Vernunft als der Natur entgegen, daß sie ein großes Reich regieren. Denn was das erste betrifft, so verstattet der schwache Zustand, worinn sie sich befinden, ihnen keine Herrschaft. Was aber das andre anbelanget, so kann, weil ihre Schwäche eine gewisse Art von Mitleiden und Milde bey sich führet, dadurch einem Reiche mehr, als durch strenge Tugenden, gedienet seyn. Dieser Meynung des Verfassers kann man nicht beypflichten. Denn wenn es wider die Vernunft und Natur streitet, daß ein Frauenzimmer in einem Hause herrschet, so ist es auch wider die Naeur uud Vernunft, daß ihr ein höheres Regiment anvertrauet wird. Daß aber dennoch das letztere geschiehet, solches rühret daher, weil gewisse Völker es als

eine

eine Nothwendigkeit angesehen haben, nicht von dem königlichen Geschlechte in absteigender Linie abzugehen, und wenn daher vom königlichen Geblüte in gerader Linie niemand näher ist, als eine Prinzessinn, so erhält solche, wo sonst keine besondere Gesetze vorhanden sind, die Krone, um nicht von der einmal festgestellten Erbfolgsordnung abzuweichen. Denn sonst ist kein Exempel vorhanden, daß man sich in einem Wahlreiche dem Weiberregimente unterworfen. Dieses rühret also nicht aus der von dem Verfasser angegebenen Ursache, sondern von den Grundgesetzen des Reichs her, die zu dem Ende gemacht worden, um die Erbfolge in der geraden Linie zu erhalten. Eine gar zu große Gelindigkeit kann übrigens weit schlimmere Folgen haben, als eine gar zu große Strenge. Außerdem zeigt die Geschichte, daß unter den Weibern die Männer, und unter den Männern die Weiber, regieren. Ich habe mich übrigens erkühnet, diese Meynung zu behaupten, nämlich, daß man, nach dem Gebot der Natur und der gesunden Vernunft, sowohl das öffentliche, als das besondere Regiment demjenigen, der dazu am geschicktesten ist, auftragen, und mehr auf die Gemüthsgaben, als auf die Leibesbildung hieben sehen müsse. Wenn an einem andern Orte von der Sicherheit einer Regierung die Rede ist, so sagt der Verfasser, in eingeschränkten Reichen hat man Festungen nöthig, in unumschränk-

schränkten und souverainen Reichen aber fürchtet man sich, Festungen zu haben. Dieses widerspricht sowohl der Eigenschaft der Regierung, als der täglichen Erfahrung. Denn unter einem souverainen Regimente, wo die Regierung stets stehende geworbene Völker auf den Beinen hält, und besoldet, und die an verschiedenen Orten müssen einquartiret, und hin und wieder verlegt werden, sind fast in einer jeden Provinz Festungen nöthig; denn alle Festungen an einem Orte zu haben, ist so wenig sicher als dienlich. Aus dieser Ursache mußten die römischen Kayser endlich auch ihre Leibtruppen trennen, und solche hin und wieder in die Städte legen. Wenn die türkischen Kayser dieses gleichfalls gethan hätten, so würden so viele betrübte Begebenheiten in Constantinopel nicht vorgegangen seyn. In eingeschränkten Staaten aber, wo die Unterthanen in einem geringern Zwange leben, wo sich viele Leute finden, die Ehrgeitz genug haben, sich über ihre Mitbürger empor zu schwingen, und wo kein so unumschränkter und vollkommener Gehorsam erfordert wird, sind keine Festungen nöthig, als welche nur mächtigen und ehrsüchtigen Männern dazu dienen können, daß sie sich dahinein begeben, und das Land beunruhigen. Daher hat man in solchen Staaten, nach verschiedenen bürgerlichen und auswärtigen Kriegen, für gut gefunden, alle Festungen, die innerhalb dem Lande belegen,

zu schleiffen, und es allein bey befestigten Gränzstädten gegen auswärtige Feinde bewenden zu lassen. Das Königreich England kann hievon einen Beweis abgeben. Ferner verwirft der Verfasser diejenigen Gesetze, welche denen eine Leibesstrafe auflegen, welche eine Conspiration, oder einen andern gefährlichen Anschlag gegen die Regierung, nicht offenbaren, wo sie nicht selbst an der Conspiration Theil nehmen. Dieser Satz ist eben so wenig richtig. Denn, wenn die Zusammenverschwörung von der Beschaffenheit ist, daß solche eine Lebensstrafe verdienet, so ist derjenige, der solche nicht offenbaret, eben so strafbar, als derjenige, der mit in eine solche Conspiration verwickelt ist, es wäre denn, das gewisse besondere Umstände die Strafe etwa milderten, als z.E. wenn man die Conspiration nicht anders entdecken könnte, als ohne zugleich seine Eltern, seine Kinder, oder seinen Ehegatten zu verrathen. Denn sonst wird allemal derjenige, der eine solche Conspiration nicht angiebt, für eben so schuldig, als die Zusammenverschworenen selbst, gehalten, indem er gleichsam stillschweigends dazu seine Einwilligung giebt. Auch unter den gelindesten Regierungen siehet man diese Sache also an, insonderheit, wenn eine solche Conspiration obhanden ist, die den Staat beunruhigen kann. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser diese Sache etwas weitläuftiger, als bloß in ein paar Linien, ausgeführt, und nicht nur den wahren Begriff der Conspi-

ration genauer bestimmt, sondern auch die Umstände etwas weitläuftiger erkläret hätte, worinn oft jemand, der eine solche Conspiration verschweiget, sich befinden kann. Einige moralische Gesetze, die er verwirft, will ich nicht untersuchen, sondern diese Beschäftigung denen überlassen, die sich mit der Ketzermacherey abgeben. An einem andern Orte, wo von Bestrafungen die Rede ist, tadelt er dieses an einigen Regenten, daß selbige nicht dulden können, daß man sich eines in Ungnade gefallenen Menschen annimmt, und zu dessen Besten redet. Hier hätte der Verfasser sich auch etwas umständlicher herauslassen und untersuchen müssen, ob hiebey sich ein bloßer Eigensinn einmische, oder ob wichtige, oder geringe Ursachen hiezu die Veranlassung gegeben. Wenn die Ursache billig ist und die Ungnade eine Nothwendigkeit zum Grunde hat, so muß dieses billig als eine Tugend und Standhaftigkeit bey dem Regenten angesehen werden, daß derselbe keine Vorbitten leidet und annimmt. Denn die Erfahrung zeigt, daß die Gerechtigkeit solchergestalt gehandhabet wird. Wenn aber ein Regent Vorbitten anhöret, und solchen endlich nicht widerstehen kann, so bleiben oft viele Missethaten ungestraft. Viele Fehler werden auf diese Rechnung begangen, und viele sündigen ungescheut, weil sie sich auf ihre Gönner verlassen, durch deren Vorbitte alles wieder gut gemacht werden kann. Wenn der Verfasser ferner von den Wirkungen redet, die

durch die Himmelsgegend eines Landes, durch dessen Wärme und Kälte veranlasset werden, und man ihm die Einwendung macht, daß die indianischen Weiber sich nach dem Tode ihrer Männer aus freyen Stücken selbst auf den Scheiterhaufen setzen, und mit dem erblaßten Körper ihres Mannes verbrennen lassen, so sucht er sich durch einen gewissen Unterscheid, den er macht, zu helfen, der aber ganz unverständlich ist. Es ist unläugbar, daß dieses aus Muth und Verachtung des Todes geschiehet, und daß man in kalten Ländern keine Beyspiele von einem solchen Muthe findet. Aber der Verfasser ist an seinen Satz gebunden, vermöge dessen er die Tugend und das Laster, die Freyheit, die Tapferkeit, die Sklaverey und Furchtsamkeit der Kälte oder Hitze eines Landes zuschreibt. Und was würde er auf den Einwand antworten, den man von China und Japan entlehnen, und ihm entgegen setzen kann? Die Einwohner in China und Japan leben fast unter einer Himmelsgegend. Die ersten sind feige und nichts weniger als streitbar. Die letzten aber sind das tapferste Volk, welches auf dem ganzen Erdkreis zu finden ist. Man muß einem Russen das Fell abziehen, sagt der Verfasser, wenn man ihn zu einiger Empfindung bringen will, und derselbe schreibt, dieses seiner gewöhnlichen Art nach, wieder der Himmelsgegend zu. Aber die Reisebeschreibungen versichern uns, daß gewisse gegen Mittag belegene Völker alle andere Nationen

an

an Dummheit und Einfalt übertreffen. Der Verfasser sagt auch selbst an einem andern Orte, daß die Reformation der Russen leichter gewesen, als der Zaar Peter selbst geglaubt. Was das Bedenken betrifft, welches er über das weibliche Geschlecht in den südlichen Ländern anstellet, so leidet auch solches seine Ausnahme. Er sagt nämlich, daß die Weiber daselbst von Natur so lüderlich wären, daß sie aus Noth eingeschlossen werden müßten, und führt zum Beweis einen chinesischen Schriftsteller an, der es als ein Wunder ansieht, wenn man ein Weibsbild mit einer Mannsperson allein in einer Kammer anträfe, ohne daß selbige mit einander Unzucht getrieben. Meinem Bedünken nach aber muß dieses mehr dem Zwang, als der Lust zugeschrieben werden. Denn die Reisebeschreibungen erwehnen gewisser warmer Länder, wo die Weiber ganz nackend bey den Mannspersonen herumgehen, von letzten aber ohne alle Anfechtung oder Empfindung gesehen werden. Die Hitze ist in den südlichen Provinzen von Frankreich eben so groß, als in Italien, weil aber der Zwang an beyden Orten nicht gleich ist, so ist auch der Erfolg verschieden. Man darf nur den Versuch machen, und die Weiber in Provence, Languedoc und Dauphine einschließen, den Weibern in Italien aber einen freyen Umgang mit den Männern verstatten, so wird man augenblicklich wahrnehmen, daß die Wirkung davon sich in beyden Ländern auf eine umgekehrte Art

äußern wird. Der Verfasser sagt selbst an einem andern Orte, daß die Eifersucht entweder von einer gar zu heftigen Liebe, oder auch von den Gewohnheiten und Eigenschaften des Landes, herrühre. Wenn der Herr von Montesquiou ferner behauptet, daß die souverainen Regierungen größtentheils in fruchtbaren, die Republiken (gouvernement des plusieurs) aber in unfruchtbaren Ländern gefunden würden, so dürfte es ihm wohl an Beyspielen fehlen, dieses zu beweisen. Betrachtet man den gegenwärtigen Zustand von Europa, so findet man, daß Rußland, welches unfruchtbar ist, unumschränkt beherrscht wird. Das Regiment in Polen aber, welches ein fettes Kornland, ist aristokratisch. Welches Land ist fruchtbarer als England, und in welchem Lande herrscht wohl eine größere Freyheit als hier? Holland, welches der Garten von Europa genannt zu werden verdienet, und in welchem Lande erstaunliche Reichthümer angetroffen werden, ist eine Republik. Eben dieses kann man fast von allen europäischen freyen Staaten sagen. In magern und unfruchtbaren Landen hingegen, als in Rußland, in der großen Tartarey und so fort herrscht ein unumschränktes Regiment. Die Regierungsform rührt auch aus andern Ursachen, als von der Beschaffenheit der Himmelsgegend und des Erdreichs, her. Sie hat insgemein einen ungefehren Zufall zum Grunde.

Wenn

Wenn sich Laster in die Volksregierung einschleichen, so entstehet daraus die Aristokratie, und wenn die Großen im Lande ihr Ansehen gar zu weit treiben, so wird die Regierung insgemein absolut und monarchisch. Und wenn die unumschränkte Gewalt gemißbrauchet wird, und in eine Tyranney ausschlägt, so entstehet ein Aufstand, woraus wieder die Freyheit entspringet. Dieses stimmet mit der Geschichte und mit der Erfahrung überein. Aber der Verfasser sucht da stets natürliche Ursachen ausfündig zu machen, wo es doch lediglich und allein auf politische Ursachen ankommt. Eben so wenig kann ich dasjenige begreifen, was der Verfasser an einem andern Orte schreibt, daß man in Asien größere Reiche antreffe, welche in Europa keinen Bestand haben könnten. Die alte römische Monarchie währte doch einige hundert Jahre, und das ottomannische Reich, welches vor einigen hundert Jahren allererst gegründet worden, stehet noch. Die Ursache dieses Satzes aber nimmt er wieder aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes her. Daß das weitläuftige und mächtige Reich Carls des Grossen, welches im mittlern Alter errichtet ward, keinen Bestand hatte, solches rührte daher, weil das Reich, nach der Gewohnheit damaliger Zeiten, als ein Erbgut unter den Kindern des Stifters getheilet ward. Der Fall des spanisch-österreichischen Hauses rührte auch aus ganz andern Ursachen her, als weil in Spanien viele große und dürre

Felder und bergigte Gegenden befindlich sind, wie der Verfasser vorgiebt. In Europa sind alle Potentaten auf ihrer Huth, und vereinigen sämtlich ihre Kräfte gegen denjenigen, der ihnen zu mächtig zu werden scheinet. Wenn die asiatischen Könige eben so wachsam gewesen wären, so würde kein Reich in diesem Theil der Welt zu einer solchen Macht gediehen seyn, als wir gegenwärtig wahrnehmen. Der Verfasser sagt ferner: kein Land wird in Absicht auf dessen Fruchtbarkeit, sondern in Absicht auf die Freyheit der Einwohner, gebauet. Aber kein Land ist fruchtbarer als China, u. kein Land wird mehr gebauet, ungeachtet die Chineser unter einer unumschränkten Herrschaft leben. Eben dieses kann man auch von Frankreich und andern Ländern sagen, die unter einer gleichen Herrschaft stehen, woselbst aber die Einwohner eben so arbeitsam und fleissig, als in der Republik Polen faul und tumm, sind. Es bedarf nicht mehrerer Beyspiele, ungeachtet dergleichen annoch in großer Menge könnten angeführet werden. Meinem Bedünken nach giebt die Freyheit weit mehr zur Faulheit und zur Wollust, als zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit, Anlaß. Die Sybariten lebten in einer großen Freyheit, sie waren aber auch zugleich das fäulste und furchtsamste Volk, welches jemals gelebt hat. Eben dieses wird auch von den Turentinern erzählt, bey denen die Freyheit und die Faulheit in einem gleichen Grad regierte. Man wird zur Arbeit durch Beyspiele und durch solche

Gesetze aufgemuntert, welche einen Zwang bey sich führen. Wollte man anfangen mit unsern Bauern zu schorzen und zu spielen, so würden die Bauerhöfe bald ledig stehen, und die Aecker bald wüste liegen. Die Freyheit bringt die Arbeitsamkeit so wenig, als die Streitbarkeit zuwege. Daß die Amerikaner, welche von den Spaniern Indios Brunos genannt werden, diesen letztern so lange die Stange gehalten, und nicht so leicht, als die Mexicaner und Peruvianer, haben bezwungen werden können, solches rührte nicht von einer Tapferkeit her, die von der Freyheit ihren Ursprung genommen, sondern weil es die Spanier nicht der Mühe wehrt zu seyn hielten, ein armes Volk zu bezwingen, bey welchem nichts zu holen war. Man siehet solchergestalt, daß unter vielen vortrefflichen Sätzen, welche der Verfasser vorträgt, auch verschiedene befindlich sind, denen man annoch sehr vieles entgegen setzen kann. In dem ganzen Werke hat mir nichts mehr gefallen, als die beyden Bücher von der Religion. Diese kann man nicht zu ofte lesen. Denn ungeachtet nicht alles und iedes bereits vollkommen ausgemacht ist, was der Verfasser vorträgt, so giebt derselbe doch dem Leser allenthalben Gelegenheit zum Nachdenken, und bringt denselben auf eine Spur, worauf man sonst so leicht nicht gekommen wäre. Zumal da einige Sätze, ungeachtet sie nicht ganz neu sind, doch so wohl eingekleidet

worden, daß man sie für neue und bisher annoch nicht vorgetragene Sätze ansiehet. Damit sie aber auch wissen mögen, mein Herr, was ich an diesen beyden sonst so wohl geschriebenen Büchern von der Religion ausseße, so ist es hauptsächlich folgende Stelle, worinn es heißt: Wie die Religion vor zwey hundert Jahren das Unglück hatte, in die Catholische und Protestantische getheilet zu werden, so nahmen die nordischen Länder die protestantische Religion an. Die gegen Mittag belegenen Länder aber behielten die catholische Religion. Die Ursache bestehet, seiner Meynung nach, darinnen, weil die nordischen Völker, wegen der ihnen angebohrnen Liebe zur Freyheit, und der ihnen natürlichen Begierde, niemanden unterworfen zu seyn, mehr Gefallen an einer Religion gefunden, worinne kein sichtbares Haupt ist, als die gegen Mittag wohnenden Nationen, bey denen sich ein solcher Geist der Freyheit nicht findet. Man siehet hieraus, daß er diese Meynung beständig vertheidiget, worauf sein ganzes Lehrgebäude gegründet ist. Es scheint aber, daß ihm die Reformationshistorie entweder unbekannt gewesen, oder daß er solche mit Fleiß nicht wissen wollen, weil selbige seiner Meynung widerstreitet. Denn die meisten Republiken, als Venedig, Genua, Polen, ein großer Theil der schweizerischen Cantons, ein großer Theil der deutschen Frey- und Reichsstädte,

städte, und andre sind bey der catholischen Religion geblieben. An einem andern Orte, wo er gleichfalls von der Religion redet, sagt er, in einer eingeschränkten Monarchie ist es nützlich, daß das geistliche Haupt von dem weltlichen unterschieden sey. Hier redet der Verfasser als ein Mitglied der römischen Kirche, und hier scheint ihn der Charakter zu verlassen, der ihn in seiner ganzen Schrift so verehrungswürdig gemacht. Er ist in diesem Stücke nicht mehr der freymüthige Untersucher der Wahrheit, der er sonst gewesen. Denn hier billigt er ein zweyköpfigtes Regiment, welches ein so großes Unglück von jeher in allen Arten der Regierungen verursachet. Eigentlich aber bedeutet dasjenige, was der Verfasser hier sagt, so viel: Es ist nützlich und vortheilhaft, ein zweyköpfigtes Haupt zu haben, wenn man sich unter eine fremde Gerichtsbarkeit verbergen, und dadurch der höchsten Gewalt Nachtheil zufügen will. Am alleranstößigsten aber ist dieser Ausdruck, daß in einer eingeschränkten Monarchie keine Tugend nöthig sey, noch statt haben könne. Das übrige alles ist mit einer ungemeinen Scharfsinnigkeit und Unpartheylichkeit geschrieben, und hat mir so wohl gefallen, daß ich mir vorgenommen, so wenig ich mich auch sonst mit Uebersetzen abgebe, dennoch die bey-

den Bücher von der Religion ins Dänische zu übersetzen, wobey ich nur einige Perioden auslassen werde, die mir ganz unverständlich sind. Denn man siehet allenthalben, daß sich der Verfasser in dieser Schrift, nach dem Exempel des Seneca, einer überaus kurzen und gedrungenen Schreibart bedienet. Die Vergleichung z. E. die er zwischen einem Atheisten und einem Gläubigen anstellet, bestehet in anderthalb Linien und lautet folgendergestalt: **Ein Gläubiger und ein Atheist reden beyde immer von der Religion. Der erste redet von einer Sache, die er liebt, der andere aber von einer Sache, die er fürchtet.** Dieses hätte doch wenigstens etwas weitläuftiger, als in anderthalb Linien, ausgeführet werden sollen, und der Verfasser hätte billig zeigen müssen, was er hier durch die Furcht verstehe, indem Furcht und Unglaube zwey von einander unterschiedene, und mit einander streitende Dinge sind. Niemand kann die Religion fürchten, der selbige nur für ein bloßes Gedicht, und für eine menschliche Erfindung hält, und niemand kann mit Zittern von Gott reden, der keinen Gott glaubet. Der Verfasser hätte also billig sich folgendergestalt ausdrücken sollen: **Ein Gläubiger redet stets von demjenigen, was er liebt, ein Atheist aber redet selten von demjenigen,**

was

was er verlacht. An einem andern Orte redet der Verfasser folgendergestalt: Die Religion enthält so große Drohungen, aber auch so große Verheissungen, daß, wenn wir uns das eine so wohl als das andere vorstellen, so scheint es, was die Obrigkeit auch für Mittel anwenden mag, um uns zu zwingen, die Religion zu verlassen, daß man uns alles nimmt, wenn man uns die Religion raubet, im Gegentheil aber alles lässet, wenn wir nur die Religion behalten dürfen. Diese und dergleichen Stellen müssen mehr als einmal gelesen werden, ehe man sie verstehen kann. Die Schrift ist mit dergleichen abgezirkelten Redensarten angefüllet, und man siehet allenthalben, daß der Verfasser sich in diesem Stücke nach dem durchgehends herrschenden Geschmack gerichtet, dem keine andre Schreibart gefällt, als welche auf Schrauben gesetzt worden. Denn was man sonst an dem Seneca und andern dergleichen Skribenten getadelt, das siehet man itzt mit ganz andern Augen an, so lange diese Mode währet. Wenn der Verfasser etwas deutlicher geschrieben hätte, so würde diese herrliche Schrift zwar weit nützlicher gewesen seyn, man würde sie aber nicht so sehr bewundert haben. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie stehen in den Gedanken, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, daß, ich bey den Anmerkungen, die ich über das Buch, L'Esprit des Loix, gemacht, keine andre Absicht gehabt, als die asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Völker gegen die Europäer zu vertheidigen. Ich vertheidige aber nur dasjenige, was mir wahr und gegründet zu seyn scheinet. Ich gestehe, daß die Europäer streitbarer sind, und mehrere Tugenden besitzen; ich behaupte aber auch zugleich, daß dieses nicht von der Beschaffenheit des Erdreichs, von der Luft, und Nahrung, die man genießet, sondern von vernünftigen Gesetzen, und deren beständigen Beobachtung herrühret. Ich habe zu gleicher Zeit gezeiget, daß durch die von dem Verfasser angeführten historischen Exempel nichts entschieden werden könne, indem der Verfasser gewisse Sätze als Axiomata angiebt, die dennoch nicht für Axiomata können gehalten wer-

werden, indem man eben so viele Beyspiele anzuführen im Stande ist, die das Gegentheil beweisen. Die meisten Geschichtschreiber sind Europäer, und ein jeder sucht seinem Volke, und dem Theile der Erde zu schmeicheln, den wir bewohnen. Wenn die persianische Historie von persianischen Skribenten wäre verfasset worden, so würde dieselbe ganz anders lauten, als wir sie gegenwärtig in griechischen und römischen Büchern lesen. Ein asiatischer Skribent würde gezeigt haben, daß unsre Religion, Philosophie und Lebensart durch die Sünde veranlasset worden. Ich habe nicht geläugnet, daß Erde und Luft in die Beschaffenheit des Leibes einen Einfluß haben. Ich läugne auch nicht, daß gewisse Eigenschaften des Gemüths in der Beschaffenheit des Leibes ihren Grund haben. Ich läugne aber, daß man mit der Speise und mit der Luft die Tugend, oder das Laster, die Begierde nach der Freyheit, oder die Unterwürfigkeit unter die Sklaverey, einsauge: insonderheit, da die Historie zeiget, daß einerley Nationen bald der Tugend ergeben, bald aber wieder lasterhaft gewesen, bald sich tapfer, bald aber auch wieder feige, erwiesen, bald die Freyheit durch Blut und Leben zu erkaufen und zu vertheidigen gesuchet, bald aber sich der Knechtschaft freywillig ergeben, woraus ich den Schluß gezogen, daß diese so sehr unterschiedene Eigenschaften bloß in der Erziehung, in der Unterweisung und in den verschiedenen

denen Gesetzen ihren Grund haben. Zu geschweigen, daß es ein überaus gefährlicher Satz ist, wenn man dergleichen Eigenschaften aus der Natur herleitet, und ganzen Völkern gleichsam das Recht giebt, alle Schuld auf die Beschaffenheit des Landes zu schieben, so wie man sieht, daß gewisse Menschen dem Teufel alle Missethaten zuschreiben, die sie selbst begehen. Mein Lehrgebäude, welches ich ihrer Beurtheilung unterwerfe, siehet demnach ganz anders aus, und lautet kürzlich folgendergestalt: Die Menschen sind durch die Geburt, an welchem Orte sie auch diese Welt erblicken, alle einander gleich; die Materie, woraus sie bestehen, ist, wie der Bau ihrer Körper, einerley. Die Materie besteht bey allen Menschen aus Fleisch, Blut, Beinen u. s. w. Die Struktur bestehet aus Sehnen, Adern, Gehirne, Herze, Augen u. s. f. welches man an einem Orte, und bey allen Menschen gleich findet, so daß die Form, sowohl als die Materie, bey allen Menschen einerley ist, die äusserliche Haut oder die Farbe allein ausgenommen, indem einige Menschen schwarz andre aber weiß gebohren werden. Daß einerley Schöpfung aber nicht einerley Wirkung hat, solches rühret nicht von der Arbeit des Baumeisters, sondern von der Nachläßigkeit derjenigen her, die diesen Bau im Stande erhalten sollen. Man kann die Menschen mit guten, aber ungebauten, Aeckern vergleichen, die kei-

ne

ne Früchte und kein Korn tragen, ungeachtet sie das Vermögen dazu haben. Die Ackersleute sind die Regenten, die Gesetzgeber, die Weltweisen und Lehrer, welche den Acker umpflügen, besäen und bauen müssen. Der Saame ist von verschiedener Art, und deßfalls muß auch die Frucht nothwendig verschieden seyn. Wenn man Weitzen säet, so trägt der Acker Weitzen, und wenn man Unkraut säet, so hat man Unkraut zu erwarten, und beydes von einerley Acker. Daß die Beschaffenheit von einerley Acker aber so verschieden ist, solches muß man nicht dem Acker oder dem Boden, sondern der Unwissenheit und der Nachläßigkeit derjenigen zuschreiben, die den Acker zu bauen bestimmet sind. Es ist hier eben derselbe Unterscheid, der sich unter rohen, und geschliffenem Marmor befindet. Einige Menschen gerathen schlecht, weil es ihnen an Zucht und Erziehung fehlet, andre haben dieses den bösen Exempeln und den thörichten Gesetzen derjenigen zu danken, von denen sie regieret werden, einige aber verwildern durch die Wollust, welche eine Folge des Ueberflusses ist, und die, wenn sie nicht bey Zeiten gedämpft wird, alle gute Früchte im Anfange erstücket. Einige Menschen sind zwar eingezogener, keuscher und arbeitsamer als andre. Diese Eigenschaften aber rühren dennoch nicht von der Geburt, oder dem Orte, wo man gebohren worden, sondern von der Erziehung

und den Gesetzen her. Man mache nur einmal einen Versuch, und führe den Reichthum und den Ueberfluß in einem armen und fast von allen Nothwendigkeitrn entblößten Lande ein, und gebe alsdenn acht, ob ein Finnlappe nicht, ehe man es sich versiehet, in einen Sybariten wird verwandelt werden. Wenn man aber durch vernünftige Gesetze der Wollust das Thor verschließt, daß selbige sich nicht ausbreiten kann, so wird Ordnung und Ruhe erhalten. Alles rühret demnach von der Unterweisung und gesunden Gesetzen her, wodurch man einem ganzen Volke, unter was für einer Himmelsgegend dasselbe auch sonst leben mag, eine Gestalt geben kann, welche man will. Der große russische Zaar Peter hielte es fast für eine Unmöglichkeit, die Russen zu reformiren. Allein der Ausgang hat gezeiget, daß dieses leichter gewesen, als er selbst jemals gedacht hatte. Ich bin ꝛc.

Der

Der achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erinnern mich an mein Versprechen, die beyden Bücher, so von der Religion handeln, aus dem Werke des Herrn von Montesquiou zu übersetzen. Ich habe aber verschiedener anderer Verhinderungen halber hiezu den Anfang noch nicht machen können. Ich sende ihnen inzwischen für diesesmal die Uebersetzung von einem einzigen Kapitul, woraus sie sich einen Begriff von dem übirgen machen, und woraus sie zugleich abnehmen können, wie sehr der Verfasser, ob er gleich römischcatholisch ist, dennoch allen Religionszwang verabscheuet. Er theilt in diesem Kapitul eine Bittschrift an die spanischen und portugiesischen Inquisitores mit, welche, wie er sagt, von einem Juden übergeben worden, ungeachtet es das Ansehen hat, daß der Verfasser solche selbst entworfen. Die Bittschrift selbst lautet folgendergestalt:

Ihr Herren Inquisitores seyd auf den Kayser von Japan so sehr erbittert, weil derselbe alle Christen, die in seinem Rei-

che angetroffen werden, zum Scheiterhaufen verdammet, da derselbe doch zu seiner Vertheidigung sagen kann: Ich verfahre nur gegen euch eben so, wie ihr gegen andre verfahret. Aber ihr Herren müßt bekennen, daß ihr noch weit blutgieriger seyd, als der Kayser von Japan. Ihr ermordet uns Juden, ungeachtet wir im Grunde einerley Glauben mit euch haben, ob wir gleich nicht alles und jedes insbesondere glauben, was ihr glaubet. Wir pflichten einer Religion bey, die, wie ihr selbst gestehet, von Gott ehedem gestiftet worden. Wir glauben, daß Gott diese Religion annoch angenehm sey ihr aber glaubet, daß Gott diese Religion nicht mehr liebe, sondern selbige bereits verworfen habe. Und nach dieser eurer Meynung verfolgt ihr diejenigen mit Feuer und Schwerdt, die aus einem unschuldigen Irrthum glauben, daß Gott dasjenige noch liebe, was ihm vordem angenehm gewesen. So grausam ihr euch aber auch gegen uns bezeiget, seyd ihr doch noch viel grausamer gegen unsre Kinder, die ihr dem Feuer aufopfert, bloß weil sie der Lehre folgen, die das Gesetz der Natur und aller Völker

gebie-

gebietet, nämlich seine Eltern zu ehren. Ihr beraubet euch selbst des Vortheils, den eure Religionssätze euch über die Mahometaner einräumen. Wenn diese sich mit der großen Menge ihrer Gläubigen brüsten, so antwortet ihr, daß sie solches der Macht zu danken haben, indem sie ihre Religion durchs Schwerdt fortgepflanzet. Warum sucht ihr denn eure Religion durch Feuer auszubreiten? Wenn ihr uns zu euch ziehen wollet, so zeigen wir euch eine Quelle, woraus ihr selbst zu entspringen für eine Ehre achtet. Ihr saget, unsre Religion ist zwar neu, aber sie ist göttlich, und dieses beweiset ihr daher, weil sie durch die Verfolgungen der Heyden, und durch das Blut eurer Märtyrer zu ihrem Wachsthum gekommen, und endlich völlig befestiget worden. Nun aber spielet ihr die Rolle der Diocletianen, und gebt uns eure Rolle wieder. Wir beschwören euch, nicht bey dem allmächtigen Gott, den wir zugleich mit euch verehren, sondern wir beschwören euch bey Christo, von dem ihr sagt, daß er menschliche Natur angenommen, um euch ein Exempel zu geben, dem ihr folgen sollet. Wir bitten euch, also mit uns

zu handeln, wie er selbst mit uns würde gehandelt haben, wenn er annoch auf Erden lebte. Ihr wollet, daß wir Christen seyn sollen, aber ihr wollt es selbst nicht seyn. Wenn ihr aber denn ja keine Christen seyn wollet, so seyd doch wenigstens Menschen. Handelt doch wenigstens so mit uns, als wenn ihr keine andre Religion hättet, als die das Licht der Natur mittheilet. Wenn der Himmel enren Vorfahren die Gnade erwiesen, und ihnen den Weg der Wahrheit gezeiget hat, müssen denn daher die Kinder, die diese Gabe von ihren Eltern geerbet, diejenigen hassen, denen diese Gnade nicht wiederfahren ist. Wenn ihr die Wahrheit erkennet, so verberget dieselbe nicht auf die Art, wie ihr zu thun gewohnt seyd. Der Charakter der Wahrheit ist ein Triumph über das Gemüth, und über die Herzen, er besteht aber nicht in solchen Mitteln, als ihr euch bedienet, nämlich solche durch Gewalt einzuprägen. Wenn ihr eure Vernunft gebrauchen wollet, so werdet ihr finden, daß es thöricht sey, uns zu tödten, weil wir euch nicht betrügen wollen. Falls Christus, den ihr bekennet, Gottes Sohn

ist,

ist, so hoffen wir, daß er uns belohnen werde, weil wir seine Geheimnisse nicht entheiligen wollen. Wir glauben, daß der Gott, den wir mit euch anbeten, uns nicht strafen werde, weil wir unser Leben für eine Religion aufopfern, die er ehedem selbst angeordnet, und von welcher wir glauben, daß er sie noch anordne. Ihr lebet zu einer Zeit, da das Licht der Natur weit heller als jemals scheinet, da die Weltweisheit den Verstand aufgeklä-ret, da die Moral eures Evangelii am schönsten ausgeleget worden, und wor-inn man die Herrschaft, die ein Mensch sich über das Gewissen des andern anzu-maßen berechtiget ist, aufs allergenaueste untersuchet. Wenn ihr deßfalls eure alten Vorurtheile nicht fahren lasset, so müsset ihr selbst gestehen, daß ihr solche Leute seyd, bey denen keine Lehre und Vorstellung das geringste auszurichten vermögend ist. Wie unglückselig ist doch dasjenige Volk, wel-ches solchen Personen, als ihr seyd, eine Gewalt anvertrauet. Wenn ihr uns erlauben wollet, euch die reine Wahrheit zu sagen, so sehet ihr uns mehr als eure eigne Feinde, als wie Feinde eurer Reli-

gion an. Denn wenn ihr eure Religion liebtet, so würdet ihr den Lehren derselben folgen. Zum Beschluß müssen wir annoch dieses erinnern. Wenn die Nachkommen etwa glauben sollten, daß Europa zu unsern Zeiten gesittet gewesen, so wird man euch zum Beyspiel anführen, um zu zeigen, daß wir annoch zu barbarischen Zeiten gelebet, und der Begriff, den sich viele von euch machen, wird das Alter mit schwarzen Farben abmahlen, worinnen wir leben. So weit gehet dieses Memorial. Nichts kann stärker gegen diejenigen geschrieben werden, welche andre wegen des Unterschieds in der Religion verfolgen. Der Verfasser sagt zwar, daß diese Bittschrift von einem Juden entworfen worden, sie scheint aber aus keiner jüdischen Feder hergeflossen zu seyn. Allem Vermuthen noch hat der Verfasser erdichtet, daß ein Jude der Verfasser dieser Bittschrift sey, um den Verfolgungen der hitzigen Gottesgelehrten und Mönche um so viel eher zu entgehen. Ich bin ꝛc.

Der

Der

ein und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ein jedes Land gewisse ihm eigenthümliche Waaren hat, die in fremde Länder verfahren werden, so ist auch ein jedes Land an gewissen Menschen fruchtbar, welche zu einigen Handwerkern und Professionen ganz besonders geschickt und aufgelegt sind, und womit nicht allein benachbarte Städte und Länder, sondern auch weitentlegne Völker zu deren nicht geringem Nutzen versehen werden. Savoyen versiehet zum Exempel einen großen Theil von Europa mit Schorsteinfegern, und solchen Leuten, die mit allerhand Spielwerk und Murmelthieren herumgehen. Deutschland versiehet andre Länder mit Wundärzten, Handwerksgesellen, und Scharfrichtern u. s. f. Frankreich liefert Sprachmeister, womit fast alle europäische Länder angefüllet sind. Eine gewisse Provinz in Frankreich hat einen sonderbaren Vorrath von solchen Personen gehabt, die sich für Geld miethen lassen, ein Zeugniß abzulegen.

Italien ist der rechte Sitz der Marktschreyer und Gaukler. Man muß sich wundern, mit welcher Zuversicht die italienischen Marktschreyer von der Kraft ihrer Tropfen und Pulver reden. Keysler bezeuget, daß er einen Marktschreyer folgendergestalt habe reden hören: Gelobet sey Gott, von dem ich nichts mehr verlange, als daß er nach seiner Gerechtigkeit an jenem Tage so mit mir handeln möge, als ich an diesem Tage mit euch zu handeln gedenke. Ich wage meine Ehre und meine Wohlfahrt für eure Gesundheit. Aber der Teufel, der nichts gutes leiden kann, verblendet eure Augen, daß ihr einige Schillinge für hundert Thaler ansehet, und dadurch eure Gesundheit versäumet, die ihr durch geringe Mittel gegenwärtig erhalten könntet. Wo ich nicht einen jeden Pfenning von euch mit gutem Gewissen annehme, so wünsche ich, daß ich in Ewigkeit euer Geld in der Hölle verschlingen möge. Kaysler sagt, daß die Zahnärzte doch noch etwas bescheidener sind, indem sie versprechen, die Zähne durch Hülfe der heiligen Apollonia auszuziehen, con adjuto di santa Apollonia, indem diese heilige Apollonia den Zähnen als eine Schutzheilige verordnet worden, so wie die heilige Aga-

tha eine Schutzheilige der Brüste, der heilige Pancratius ein Schutzheiliger des Bauchs, und der heilige Blasius ein Schutzheiliger der Gurgel und des Halses ist, worinn die Römischcatholischen den alten Römern nachahmen, die für eine jede Krankheit einen besondern Gott oder Göttinn hatten. Die Italiener nennen ihre Gauckler und Narren Maccaroni, von einer gewissen Art Speise, von welcher sie viel Wesens machen. Man bemerkt auch, daß andre Nationen solchen Personen gleichfalls Namen von solchen Speisen beylegen, die sie vor allen andern lieben. In Frankreich heißt ein solcher Mensch Jean Potage und in Holland Pekelhäring. In Englang bedient man sich des Worts Jack Puddings und in Deutschland Hannswurst. Man hat Mühe, davon den eigentlichen Grund anzugeben. Die wahrscheinlichste Meynung besteht darinn, daß man den Namen solcher Leute von den schmackhaftesten und besten Speisen deßwegen entlehnet, weil dergleichen Leute insgemein Schmarotzer abgeben. Ich bin ꝛc.

* * *
* *
*

Der
zwey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Die Eifersucht ist eine heftige Leidenschaft, und äußert sich insonderheit in den mittägigen Ländern, auf eine erschreckliche Art. Indessen kann dieselbe doch nicht allemal als ein Beweis angeführet werden, daß die morgenländischen Völker hitziger als andre sind. Denn die Eifersucht kann aus einer gedoppelten Ursache entstehen, und entweder von einer heftigen und brennenden Liebe, oder auch von der in einem Lande eingeführten Gewohnheit herrühren. Die Gewohnheit verursachet hauptsächlich, daß die orientalischen Völker ihre Weiber einsperren, weil sie es für unanständig halten, daß ein Frauenzimmer mit Mannspersonen Umgang habe. Und daher kann man leicht begreifen, wie es möglich sey, daß auch die kaltsinnigsten Männer eifersüchtig seyn können, indem der Zunder zu dieser Leidenschaft bloß ein so genanntes Point d' honneur seyn kann. Denn dadurch kann auch bey denenjenigen, welche ihrer Weiber oder

ande-

anderer Personen, die sie sonst geliebet, überdrüssig sind, eine Eifersucht erwecket, und diese so stark werden, daß mancher kaltsinniger Mann oder Liebhaber für seine Frau oder eine andre Person so gar sein Leben waget. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eine besonders artige Erfindung zu erzählen, deren sich der König von Sardinien bey einem solchen Vorfall bedienet. Es sind nur wenige im Stande, diesem Beyspiel zu folgen, weil nur wenige mit den Eigenschaften dieses Herrrn begabt sind. Dieser König hatte eine Maitresse, die Gräfinn von Verua. Wie er einmal unangemeldet in ihr Cabinet trat, so fand er einen englischen Lord an ihrem Nachttisch sitzen. Der König, der damals nur noch Herzog war, und den königlichen Titul noch nicht führte, öffnete hierauf die Thüre, nahm in jede Hand ein brennendes Licht, und gab dem Engländer mit einem Wink zu erkennen, daß er ihm folgen sollte. Der Lord folgte ihm augenblicklich bis an die Treppe zitternd nach, woselbst der Herzog mit großer Kaltsinnigkeit zu ihm sagte, daß ein Englischer Lord sich billig damit groß machen könnte, daß ein Herzog von Savoyen ihm bis zur Treppe das Licht vorgetragen. Er wollte ihm aber doch auch zu gleicher Zeit den Rath geben, sich niemals wieder an diesem Orte einzufinden. Der Lord folgte diesem Rathe, und verließ an dem

fol-

folgenden Tage Turin. Ein andrer Engländer hatte sich gleichfalls in diese Gräfinn verliebt. Wie der Herzog merkte, daß derselbe die Gräfinn in der Oper beständig durch ein Fernglas beschaute, so bestellte er zwo Personen, die dem Engländer allenthalben in der Stadt, wo er hingieng, auf dem Fuße folgen, und ihn durch ein Fernglas beschauen mußten. Dieses währte zwey Tage, bis endlich der Engländer die Bedeutung davon merkte, und in der größten Geschwindigkeit Turin verließ. Ich bin ꝛc.

Der
drey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln unsern gemeinschaftlichen Freund wegen seines übertriebenen Geitzes. Ich bin aber in diesem Stücke mit ihnen nicht einig. Denn, wenn ich unsern Freund auf der einen Seite betrachte, so scheint er freylich wohl die Sparsamkeit ein wenig zu weit zu treiben; wenn ich ihn aber von der andern Seite ansehe, so scheint er mir gar zu freygebig zu seyn. Es ist bekannt, daß die Leidenschaften öfters einander entgegen sind, am meisten aber trifft man dieses bey dem Geitze an. Einige sind sich in diesem Stücke beständig ähnlich, so daß sie sowohl auf Thalern als Schillingen geitzen, und sich so wenig bey nöthigen als unnützen Ausgaben überwinden können, Geld auszugeben. Solche Menschen verdienen mit Recht den Charakter, den sie unserm Freunde beylegen. Andre aber sind sich selbst in diesem Stücke ganz ungleich und haben ihre guten und bösen Tage, so wie diejenigen, die am Fieber darnieder liegen. So

ist ein gewisser Mann beschaffen, von dem man zu sagen pflegt: **wenn man etwas von ihm haben will, so muß man ihn am Sonnabend Abend besuchen. So kann man alles von ihm erlangen, was man will.** Einige sind genau, wenn sie die kleinen täglichen Ausgaben berichtigen sollen, große Summen aber geben sie ohne alles Bedenken aus. Bey denen, die also gesinnet sind, muß man die Vorsicht brauchen, und nicht alle Kleinigkeiten so gleich von ihnen fordern, sondern damit so lange warten, bis solche zu einer großen Summe angewachsen. Denn alsdenn erhält man sein Geld weit eher und leichter, als wenn man solches stückweise einfordert, indem es diesen Leuten nicht so schwer fällt, Geld auszugeben, als den Beutel öfters hervor zu langen. Andre krümmen sich bey allen Ausgaben, welche sie selbst bezahlen sollen, sie achten es aber nicht, wenn sie solche durch ihre Gevollmächtigten oder Cassirer bezahlen lassen. Denn ungeachtet die Ausgabe einerley ist, so scheint dieselbe dennoch diesen Leuten nicht einerley zu seyn; und es heißt hier also mit Recht: was das Auge nicht siehet, das kränkt das Herze nicht. Folgende Historie kann dieses erläutern: Ein Schatzmeister in Persien erhielte einmal von dem Könige Befehl, einem Günstling eine große Summe Geldes auszuzahlen. Er erkühnte sich zwar nicht, dagegen

Vorstellung zu thun. Weil er aber die Denkungsart des Königes kannte, so legte er die dem Günstling bestimmte Summe auf einen Tisch in der Schatzkammer, wo der König nothwendig vorbeygehen mußte. Wie der König bey seiner Ankunft das Geld sahe, und sich nach der Ursache erkundigte, weßfalls das Geld dahin gelegt worden, so erhielt er von dem Schatzmeister die Antwort, daß dieses die Summe sey, welche der König seinem Günstling zugedacht. Der Anblick des Geldes aber hatte die Wirkung, daß der König augenblicklich Befehl ertheilte, daß das Geld nicht ausgezahlet werden sollte. Ich bin ꝛc.

Der
vier und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich war unlängst in einer Gesellschaft, wo man von einem großen Missethäter redete, der neulich seine Strafe ausgestanden. Wie einige die Missethaten erzählten, welche dieser Mensch begangen, und worinn er beständig fortgefahren, bis er gefangen, und dem Gerichte überliefert worden, so waren andere in dieser Gesellschaft nicht damit zufrieden, sondern behaupteten, daß man nun mit dergleichen Vorwürfen innehalten müßte, weil der Missethäter für seine Sünde gelitten habe, und dadurch mit Gott versöhnet worden. Dieses ist insgemein die Sprache des Pöbels, aber es ist auch nichts ungegründeter, als dieses. Denn die Hinrichtung des Missethäters geschiehet nicht zu dem Ende, um ihn mit Gott zu versöhnen, sondern um die Sicherheit des Landes zu befördern, und andre durch eine solche Strafe von gleichen Bosheiten abzuschrecken, zu welchem Ende denn auch die Bestrafung eines solchen Missethäters an öffentlichen

lichen Orten, und in Gegenwart des Volks vollzogen wird. Wenn ein Missethäter sich selbst freywillig angäbe, und sich der Strafe unterwürfe, so könnte derselbe als ein büssender Sünder angesehen werden. Weil aber fast alle Missethäter in ihren Freveltaten so lange fortfahren, bis sie endlich ergriffen und zur Strafe gezogen werden, so kann die Strafe, die sie ausstehen, ihnen nicht als ein Verdienst, oder als eine Versöhnung, angerechnet werden. Die Strafe wird auch nicht deßwegen vollzogen, um die bereits begangenen Missethaten zu rächen, sondern den Missethäter von weiterm Frevel abzuhalten; und andern dadurch ein Beyspiel und eine Warnung zu geben. Wenn man einer Hure ihre Lüderlichkeit vorhält, so weiß dieselbe sich meisterlich dieser Ausflucht zu bedienen und zu sagen: Ich habe die Kirchenzucht ausgestanden, und für meine Sünden Kirchenbusse gethan. Solches wäre annoch einigermaßen erträglich zu hören, wenn sie sich ohne Zwang aus freyem Willen selbst angegeben, uud darum angehalten hätte, die Gemeine öffentlich um Verzeihung zu bitten. Alsdenn könnte man glauben, daß Angst und Reue hieran Theil hätten, und daß eine solche Hure eben dieselbe Sünde nicht ferner begehen würde. Weil aber dieses niemals eher geschiehet, als bis ihre Lebensart bekannt, und ihr von der Obrigkeit die Kir-

chenbusse auferlegt wird, so wird dadurch der Schandfleck nicht ausgelöscht, und niemand wird wohl leicht dafür Bürge seyn, daß inskünftige ihre Aufführung besser und ordentlicher beschaffen seyn werde. Ich bin ꝛc.

Der

fünf und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen ihren Unwillen darüber, daß die Ehrentitul zu dem Grad gestiegen sind, den wir heutiges Tages bey denselben wahrnehmen. Ich meines Theils ärgere mich gar nicht darüber, sondern lasse dieses gehen, wie es will, und denke, daß die Tituln sich eben so verändern, wie sich der Preiß und der Wehrt des Geldes verändert. Denn wie ein Schilling gegenwärtig nicht mehr so viel gilt, als derselbe vor einigen hundert Jahren galt, so gilt auch ein Secretär und ein Assessor bey weitem nicht mehr so viel, als zu den Zeiten unsrer Voreltern. Wenn sie sich also über das eine beschweren, so müssen sie solches auch über das

andere thun. Der Kayser selbst hatte in alten Zeiten keinen andern Titul, als Ew. Gnaden, welcher Titul heutiges Tages Personen von mäßigem Stande gegeben wird. Ew. Excellenz war vordem ein königlicher Titul, nunmehro wird dieser Titul bereits den Schulmeistern gegeben. Die Prinzessinnen wurden Jungfrauen, die Jungfrauen Dirnen, und die Pagen königliche oder fürstliche Knaben genannt. Was ist daran gelegen, wie dieser oder jener genannt wird, wenn nur die Person eben dieselbe ist. Wir beschweren uns oft über etwas, so nicht der Mühe wehrt ist. Hitzige Moralisten, Historienschreiber, Postillanten und dergleichen Leute eifern wider die Wollust und Verschwendung, wenn sie hören, daß ein Gastmahl viermal so viel kostet, als zu den Zeiten unsrer Vorfahren. Wenn ein Historienschreiber von den Kosten redet, die auf das fürstliche Beylager zu Stendal verwandt worden, so ruft er über die Zeiten, worinn er lebet, das Weh aus, und weissaget alle nur mögliche Unglücksfälle. Die Reise Christian des Ersten nach Italien kostete nicht mehr, als ein großes Gastmahl zu den gegenwärtigen Zeiten. Ein Rentschreiber redet in einer alten Kronik von der Wollust seiner Zeiten folgendergestalt: Heute ist unser Herzog mit allen seinen Junkern in das Weinhaus gangen, ha-

ben da banquetirt, und habe ich davor acht Reichsthaler ausgezahlt. Das heißt Schlampampen. Wenn gegenwärtig nur acht Reichsthaler auf eine Mahlzeit verwandt werden, so urtheilet man, daß das Gastmahl nicht sonderlich gewesen; denn mit einer solchen Summe kann man nicht viel schlampampen. Diejenigen urtheilen am besten, welche dafür halten, daß die Welt durch dergleichen Veränderungen weder schlechter noch besser werde. Denn daß man in vorigen Zeiten mit einem Thaler so viel ausrichten können, als man gegenwärtig kaum mit zehn Reichsthaler auszurichten vermögend ist, solches rühret daher, weil das Geld damals zehnmal seltner war, nicht aber weil die Verschwendung heutiges Tages größer ist. Ich bin ꝛc.

Der

Der
sechs und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Unter die Streitigkeiten, die von keinem Gewichte gewesen, gleichwohl aber mit großer Hitze unter der herrschenden Kirche in England und den Puritanern geführet worden, gehöret auch der Streit wegen des allgemeinen Kirchengebets. (common prayers) Die Bischöfflichen behaupten, daß ein solches allgemeines Kirchengebet in den christlichen Versammlungen nöthig sey, weil die ganze Gemeine sich dadurch im Gebet vereinige, und gleichsam mit einem Munde bete. Die Puritaner aber wenden ein, weil ein jeder Mensch sein besonderes Anliegen habe, und das Gebet, welches auf den Zustand einiger Menschen eingerichtet, sich nicht auf alle und jede schicke, so sey es am besten, daß ein jeder sein Gebet auf die Art einrichte, wie es sein Anliegen und sein Zustand erforderte. Doch nehmen die letztern das Gebet des Herrn, oder das sogenannte Vater Unser, ohne alle Veränderung an,

ungeachtet der Satz, den sie vertheidigen, ihnen Gelegenheit geben könnte, auch hiebey ein Bedenken zu hegen. Wo ich nicht irre, so trifft man auch in der englischen Historie wirklich ein Beyspiel an, daß man deßwegen Bedenken getragen. Denn, da England zu den Zeiten Cromwells den Namen einer Republik führte, und das Wort Reich, oder Königreich, überaus verhaßt war, so behaupteten einige, daß man anstatt, zukomme dein Reich, beten müßte, zukomme deine Republik. Ein solcher ungereimter Scrupel könnte auch unsern Isländern Anlaß geben, eine Veränderung in diesem Gebete vorzunehmen. Denn weil der gemeine Mann in Island sich anstatt des Brodts, weil das Land kein Korn trägt, gedörrter und getrockneter Fische zu bedienen genöthiget ist, so könnten die Isländer auch sagen, daß man anstatt, unser täglich Brod gieb uns heute, bey ihnen beten müßte, unsre täglichen Fische gieb uns heute. Dergleichen Skrupel verdienen billig verlacht zu werden. Doch gestehe ich, daß in einigen von unsern Gesängen, wie auch in unsern Abend- und Morgengebetern, verschiedliche Stellen befindlich sind, die nicht von allen und jeden gesungen oder gebetet werden können. Ich könnte hievon verschiedene Beyspiele anführen. Ich will es aber bey einer einzigen Stelle bewenden lassen,

da es in einem von unſern Morgengeſängen heißt: daß ich friſch auf meinen Füſſen kann den holden Morgen grüſſen, welches ein Krüppel oder ein Podagriſt unmöglich ſingen kann. Man findet auch gewiſſe Pſalmen Davids, welche von den Begebenheiten handeln, die David allein wiederfahren ſind, und ſich alſo nur auf ihn ſchicken, welche alſo von andern nicht gebetet werden können. Dieſes ſind meine Gedanken von dieſer Sache. Ich bin ꝛc.

Der
ſieben und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen den' Namen des Verfaſſers zu wiſſen, der das Buch geſchrieben hat, welches den Titul, Eſprit des Loix, führet, und ſo viel Aufſehen erweckt hat. Der Verfaſſer deſſelben iſt der Herr von Montesquiou, welchem wir auch die perſianiſchen Briefe zu danken haben. Wenn man dieſe Briefe geleſen, ſo kann man mit leichter Mühe auch den Verfaſſer dieſes Buchs errathen. Denn man findet in beyden Schriften einen gleichen durchdringenden Verſtand, einerley

Freymüthigkeit, und gleiche paradoxe Sätze. Man merkt, daß der Verfasser in dem zuletzt herausgegebenen größern Werke annoch eben derselben Meynung beypflichtet, die er in den persianischen Briefen weitläuftig ausführet, nämlich daß das menschliche Geschlecht mehr und mehr abnehme, und man zu befürchten habe, daß dasselbe endlich ganz und gar ausgehen dürfte. Ich habe in einem von meinen Briefen bereits die Gründe zu beantworten gesucht, deren sich der Verfasser bedienet, und will nur noch dieses hinzufügen. Wenn er vorgiebt, daß der Erdboden gegenwärtig nicht den funfzigsten Theil von Einwohnern mehr habe, gegen diejenigen zu rechnen, die in den ältesten Zeiten auf Erden gelebet, so fragt er zugleich, ob die Erde wohl vermögend sey, noch funfzigmal mehr Einwohner zu ernähren, als gegenwärtig vorhanden sind. Dieses scheint dem Verfasser nicht möglich zu seyn. Allem Vermuthen nach aber kann die Erde gegenwärtig noch mehrere ernähren, als vormals, weil der größte Theil des Erdbodens, oder wenigstens viele große Länder, die vormals mit Holz und Waldungen bedeckt gewesen, heutiges Tages in Aecker und Wiesen verwandelt worden, zugeschweigen, daß die so weit ausgebreitete und in alten Zeiten gänzlich unbekannte Schiffahrt eine Menge Menschen ernähret. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß gegenwärtig fast eben so viele Menschen auf

dem

dem Wasser, als auf dem Lande, angetroffen werden, die ihre Nahrung durch die Schiffahrt suchen, und wovon China, Holland, England und andre Länder zum offenbaren Beyspiel dienen. Die andern Gründe des Verfassers habe ich bereits in dem angezogenen Briefe beantwortet, und will solche nicht wiederhohlen. Der berühmte Verfasser geht also zu weit, wenn er aus solchen Gründen den baldigen Untergang der Welt vorherverkündiget. Eben dasselbe kann man auch von verschiedenen andern Sätzen sagen, die in seinem Werke enthalten sind, und welche er mit einer gar zu großen Zuversicht vorträgt, wodurch er aber in eben diejenigen Beschwerlichkeiten geräth, denen alle systematische Skribenten unterworfen sind. Ich bin ꝛc.

Der
acht und achtzigste Brief

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie willens gewesen, das Glossarium des Ostersens neu auflegen zu lassen, sie fügen aber zu-

wenn man jemanden ein bevorstehendes Unglück vorhersagt; **Du wirst in die Zeit des Grafen versetzt werden.** Dieses wird durch die Geschichte Christian des dritten erläutert, da der oldenburgische Graf, Christoph, hier so übel im Lande Haus hielte. Wenn einer ein verdrüßliches und langwieriges Gewäsche macht, so sagt man, er webt das Vadmel der Kirche, ohne jedoch zu wissen, woher diese Redensart ihren Ursprung hat. In der Kirchenhistorie trifft man davon den Schlüssel an. Weil man in den mittlern Zeiten nicht viel baares Geld hatte, sondern größtentheils mit Waaren bezahlte, so bekamen die Priester und andre Geistliche öfters von ihrer Gemeine Essen und Kleider anstatt des Geldes. Die Kleider bestunden aus groben Zeuge, so die Leute selbst verfertigten, welches noch Vadmel genannt, und allein von den Bauern getragen wird. Das gröbste von solchem Zeuge ward insgemein den Kirchenbedienten gegeben, und erhielt daher den Namen Vadmel der Kirche. Und weil die Prediger zur Widervergeltung schlecht und elend predigten, so sagte man: die Predigten sind wie das Vadmel der Kirche. Bey uns in Dännemark nennet man annoch schlechten Wein, Kirchenwein, und in den römischcatholischen Landen, Klosterwein. Dieser Wein kann nicht gebraucht werden, und wird von den Mönchen

an

an die Armen verkauft, wie man denn in Frankreich zu meiner Zeit dergleichen Wein Vin des Peres zu nennen pflegte. Das Wort Kierling, womit man gegenwärtig in Dännemark alte Weiber, oder zum Spott auch weibische Männer, beleget, bedeutet nichts anders, als Carolinger oder Franzosen, die zu den Zeiten Carls des Einfältigen so sehr viel von den Normännern ausstehen mußten, als welche damals so grausam in Frankreich verfuhren. Weil dieses Volk so feige, und gar nicht streitbar war, so wurden alle zaghafte und weibische Männer von den Normännern Carlinger oder Kierlinger genannt. Man muß auch in der alten norwegischen, oder isländischen, Sprache erfahren seyn, um den Ursprung verschiedener gebräuchlichen Wörter zu wissen, der den meisten unbekannt ist. Ich habe lange nicht gewust, woher das Wort Fanden, wodurch der Teufel in der dänischen Sprache angezeigt wird, seinen Ursprung genommen. In der isländischen Sprache aber wird der Satan Fianden, oder ein Feind der Menschen genannt, welches man im Dänischen zusammen gezogen Fanden ausspricht. Das Wort Stackel, oder ein Bettler, heißt auf isländisch Stavkarl, wodurch ein Mensch angezeigt wird, der mit einem Stock in der Hand herumgehet, wie die Bettler insgemein zu thun pflegen. Daher

her kommt es, daß man gemeiniglich zu sagen pflegt, wenn iemand in Armuth gerathen, daß er an den Bettelstab gebracht worden. Stackel ist also nichts anders, als was die Alten Stavkarl nannten, und welches in der isländischen Sprache noch also heisset. Ich könnte diese Materie noch viel weitläuftiger ausführen. Ich will es aber für diesesmal hiebey bewenden lassen. Ich bin ꝛc.

Der neun und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ein gewisser Mann unlängst in einer Gesellschaft war, und hörte, daß man nicht nur den Namen Gottes so oft nannte, sondern auch öfters biblische Sprüche anführte, so sagte er: **Lieben Kinder, laßt doch Gott aus euren Gesellschaften heraus.** Seine Meynung war gut, ob er gleich den Ausdruck etwas anders hätte einrichten können. Denn der Name Gottes und sein Wort kann, wenn es zu einer unbe-

quemen Zeit und an einem unrechten Orte angebracht wird, sehr gemißbrauchet werden, und zu vielen Aergernissen Anlaß geben. Daher haben mir die andächtigen Grüße niemals gefallen, deren man sich zu gewissen Zeiten bedienet, wenn man einander begegnet. In der ersten christlichen Kirche grüßte man einander mit diesen Worten, **Christus ist auferstanden**, worauf der andre erwiederte: **Ja, er ist wahrhaftig auferstanden.** Dieser Gruß ist sehr gut an einem Ostertag oder in einer heiligen Versammlung. Er ist aber nicht bey allen Gelegenheiten anzuwenden. Denn so andächtig und gut dieser Gruß ist, wenn er an dem rechten Orte und zu der rechten Zeit gebraucht wird, so leicht kann derselbe doch Aergerniß verursachen, wenn man ihn bey einer Tanzversammlung oder auch in einem Weinhause gebrauchen wollte. Und allem Vermuthen nach haben sich die ersten Christen eines solchen Grußes niemals anders bedienet, als wenn Zeit und Ort damit übereingestimmet. Denn außerdem ist es besser, guten Morgen oder guten Abend, oder höchstens, nach der Gewohnheit unsrer Bauern, der Friede Gottes sey mit dir, zu sagen, welches ein guter Wunsch ist. Die itzt in Bayern gewöhnliche Art einander zu grüßen, scheint mir nicht nur ärgerlich, sondern auch lächerlich zu seyn. Der eine sagt zu dem andern, der

ihm

ihm begegnet: Gelobet sey Jesus Christus, worauf der andre antwortet: In alle Ewigkeit. Amen. Diesen Gruß braucht man bey allen Gelegenheiten, zu allen Zeiten und an allen Orten, ja bey solchen Zusammenkünften, wo die Ehrbarkeit fliehet, so daß derjenige, der, ihr Diener oder Dienerinn, sagen wollte, für einen Ketzer würde gehalten werden. Kaysler erzählt, daß ein gewisser vornehmer Herr in Bayern seine Maitresse zu sich kommen lassen, und, nachdem sie sich beyde auf die gewöhnliche und orthodoxe Art gegrüßet, gleich darauf zu ihr gesagt habe: Mache das Schnürleib auf. Man muß gestehen, daß ein solcher Gruß bey dergleichen Gelegenheit nicht ohne Aergerniß angehöret werden könne. Ich bin ꝛc.

Der neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich war unlängst in einer Gesellschaft, wo die Frage auf die Bahn gebracht ward, wie man es anzusehen habe, daß man gegenwärtig nicht mehr so viel Zinsen von den aus-

ausgeliehenen Geldern, als vordem, bekommen könne? Die Meynungen waren, wie bey allen dergleichen Fragen gewöhnlich ist, auch diesesmal getheilet, und es wurden von beyden Theilen viele in die Augen fallende Gründe beygebracht. Einige sahen den Umstand, daß man sein Geld nicht mehr so hoch wie sonst nützen könnte, als ein grosses Unglück an, indem gar zu viele Leute dadurch leiden müßten und unglücklich und elend würden. Die andern, welche die Gegenparthey ausmachten, läugneten dieses zwar nicht, sie behaupteten aber auch zugleich, daß keine Reformation so gut und nützlich sey, daß nicht einige dabey leiden sollten. Die Verminderung der Zinsen sey eine natürliche Folge von dem Wohlstand des Landes, indem daraus erhelle, daß Handel und Fabriken empor gekommen und ausgebreitet worden, und dieses sey auch die Ursache, daß man in England, Holland und andern Handlung treibenden Ländern kaum drey von hundert bekommen könne. Die von der ersten Parthey waren indessen doch mit dieser Antwort nicht zufrieden. Sie gestunden zwar, daß eine Reformation niemals also eingerichtet werden könnte, daß alle und jede dabey ihre Rechnung finden sollten. Allein sie behaupteten, die Anzahl der hiedurch leidenden Personen sey gar zu groß, und das Brod würde denenjenigen, die am wenigsten einen Verlust ertragen könnten, nämlich den Armen, durch

dieſe Verminderung der Zinſen entzogen. Endlich fieng ein alter Mann, der dieſem Streite bisher zugehöret hatte, folgendergeſtalt zu reden an. Ich geſtehe, daß diejenigen, welche von mäßigen Capitalien leben müſſen, und noch dazu jährlich an Zinſen ſo viel verlieren ſollen, allerdings gar ſehr zu beklagen ſind. Aber dieſes Unglück kann doch demjenigen nicht die Wage halten, welches dadurch verurſachet wird, wenn das Geld beſtändig, ſowohl für die Waaren an und für ſich ſelbſt, als auch für deren Bearbeitung, aus dem Lande gehet, und Fremden zu theil wird. Doch muß bey der Stiftung und Einrichtung des Handels und der Manufakturen genau darauf geſehen werden, daß man, bey denen im Lande verfertigten Waaren, wo nicht vollkommen, dennoch einigermaſſen, mit fremden und benachbarten Städten Preis halte. Denn wo der Unterſcheid des Preiſes gar zu groß wird, ſo entſtehet aus der Stiftung ſolcher Fabriken eine doppelte Ungelegenheit, welche verurſachet, daß den Armen die Laſt vermehret wird, Handel und Fabriken aber keine Beſtändigkeit haben können. Die Laſt der Aemen wird vermehret, indem an der einen Seite ihnen ihr tägliches Brod, welches ihnen ohnedem ſchon ſo genau zugeſchnitten worden, durch die Verminderung der Zinſen faſt gänzlich entzogen, an der andern Seite aber der Preis nöthiger und unentbehrlicher Waaren erhöhet wird. Die andre Ungelegen-

heit aber beſtehet darinn, daß dergleichen Fabriken ſich keine Beſtändigkeit oder Dauer verſprechen können. Denn wenn man nicht einigermaßen mit den benachbarten Städten Preis halten kann, und die Waaren überdem nicht gut und zuverläßig verfertiget werden, ſo wird die Kunſt, den Zoll auf eine feine Art zu betrügen, das Hauptſtudium eines Landes, und die Fabriken müſſen endlich fallen und zu Grunde gehen, weil ſie keinen Abſatz haben. Zwar kann durch große Geldſtrafen und andre Anſtalten einem ſolchen Uebel einigermaßen vorgebeugt werden, aber die Erfahrung zeigt, daß daſſelbe dennoch nicht vollkommen zu heben ſtehe. Vielmehr werden nur allerhand Erfindungen, woran man ſonſt vielleicht nicht gedacht hätte, dadurch veranlaſſet, und dieſes verderbliche Studium, fremde Waaren heimlich ins Land zu bringen, wird dadurch auf die höchſte Spitze gebracht. Ein jeder Krämergeſell wird ſich bemühen, in dieſer Kunſt doctorabilis zu werden, und ſich mit einem ſolchen verübten Betrug, als mit einer heldenmüthigen That, groß machen, welche, ſeiner Meynung nach, der Handlung zu einer Erleichterung gereichet. Man muß alſo, ehe man eine Fabrik anlegt, wohl erwegen, ob die Manufakturiſten einigermaßen mit den Fremden Preis halten können, oder ob eine Fabrike ihre Sicherheit und ihre Erhaltung lediglich und

allein, auf die strengen Befehle gründen müsse, daß keine auswärts gemachten Waaren ins Land gebracht werden sollen. Wenn man das erste zuwege bringen kann, so kann man wegen des zweyten versichert seyn. Denn niemand wird es wagen, dem ergangenen strengen Verbot zuwider fremde Waaren ins Land zu bringen, wo nicht etwas großes und erkleckliches dadurch gewonnen werden kann, und niemand wird mit denjenigen Mitleiden haben, die deßwegen gestraft werden, weil sie den Zoll betrogen, wenn der Unterschleif ohne Noth geschiehet, oder welches einerley ist, wenn man sündiget, bloß um zu sündigen. Endlich ist es auch nothwendig, ehe man eine Fabrik anlegt, sich nach einem dazu geschickten Orte umzusehen, der entweder von Natur dazu bequem ist, die Arbeit zu erleichtern, oder wo auch die Arbeiter am wohlfeilsten leben können. Denn wenn gleich die rohe Materie an zween Orten gleich wohlfeil gekauft werden kann, so kann doch die verarbeitete Materie nicht gleich wohlfeil wieder verkauft werden. Daher siehet man, daß in einigen Ländern die Fabriken und Manufakturen, nach Maasgebung ihres Betriebs, an verschiedenen Orten angelegt worden. Beyde Partheyen in der Gesellschaft pflichteten der Meynung des alten Mannes bey, und der Streit hatte solchergestalt ein Ende. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
ein und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits zu mehrernmalen in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß moraliſche Lehrer und Prediger mehr durch ihr Exempel, als durch ihre Schriften und Predigten, erbauen. Wenn junge rohe Leute moraliſche Bücher ſchreiben, wie man dieſes ſowohl hier als an andern Orten gegenwärtig wahrnimmt, ſo ärgert man ſich billig darüber, und wenn ſchlechte Prediger uns in demjenigen unterweiſen, was wir glauben, und wie wir leben ſollen, ſo denkt man, daß es ihr Ernſt nicht ſey, und daß ſie ſelbſt nichts von allem demjenigen glauben, was ſie ſagen. Wenn mein Arzt in gleichen Zufällen mit mir nicht eben die Arzeneyen brauchen will, die er mir vorſchreibt, ſo verwerfe ich ſie, und nehme ſie nicht ein. Die Schriften und Predigten, wie gründlich ſie auch ſonſt ſeyn mögen, können keine beſondere Wirkung haben, wenn das Leben der Perſonen nicht damit übereinſtimmet. Und daher hat man oft Ur-

sache zu wünschen, daß das Buch von einer andern Feder geschrieben und die Rede von einem andern Munde gehalten seyn möchte Wie in alten Zeiten ein böser un lasterhafter Mann in Rom einmal einen nützlichen und guten Anschlag gab, der einen allgemeinen Beyfall fand, so befahl der Rath, daß zwar der Anschlag angenommen, der Name des Mannes aber verschwiegen werden sollte. Der Abt von Villiers erzählt in einer Schrift, die den Titul führet, L'art de precher, eine artige Historie, um zu zeigen, was für eine Wirkung eine Predigt öfters haben könne, wenn das Leben des Predigers nicht mit seiner Lehre übereinstimmet. Die Historie lautet folgendergestalt: Ein Prediger eiferte einmal heftig wider die Verschwendung, und ermahnte die Zuhörer, der in der Schrift enthaltenen Lehre nachzuleben, daß derjenigen der zwey Kleider hätte, demjenigen, der kein Kleid hätte, eines abgeben sollte. Ein Bürger ward dadurch so sehr gerühret, daß er seiner Frau befahl, wie er aus der Kirche kam, weil er zwey Kleider hätte, den Armen eines abzugeben. Die Frau ward nich wenig darüber bestürzt, sie entschloß sich aber, vorher noch mit dem Prediger selbst dieserwegen zu reden, um seine Erklärung darüber einzuholen. Wie sie sich derohalben an einem Morgen melden ließ, so erhielt sie von dem Bedienten des Predigers

die

die Antwort, daß ſie ſich ein wenig aufhalten möchte, weil der Herr Magiſter eben ein ander Kleid anzöge, indem er willens wäre, einen Beſuch abzuſtatten. Die Frau antwortete. Weil ich höre, daß der Herr Magiſter noch zwey Kleider hat, ſo habe ich vor diesmal nichts mit ihm zureden.

adieu, je me retire.

Puisqu' il a deux habits, je n'ai rien à lui dire.

Zum Beſchluß muß annoch das Compliment anführen, welches einmal eine alte Frau nach der Predigt ihrem Prediger machte: Ich danke, ſagte ſie, Ewr. Wohlehrwürden, für die gründlichen Lehren, ſo ſie heute vorgetragen. Gott gebe ihnen ſeinen Geiſt und Gnade, daß ſie denſelben ſelbſt nachleben mögen. Ich bin ꝛc.

Der neun und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, ob der Engländer, der zu des Königs Friedrich des vierten Zeiten den seltsamen und gottlosen Anschlag hatte, annoch in dem hiesigen Kasteel gefangen sitze. So viel ich weis, wird er annoch unter einer genauen Verwahrung gehalten. Es ist dieser Mensch so beschaffen, daß fast kein ander Land, als England ihn erzeugen und hervorbringen können. Denn daselbst haben sich von jeher solche Leute gefunden, und finden sich noch daselbst, die höchst gefährliche Unternehmungen, und zwar in keiner andern Absicht wagen, als um Proben von einer seltsamen und ausserordentlichen Gemüths- und Denkungsart abzulegen, und sich durch Missethaten berühmt zu machen, so wie jener den Tempel der Diana zu Ephesus in Brand steckte, um bey den Nachkommen seinen Namen verewiget zu sehen. Die Englische Geschichte giebt hievon verschiedene Beyspiele an die Hand. Ich will aber nur des bekannten Blud erwehnen, der unter der Regierung Carls des zweyten

ten eine That unternahm, von der man hätte denken sollen, daß sie niemals jemanden hätte einfallen können. Dieser Blud faßte im Jahr 1671 den Entschluß, die königliche Krone nebst dem Zepter und dem Reichsapfel, welches alles im Tower verwahret wird, wegzuschnappen. Er verrichtete dieses auch mit solcher Behendigkeit, daß er diese Regalien bereits in Händen hatte, und schon aus dem Tower heraus war, als er ergriffen ward. Wie einige Zeit vorher verschiedene von seiner Bande auf Befehl des Herzogs von Ormond, als Statthalters in Irrland, hingerichtet worden, so war er darauf bedacht, ihren Tod zu rächen. Wie also bemeldter Herzog nicht lange nachher aus Irrland zurück berufen ward, so folgte ihm Blud, nebst einigen andern, die er bey sich hatte, auf dem Fusse nach, und griff den Herzog nicht nur in der Kutsche an, sondern führte denselben auch, nachdem er den Kutscher und einige Lakayen ermordet, nach dem Galgen, um ihn daselbst aufzuhenken, wobey er sich vorgenommen hatte, ein Stück Papier auf den Körper zu kleben, worauf die Ursach dieser Execution geschrieben war. Dieser Anschlag aber ward dennoch nicht vollführet. Dieses bekannte Blud nicht nur alles vor dem Könige selbst, wie er ergriffen ward, sondern er trug auch keine Scheu öffentlich zu gestehen, daß er einmal willens gewesen, den König selbst zu ermorden. Er gestand, den allerschmälig-

sten Tod verdient zu haben. Er sagte aber auch zugleich: **Weil über hundert in meiner Bande sind, die sich alle durch einen Eyd verbunden haben, meinen Tod zu rächen, so rathe ich dem Könige, seiner eignen Sicherheit halber mir das Leben zu schenken.** Man muß, wie der Geschichtschreiber sagt, über die Kühnheit und das seltsame Betragen dieses Mannes erstaunen; noch mehr aber muß man sich über die Entschließung des Königes wundern, der ihm nicht allein das Leben schenkte, sondern ihn auch noch mit einem jährlichen Gehalt begnadigte. Ich bin ꝛc.

Der
drey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an einem andern Orte in meinen Schriften die Frage untersucht, ob die alte oder die neue Welt schlimmer sey? Ich habe alle Gründe untersucht, die von und wider diese Meynung können angeführet werden. Ich habe mich aber nicht erkühnt, hierüber ein Urtheil zu fällen. Denn ich habe in einem jeden Alter der Welt gleiche Fehler, und gleiche Laster entdecket, und nichts als die Art, wie solche begangen und vollführt werden, verändert gefunden, so, daß es bloß von der Veränderung der Scene herrühret, daß die Welt, ungeachtet es annoch eben dieselbe Welt ist, dennoch nicht eben dieselbe zu seyn scheinet. Man erkennet, in einem jedem Alter der Welt, eben denselben Menschen wieder, man bemerkt eben dieselben Neigungen, man trifft eben dieselbe Materie wieder an, obgleich die Form verschieden ist. Dieses verursachet bey mir keine Verwunderung, weil die Unbeständigkeit die Haupteigenschaft der Menschen

schen ist, welche man sowohl bey guten als bösen Tagen, sowohl bey wichtigen als gleichgültigen Dingen, sowohl im gemeinen Leben als in der Kleidertracht, bey ihnen bemerket. Dieses Einzige aber kann ich nicht begreifen, da unsre Vorfahren eben die natürlichen Eigenschaften, wie wir gehabt, mit eben so vielem Witz, wie wir, etwas zu erfinden, begabt gewesen, eben die Hände zur Arbeit gehabt, eben so begierig nach den Wissenschaften sich bezeuget, eben ein so großes Verlangen getragen, alles bequem einzurichten, wie es doch bey diesen Umständen möglich gewesen, daß ihnen so viele tausend Dinge unbekannt geblieben, die natürlicher Weise einem jeden billig hätten einfallen müssen, und daran nicht eher, als vor ungefehr funfzig Jahren gedacht worden. Ich will nicht von den in der Mechanik und Baukunst gemachten Entdeckungen reden, die nicht anders, als von besonders dazu geschickten Köpfen, nach vieler Ueberlegung und mit einem erstaunlichen Fleisse, zu Stande gebracht, oder auch durch einen ungefehren Zufall und bey gewissen Gelegenheiten entdecket worden; ich will bloß solcher Dinge erwehnen, die gleichsam unsern Vorfahren täglich vor Augen gewesen, an deren Verbesserung und bequemere Einrichtung dennoch, in so vielen hundert Jahren, kein Mensch gedacht hat. Wenn man die Gebäude betrachtet, die in alten Zeiten aufgefüh-

geführet worden, so findet man Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, und dieses auch an solchen Orten, wo Platz genug, um Häuser darauf zu bauen, vorhanden ist, so daß es scheint, daß diese Häuser zu keinem andern Ende so hoch gebauet worden, als um denjenigen eine Pönitenz aufzulegen, die dazu verdammt waren, des Tages öfters auf das oberste Stockwerk hinauf zu klettern. Die Treppen waren schneckenförmig angelegt und man hatte einen Strick daran gebunden, woran man sich halten mußte, um sich des Schwindels zu erwehren; und es war eben so gut, wenn man eine solche Trppe hinanstieg, als wenn man auf einen Mastbaum kletterte. Man hatte zwar in vorigen Zeiten schon Glasfenster. Aber die Scheiben waren überaus klein, und bestunden mehr aus Bley, als aus Glas, und damit man dem Lichte den Eingang in die Häuser und Zimmer noch mehr verwehren möchte, so ließ man die Scheiben bemahlen, oder, welches in der That einerley ist, selbige mit vieler Arbeit und großen Kosten vollends unbrauchbar machen. Man findet noch die Ueberbleibsel von solcher Fenstern in den alten Kirchen, die darüber so dunkel sind, daß das Licht der Sonnen durch diese Fenster wie der Mondschein aussiehet. Die Kirchen pflegte man in die Länge zu bauen, oder ihnen auch die Gestalt eines Kreutzes zu geben, wodurch die Beschwer-

schwerlichkeit veranlasset ward, daß die Hälfte der Gemeine nichts anders als den Rücken des Predigers sahe, und dieser genöthiget ward, sich währender Predigt bald auf diese bald auf jene Seite zuwenden, damit ein jeder in der Gemeine wenigstens doch etwas von seinem Vortrage hören möchte. Alle Dörfer waren solchergestalt angelegt, daß, ungeachtet kein Mangel an Raum vorhanden war, dennoch alle Bauerhäuser so nahe an einander gebauet wurden, daß, wenn ein Haus im Feuer aufgieng, das ganze Dorf nothwendig ein gleiches Schicksal erfahren mußte. Die Betten in den Schlafkammern waren insgemein so hoch, daß man sich eines Fußschemels bedienen mußte, um hinein zu steigen, und es scheint, daß sie mit Fleiß so hoch angelegt worden, damit einer, der des Nachts etwa aus dem Bette fiele, desto gewisser den Hals brechen möchte, insonderheit da der Fußboden mit Steinen belegt war. In den Häusern wußte man von keinen so genannten Kammerstühlen. Das ganze Haus bediente sich in diesem Fall eines einzigen Orts, und man mußte oft eine halbe Stunde warten, bis ein Platz ledig ward. Der Boden war in vornehmen Häusern mit Fliesen, in geringern Häusern aber mit Mauersteinen, belegt, welches sowohl ungemächlich als ungesund war. Ich könnte noch sehr viele andere Dinge namhaft machen, die in vielen Jahrhunderten überaus

aus viele Beschwerlichkeiten nach sich gezogen, deren Verbesserung eben so leicht hätte bewerkstelliget werden können, als die Beschwerlichkeit aller dieser Dinge einem jeden nothwendig in die Augen fallen mußte. Weil jedoch in einer so geraumen Zeit in diesem Stücke nichts vorgenommen worden, so sollte man fast denken, daß man die meisten Länder erstlich seit hundert Jahren zu bewohnen angefangen. Weil man aber durch die Geschichte der meisten Reiche und Länder hievon anders unterrichtet ist, so hat man Mühe, die Ursache einer solchen erstaunenswürdigen Unachtsamkeit ausfündig zu machen, und ich gestehe gerne, daß ich hieran niemals gedenken können, ohne mich jederzeit hierüber zu wundern. Ich bin ꝛc.

Der
vier und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in der Vorrede zu meiner verglichenen Geschichte verschiedener Helden und anderer großen Männer angeführet, daß man in alten und neuen Geschichten nirgends auf einmal so viele große Regenten antrifft, als in den letztern funfzig Jahren geherrschet haben. Seit den Zeiten Carls des Großen hat kein berühmter König in Frankreich regieret, als Ludwig der Vierzehnte. Frankreich war vor seiner Zeit in einem mäßigen Ansehen, und mußte sich durch fremde Hülfe verstärken, um Oesterreich die Wage zu halten. Unter seiner Regierung aber ward Europa von Frankreich mit einer Universalmonarchie bedrohet. Denn, wenn man die letzten Jahre dieses Königes ausnimmt, so enthielten die übrigen Jahre der Regierung dieses Königes eine Kette von Siegen. Fast ganz Europa vereinigte mehr als einmal seine ganze Macht gegen Frankreich, und war doch kaum vermögend, diesem Königreich Widerstand zu thun. Denn ein Sieg bahnte immer dem andern den Weg. Die damals lebenden

Feld-

Feldherren brachten die Kriegskunst auf die höchste Spitze, und erwurben dem französischen Heere ein solches Ansehen, daß man die französischen Läger als die größten Kriegsschulen ansahe, und fremde Officiers sich eine Ehre daraus machten, einem Feldzuge unter einem Conde, Turenne, Luxemburg, Villars, Vendome ꝛc. beygewohnt zu haben. Die Befestigungskunst ward zu gleicher Zeit immer vollkommener gemacht, und es war keine Stadt, wie fest sie sonst auch immer seyn mochte, vermögend, der französischen Macht zu widerstehen, so daß es schien, als wenn die Festungen von den Franzosen weggeblasen würden. Unter eben diesem Könige erlangten die Wissenschaften gleichfalls ihre Vollkommenheit. Die herrlichen Schriften, die damals in der französischen Sprache ans Licht traten, brachten der Sprache das Ansehen zuwege, worinn sich dieselbe noch itzt befindet. Und dieses war hauptsächlich dem Könige zuzuschreiben. Denn, ungeachtet er selbst nicht gelehrt war, so war er doch ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit, und gab so gar Gelehrten in fremden Ländern ein jährliches Gehalt. Die Schriften, die damals ans Licht traten, waren nicht allein gelehrt und gründlich, sondern auch mit einem neuen und feinen Geschmack ausgearbeitet, so daß die Bücher, die unter der Regierung dieses Königes geschrieben worden, von den andern, die nachher herausgekommen, gar sehr unterschieden sind, und die letztern sehr weit

übertreffen. Eben so wenig fehlte es zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten an großen Staatsmännern und berühmten Künstlern, und Frankreich ward dadurch dasjenige Land, Paris aber diejenige Stadt, wohin Leute von allen Professionen, als in eine allgemeine Schule, eilten. Der König aber war gleichsam die Quelle, woraus alles dieses herfloß. Alles, was man damals in Frankreich sahe und hörte, war mehr als königlich. Die künstlichen und prächtigen Gebäude, die von dem König angelegt wurden, funden in andern Ländern keinen Glauben, als bis sie von den Ausländern selbst in Augenschein genommen wurden. Die Reisenden machten sich eine Ehre daraus, Versailles, Marly und anderr dergleichen Gebäude gesehen zu haben, am meisten aber machten sie sich damit groß, daß sie des Königs eigne Person gesehen, welcher auch noch in seinem hohen Alter alle und jede an schöner Leibesbildung übertraf. Auf keinen Regenten sind wohl leicht mehrere Lobgedichte und mehrere Stachelschriften verfertiget worden. In den erstern wird er als der größte König gepriesen, der jemals in Frankreich regieret, die letztern aber müssen, der nachtheiligen Abschilderung von ihn ungeachtet, dennoch gestehen, daß er der ansehnlichste und bewundernswürdigste König gewesen. Eben dasselbe kann man auch von einem andern Könige sagen, der damals in Schweden regierte. Sie werden leicht merken, daß ich von Carl dem

Zwölf-

Zwölften rede. Er kann zwar nicht unter die nützlichen Könige, die Schweden gehabt, gerechnet werden. Indessen ist doch alles, was von ihm in der Geschichte erzählt wird, so beschaffen, daß dergleichen niemals erhöret worden, und bey den Nachkommen auch kaum Glauben finden wird. Man darf nur seine Thaten ansehen, um hievon überzeugt zu werden. Ich habe daher niemanden bequemer gefunden, mit Alexander dem Großen verglichen zu werden, als diesen König, der der einzige in seiner Art gewesen, und von dem man fast glauben sollte, daß er aus einer andern Materie, wie der übrige Theil der Menschen, zusammengesetzt gewesen. Man würde ihn unter die größten Helden haben rechnen können, welche die Natur jemals hervorgebracht, wenn er sich zugleich erinnert hätte, daß er auch ein König, oder wenigstens doch ein Mensch, wäre. Rußland brachte zu eben derselben Zeit einen Regenten hervor, in dessen Person alle diejenigen Eigenschaften vereiniget waren, die von denenjenigen erfordert werden, deren sich der Himmel bedienet, die größten Dinge ins Werk zu setzen. Denn Peter der erste war ein großer König, ein grosser Gesetzgeber, und ein großer Philosoph. Rußland erhielt unter ihm eine andre Gestalt, wodurch die Staatsverfassung von Europa zugleich gänzlich verändert ward. Er ließ es nicht dabey bewenden, seine Unterthanen allein mächtig zu machen, er suchte sie auch vernünftig zu ma-

chen. Er prägte ihnen nicht allein die Tapferkeit, sondern auch die Tugend, ein. Er hat sich durch sein kluges Regiment, durch seine herrlichen Gesetze, und durch sein eigenes Exempel um sein Volk so sehr verdient gemacht, daß, wenn die Russen ihn an statt des heiligen Nicolai zum Patron und Schutzengel von Rußland machten, solches eher zu begreifen stünde, indem davon eine bessere Ursache angegeben werden könnte. Denn wenn er zu den Zeiten gelebt hätte, da man berühmte Männer, wegen einiger dem menschlichen Geschlechte erwiesenen Wohlthaten, unter die Götter zu zählen pflegte, so hätte er eine solche Vergötterung unfehlbar hoffen können. Seine Gemahlinn, die ihm in der Regierung folgte, war eine von den berühmtesten und erhabensten Fürstinnen, die in der Historie zu finden sind. Ihr durchdringender Verstand bahnte ihr den Weg zu einem der größten Thronen in der Welt, und verursachte, daß sie mit einer unumschränkten Gewalt über ein großes, unruhiges und fremdes Volk herrschte, ungeachtet die Russen sie noch in ihrem geringen und verachteten Stande gekannt hatten. Ja sie richtete die Erbfolge nach ihrem eignen Gutdünken ein, und regierte über Rußland, als wenn sie selbiges durchs Schwerdt erobert hätte. Diese wundernswürdigen Regenten waren in Europa zu einer Zeit zu sehen. Der Orient aber war damals nicht weniger an berühmten Fürsten fruchtbar, die so erhabene Eigenschaften besaſ-

sen

sen, daß ganze Jahrhunderte dergleichen Regenten nicht aufweisen können. In Indostan regierte Oran Zeb, welcher sich, theils durch List, theils auch durch Tapferkeit, den Weg zum Throne bahnte, zwey Königreiche, nämlich Visapur und Golconda, unters Joch brachte, dem ganzen Lande eine andre Gestalt gab, und ein Alter erreichte, dessen sich kaum ein andrer Regent jemals rühmen können, ohne dabey das geringste von seiner gewöhnlichen Munterkeit zu verlieren, welches er seiner strengen und mäßigen Lebensart zu danken hatte. Denn, ungeachtet er der reichste König auf dem Erdboden war, so genoß er doch nichts als Brodt, Wasser und Kräuter, und verzehrte für seine eigne Person nicht mehr, als was er heimlich mit seinen eignen Händen verdienen konnte. In Persien ließen sich kurz darauf drey wundernswürdige Männer nach einander sehen. Der erste war Myryweis, ein kleiner schatzpflichtiger Fürst, der durch List den persischen Thron untergrub. Der andre war Maghmud, der mit einer Handvoll Aguaner die persianische Regierung über einen Haufen warf, und das mächtige Reich unter die Füsse brachte. Der dritte war Nian, Kuli Kan, oder Schach Nadyr, der nur eine Privatperson war, Persien aber wieder in die Höhe brachte, und durch seine Tapferkeit ein solches Ansehen erlangte, daß er mit allgemeiner Einwilligung auf den persianischen Thron gesetzt, und nachher sowohl der Türkey, als auch dem Reiche des großen Mo-

guls, ein Schrecken ward, welches letztere er unter die Füsse brachte. Dieser vortreffliche Herr, welcher nicht nur die Schmach, worein Persien gerathen war, gerächet, sondern auch die Ehre der Nation bis auf den höchsten Gipfel erhoben hatte, kam nachher in einem Aufruhr ums Leben. Seine Mörder gaben für, daß er wegen der Grausamkeit umgebracht worden, welche er zuletzt ausgeübet, und wo dieses sich wirklich also verhält, so muß die Grausamkeit sehr groß gewesen seyn, weil selbige vermögend gewesen, das Andenken der von Schach Nadyr vordem empfangenen großen Wohlthaten aus dem Gedächtnisse der Persianer zu vertilgen. Man sollte fast denken, daß die Natur sich erschöpft haben würde, da sie zu einer Zeit so viele große und wundervolle Regenten hervorgebracht, und daß darauf in diesem Stücke eine große Dürre erfolget seyn würde. Weñ man aber den gegenwärtigen Zustand von Preussen, oder Brandenburg, erweget, so siehet man, daß die Natur noch itzo beschäfftiget ist, große Regenten zu bilden. Brandenburg war im vorigen Jahrhundert in keinem größern Ansehen, als die übrigen Churfürstenthümer in Deutschland. Zu Friedrich Wilhelm des Großen Zeiten aber fieng Brandenburg an das Haupt empor zu heben. Unter dem itzt regierenden Könige aber ist dasselbe zu einer so großen Macht gediehen, daß nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa, darüber aufmerksam geworden. Alle und jede stimmen darinn überein,

ein, daß dieſes einzig und allein den großen Eigenſchaften des itzt regierenden Königs zugeſchrieben werden müſſe. Die herrlichen Siege, die er über die ſtreitbarſten Nationen erhalten, haben ihm den Namen eines großen Feldherren erworben. Der Schatz, den er beſitzet, und wodurch er im Stande iſt, ſo zahlreiche Kriegsheere zu unterhalten, überzeuget einen jeden, daß er ein ſehr guter Haushalter ſeyn müſſe. Seine Anſtalten und Verordnungen, daran man nicht anders, als mit Bewunderung, gedenken kann, geben einen Beweis ab, daß er die Staatskunſt aus dem Grunde verſtehe. Die Veränderungen, die er in Abſicht auf die Geſetze getroffen, haben ihm den Namen eines großen Geſetzgebers zuwege gebracht, und die Gnade, die er denjenigen erzeiget, die ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften legen, verurſachet, daß er als ein Mäcenas und als der größte Beförderer der Gelehrſamkeit angeſehen wird. Die Schriften, die er ſelbſt verfertiget, zeigen nicht nur, daß er ſelbſt gelehrt ſey, ſondern räumen ihm auch einen Platz unter den beſten und ſinnreichſten Schriftſtellern ein. Seine Gedanken, in Abſicht auf die Moral, geben zu erkennen, daß er alle Vorurtheile beyſeite geſetzet, und ſeine Toleranz, in Abſicht auf die Religion, die von einigen getadelt worden, wird von andern billig als ein Zierrath in ſeinem Leben angeſehen. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich war neulich in einer Gesellschaft, wo man von mir den Ursprung gewisser itzt gewöhnlichen Gebräuche zu wissen verlangte. Einige von diesen Fragen wurden auch von mir beantwortet. Ich zeigte den Ursprung der Gewohnheit, daß man, nach Endigung des Geläutes, noch dreymal mit der Klocke anzustossen pflegt. Dieser Gebrauch rührt annoch von dem allgemeinen Befehl her, der damals gegeben ward, wie die siegreichen Waffen des türkischen Kayſers, Mahometh des Zweyten, der Christenheit den Untergang droheten. Denn damals ward verordnet, daß, wenn man diesen Klang der Klocken hören würde, man Gott um Beystand anrufen sollte, damit die Macht des Türken gehemmet werden möchten. Diesen Gebrauch hat man annoch beybehalten, ungeachtet wenige Menschen die Ursache desselben wissen, und daher auch nicht mehr beten. Wie man ferner wissen wollte, warum man bey Leichenbegängnissen die Klocken läutete, so zeigte ich, daß die-

dieſe Gewohnheit annoch aus einem alten Aberglauben herrührte. Denn da man in vorigen Zeiten die Meynung hegte, daß der Teufel durch das Geläute der Klocken vertrieben werden könnte, ſo pflegte man die Klocken anzuziehen, wenn jemand in letzten Zügen lag. Ungeachtet man nun zwar nachher zu einer beſſern Einſicht gelangte, ſo ward dieſer Gebrauch dennoch nicht völlig aufgehoben, ſondern in die noch itzt übliche Gewohnheit verwandelt, daß man läutet, wenn eine Leiche begraben wird. Aber auch dieſe Gewohnheit wird immer mehr und mehr abgeſchafft, ſo daß man niemals ein ſolches Geläute mehr höret, wo nicht ein alter Spießbürger, oder eine alte Matrone, begraben wird. Ich verſtehe hier das Läuten mit allen Klocken in der Stadt. Denn was die Klockenſpiele betrifft, ſo dienen ſolche bloß zur Zierde, und werden nirgends, als nur in den größten Städten, angetroffen, wo ſie bey allerhand feyerlichen Begebenheiten geſpielet werden. Die Geſellſchaft verlangte auch zu wiſſen, woher der Gebrauch entſtanden, am Johannisabend Feuer anzuzünden, welches an einigen Orten annoch die ganze Nacht hindurch brennet. Ich glaubte damals, daß dieſes Feuer als ein Freudenzeichen anzuſehen, weil dieſes Feſt zu der erfreulichſten und angenehmſten Zeit des ganzen Jahres einfällt, da der Sommer am ſchönſten, und die Nacht am kürzeſten iſt. Ich habe aber nachher bey ge-

nauerer Unterſuchung gefunden, daß dieſe Gewohnheit ſich gleichfalls auf einen alten Aberglauben gründet. Bey den Römern waren, zur Erinnerung der Erbauung der Stadt, allerhand Gebräuche eingeführet. Man ſteckte an einem gewiſſen Abend Heu und Stroh an, und ſprang durch dieſes Feuer hindurch, wodurch man die begangenen Sünden zu verſöhnen glaubte. Dieſe Gewohnheit ward nachher unter den Chriſten fortgepflanzt, und inſonderheit bey dem Neumond, und am Johannisabend ausgeübt. Verſchiedene Kirchenverſammlungen haben ſich bemühet, ſolche Gebräuche abzuſchaffen, ſie haben auch ſo viel ausgewirket, daß der damit verbundene Aberglaube gehoben worden. Aber dieſes Johannisfeuer nimmt man noch an verſchiedenen Orten wahr, und man thut dasjenige gegenwärtig zum Zeitvertreib, was vordem aus Aberglauben geſchahe. Der gemeine Mann hat auch hiebey keine andere Abſicht, weil derſelbe den Urſprung dieſes Gebrauches nicht einſiehet, noch weiß, wohin derſelbe in vorigen Zeiten gezielet. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe sowohl in meiner Kirchenhistorie, als an andern Orten in meinen Schriften, gezeiget, daß es schwer sey, die Zeit anzugeben, wenn der Stand der Knechtschaft unter den Christen aufgehoben worden, und bey welcher Gelegenheit dieses geschehen. Man findet, daß die Knechtschaft, noch einige hundert Jahre nach der Einführung des Christenthums, allenthalben gebräuchlich gewesen, und daß die alten Kirchenväter, ja die Apostel selbst, dafür gehalten, daß die Knechtschaft nicht mit den Hauptartikuln der Religion streite, indem sie selbst die Herren ermahnen, mit ihren Knechten gelinde umzugehen. Man findet nicht weniger, daß es unter den Christen eine lange Zeit gebräuchlich gewesen, sich selbst in die Knechtschaft zu verkaufen, und daß dieses im siebenden, achten und neunten Jahrhundert in vollem Schwange gegangen, wovon Philippus Dattius, in seiner Schrift de venditione liberorum, verschiedene Beyspiele anführet. Die Handlung, wodurch dieses geschahe, ward obnoxiatio genannt,

nannt, wie man aus den Formuln des Marculphs abnehmen kann, die also lauten: Ideo ſtatum ingenuitatis meae nobis viſus ſum obnoxiaſſe, ita vt ab hoc die de veſtro ſeruitio penitus non diſcedam. Es hatten aber nicht nur Privatperſonen, ſondern die Kirchen ſelbſt, ihre Sklaven, und bemelbeter Schriftſteller zeiget, daß man ſolche Sklaven gegen Pferde vertauſchet. Die Einweihung zur Knechtſchaft geſchahe auf verſchiedene Art. Unter andern pflegte man demjenigen, der ein Sklave ward, einen Strick, womit man die Klocken läutete, um den Hals zu legen. Aimonius erzählt, daß eine adeliche Jungfrau, Namens Adelais, zu dem Grabe des heiligen Benediktus gebracht worden, um von ihrer Krankheit geheilt zu werden, iedoch mit dieſer Bedingung, wenn der Heilige ſie nicht heilen würde, ſo ſollte ſie wieder zu ihren Eltern zurück gebracht werden; Würde ſie aber die Hülfe des Heiligen erfahren, ſo ſollte ſie eine Sklavinn des Heiligen, oder welches einerley iſt, der dortigen Mönche, bleiben. Und weil das letztere geſchahe, ſo blieb ſie in der Knechtſchaft, worinn ſie, nach dem Zeugniß des Aimonius, den Mönchen alle nur mögliche Dienſte geleiſtet. Man ſiehet hieraus, daß die Mönche die alten heydniſchen Opferprieſter zum Muſter genommen, die, unter dem Namen der Götter und Göttinnen, Matronen und Jungfrauen ſchwächten, deren Kinder nachher

her als himmlische Pfänder angesehen wurden, und hierauf gründet sich der Anspruch des Hercules, des Alexanders und andrer auf den Namen und Titul der Halbgötter. Wollte Gott, daß es allein in diesem Stücke wäre, worinn diese heiligen Mönche den heydnischen Priestern nachgeahmet. Man findet aber, daß es noch in vielen andern Stücken und an vielen andern Orten gleichfalls geschehen, weßfalls auch die Klosterhistorien nichts anders als ärgerliche Kroniken sind. Ich bin ꝛc.

Der

sieben und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Unter den Dingen, worüber man sich in dem unterirdischen Tagebuch am meisten aufhält, ist auch dieses befindlich, daß die meisten europäischen Völker, auch diejenigen, welche Frankreichs Feinde sind, sich doch nach den französischen Moden und Gewohnheiten, insonderheit in der Kleidertracht blindlings richten. Man kann die Ursache begreifen, weßfalls man gewisse zierliche und bequeme Kleider allenthalben angenommen, die von dieser oder jener Nation erfun-

erfunden worden, aber davon ist die Ursache nicht zu ergründen, weßfalls man alle Moden und Gewohnheiten, die aus Frankreich kommen, sie mögen auch sonst so lächerlich seyn, als sie immer wollen, ohne allen Unterscheid annimmt. Man kann begreifen, warum die sogenannte Uniforme von andern Staaten angenommen worden, die zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich erfunden ward, indem eine solche Gleichheit in der Kriegstracht sowohl zur Zierde, als zur Bequemlichkeit, gereichet. Aber die große Bereitwilligkeit ist nicht zu begreifen, womit man alle französische Kleidermoden, so gar auch diejenigen, welche einen verstellen und unbequem sind, ohne alles Bedenken annimmt, ja auch diejenigen sich gefallen läßt, die man im Anfange selbst verlacht und verachtet hat, und zwar dieses alles aus keiner andern Ursache, als weil sie aus Frankreich kommen. Was dieses einigermaßen begreiflich macht, solches ist der Eigennutz der französischen Schneider und Krämer, welche ihre Rechnung bey der Veränderung der Kleidertracht finden, und es daher also einzurichten wissen, daß man die Kleider wegwerfen muß, ehe solche vertragen worden, und diese den Namen alter Kleider erhalten, wenn sie gleich noch ganz neu sind. Und weil die Schneider bey andern Nationen ihre Nahrung gleichfalls dadurch befördert sehen, so suchen sie diesen vielfältigen Veränderungen, so viel sie nur können, das Wort zu reden, und rühmen

men solche nicht allein, sondern sie machen sich auch eine Ehre daraus, daß sie dasjenige so vollkommen nachmachen und abcopiren können, was sie doch oft selbst in ihrem Herzen belachen. Aber dadurch wird doch die Hauptsache selbst nicht gehoben. Denn es ist annoch die Frage zu beantworten übrig, warum die Schneider in andern Ländern dieses nicht auch zu thun vermögend sind? warum englische, preussische und österreichische Kleidertrachten stets nur, daß ich so rede, national bleiben, die französische Kleidermode aber von ganz Europa angenommen wird? Die kurzen preussischen Kleider, die von dem vorigen Könige eingeführt wurden, haben keine Liebhaber gefunden. Sie blieben stets preussisch, sie würden aber allgemein geworden seyn, wenn sie in Frankreich wären erfunden worden. Eben dieses kann man von den Kleidertrachten andrer Länder sagen, welche sich niemals weiter verbreitet haben, sondern beständig in den Gränzen des Landes, wo man sie zu tragen gewohnt gewesen, eingeschlossen geblieben, weil man sie für ungeschickt, unbequem, und von einem verdorbenen Geschmacke herrührend, erkläret hat. Die französischen Schneider aber bekümmern sich gar nicht um die Zierlichkeit oder Bequemlichkeit der Kleidertracht, weil sie aus der Erfahrung wissen, daß die Kleider, welche sie verfertigen, sie mögen übrigens zu eng oder zu weit seyn, die Knöpfe mögen forn oder hinten sitzen, dennoch für so bequem als zierlich gehalten,

ten, und von allen Nationen ohne die geringſte Einrede angenommen und nachgemacht werden. Die Moden wechſeln auch innerhalb einer kurzen Zeit beſtändig mit einander ab, die Kleider ſind bald eng, bald weit, bald lang, bald kurz, und endlich werden ſie durch die Circulation wieder eben ſo gemacht, als ſie vor zwanzig Jahren verfertiget worden. Daher verkaufte ein gewiſſer Mann ſeine Kleider niemals, ſondern er legte ſolche nur beyſeite, in der Hoffnung, daß ſelbige nach einigen Jahren wieder neu, und nach der Mode eingerichtet ſeyn würden. Und er betrog ſich auch nicht in dieſer ſeiner Meynung. Einige ſchreiben den Vorzug, den Frankreich ſich hierinn erworben, der Größe dieſes Reiches zu; und es ſcheint auch nicht ungereimt zu ſeyn, daß die kleinern Staaten die größern, ſowohl in Abſicht auf die Sitten und Sprache, als auch in Abſicht auf die Kleidertracht, zum Muſter nehmen. So gegründet aber dieſes auch vielleicht, in Abſicht auf Savoyen, Lothringen, Flandern und andre an Frankreich gränzende kleinern Staaten, ſeyn mag, ſo wenig iſt dieſes dennoch in Abſicht auf andre Reiche, inſonderheit auf Deutſchland, gegründet, als welches nicht nur an und für ſich ſelbſt größer, ſondern auch reicher an Einwohnern und Städten iſt, und ſich überdem wegen des Kayſerthums noch einen Vorzug vor Frankreich zueignet. Man findet nicht, daß die großen Univerſalmonarchien dieſes zu bewirken vermögend geweſen. Man findet nicht,

daß

daß die griechischen Städte ihre Kleider nach einem persischen Muster machen lassen. Man findet nicht, daß Athen, Theben, Corinth und andre Macedonien unterworfene Städte die macedonische Kleidertracht, Sprache und Sitten nachgeahmet. Es wird also noch etwas mehreres erfordert, diese Schwierigkeit zu heben und ich glaube, daß die vernünftigste Ursache hierinn bestehet. Der Theil der Welt, den wir bewohnen, hat seit der Herrschaft der Römer verschiedene Veränderungen erlitten. Vor einigen Jahren herrschte allenthalben die dickste Barbarey und Unwissenheit, nachher verschwand diese grobe Barbarey, an deren statt aber stellte sich die Pedanterey wieder ein, so, daß es annoch ungewiß ist, ob man diejenige Zeit am meisten beklagen soll, da man nichts wußte, oder da man gar zu viele unnütze Dinge wußte, da man keinen, oder da man einen verdorbenen Geschmack hatte. Denn die Trägheit ward in Munterkeit verwandelt, wodurch man aber dennoch nichts ausrichtete. Man disputirte über Sachen, die man nicht wuste, mit eben so vieler Fertigkeit, und mit einem eben so großem Eifer, als über Sachen, die einem bekannt waren, und Europa war eben so fruchtbar an pedantischen und scholastischen Skribenten, als es an guten Schriftstellern unfruchtbar war. Kurz vor der Reformation Lutheri ward der Geschmack einigermaßen verbessert, und den Leuten giengen die Augen immer mehr auf, so, daß Europa in der Religion, im Staate, in der

Gelehrsamkeit, in Künsten und Sitten, eine ganz andere Gestalt erhielte. Man richtete an verschiedenen Orten hohe Schulen auf, Europa war allenthalben mit gelehrten Männern angefüllet, man war bemühet, die Künste und Handwerker zu verbessern, man war auf neue Erfindungen, und auf eine mehr gesittete Lebensart bedacht, und alles ward so hoch getrieben, daß auch viele der Meynung waren, daß nichts weiter zu verbessern übrig wäre. Es waren aber nur die Materialien gut, um mit der Zeit durch Hülfe derselben ein zierliches und prächtiges Gebäude aufzuführen, und es war ein grauer Stein zwar in Marmor verwandelt, aber noch nicht geschliffen. So war der Zustand von Europa beschaffen, als Ludwig der Vierzehnte den französischen Thron bestieg. Unter diesem grossen Könige erhielt Frankreich eine ganz neue Gestalt, so, daß man von dem Anfange seiner Regierung eine neue Zeitrechnung in der Historie festsetzen kann. Ich will der großen Macht nicht erwehnen, wozu das Reich durch seine siegreichen Waffen gelangte, ich will bloß seiner Freygebigkeit gedenken, wodurch die Gelehrsamkeit, die Künste und Wissenschaften gleichsam auf einmal auf den höchsten Gipfel erhoben wurden. Und hiedurch erlangte dieser König weit billiger, als durch alle Kriege die er so glücklich führte, das Recht, sich den Namen des großen Ludwigs zuzueignen. Damals sahe man Proben von allem, was der Witz und die Hände der Menschen

nur

nur immer hervorzubringen vermögend sind. Die französische Sprache erhielt die Vollkommenheit, wodurch dieselbe fast eine allgemeine Sprache des ganzen christlichen Europa geworden. Die prächtigen Gebäude und Kunststücke, die wir noch sehen, geben zu erkennen, wie hoch die Kunst hierinn getrieben worde. Man konnte zwar auch bereits vorher durch Lesung guter Schriften gelehrt werden. Aber die französischen Bücher, die zu diesen Zeiten geschrieben wurden, waren so gelehrt, und zugleich auch so angenehm abgefaßt, daß auch das Frauenzimmer und ungelehrte Personen, welche sich bisher nicht im geringsten um die Gelehrsamkeit bekümmert, sich nunmehro darinn vertieften. Man legte sich nicht weniger auf anständige Sitten und auf eine wohleingerichtete Lebensart, wodurch der Umgaug und die Gesellschaften höchstangenehm und reitzend wurden. Des Königs Person aber war bey diesem allen das Muster, dem man nachzuahmen suchte. Der Geschmack ward in allen Stücken so geläutert, daß alle andre Nationen auf ihren eignen Geschmack Verzicht thäten, und sich bemüheten, den französischen Geschmack im Reden und Umgang, in der Kleidertracht, im Essen und Trinken, anzunehmen, weßfalls denn andre Länder mit französischen Hofmeistern, mit Französinnen, mit französi-

schen Sprachmeistern und Köchen angefüllet wurden. Man darf sich also nicht wundern, daß die meisten andern Nationen zu den damaligen Zeiten ihre eignen alten Sitten, ihre eignen Waaren und Arbeiten verachteten, und so wenig Geschmack an einem Ragout funden, wo solches nicht von einem französischen Koche zubereitet worden, als ein Kleid tragen wollten, wenn solches nicht nach einem französischen Muster zugeschnitten worden. Ja es fehlte nichts mehr, als daß unsre Matronen und Jungfern auch die jungen Männer und Freyer unter ihren Landsleuten verachteten, und sich Männer von Paris verschreiben ließen. Ich kann nicht umhin, hiebey eine artige Historie zu erzählen, die in der schönen Schrift, Memoires de Brandebourg, angetroffen wird. Nachdem, heißt es daselbst, die Mutter des berühmten Herrn von Canitz, alle französische Moden genau beobachtet, so trug sie, um sich unter dem berlinischen Frauenzimmer auch in diesem Stücke hervorzuthun, einem Kaufmann auf, ihr von Paris einen jungen schönen, wohlgewachsenen und artigen Mann zu verschreiben, weil sie glaubte, daß davon in Frankreich ein eben so großer Vorrath, als von andern schönen Kramwaaren, anzutreffen seyn würde. Der Kaufmann, der in dieser Art der Kaufmannschaft keine sonderliche Erfahrung hatte, richtete indessen doch dasjenige, was ihm waraufge-

getragen worden, so gut aus, als er konnte. Sein Correspondent suchte eine Person aus, die funfzig Jahr alt und übrigens fast beständig krank war. Wie dieser Mann, der sich Marquis de Brinbok nannte, in Berlin ankam so ward die Frau von Canitz darüber zwar im Anfange nicht wenig bestürzt. Weil sie ihn aber doch indessen selbst verschreiben lassen, er auch ein gebohrner Pariser war, so nahm sie ihn doch endlich zur Ehe. Es war ein Glück für das brandenburgische Frauenzimmer, fügt der hohe Verfasser hinzu, daß diese Ehe zum Mißvergnügen der Frau von Canitz ausfiel. Denn sonst würden alle unsre schönen Weiber und Jungfrauen in französische Hände gefallen, die Bürger in Berlin aber, wie die alten Römer, gezwungen worden seyn, die Schönheiten der benachbarten Länder, so wie ehemals das sabinische Frauenzimmer, zu rauben. So weit gehet die Betrachtung des durchlauchtigsten Verfassers, welcher übrigens den herrlichen Zustand Frankreichs unter diesem Könige mit würdigen Lobsprüchen erhebt, worinn man demselben völlig Beyfall geben muß. Kein Zeitpunkt in der Geschichte ist merkwürdiger, als dieser, und Frankreich war damals der rechte Sitz der Künste und Wissenschaften, ja man muß der französischen Nation die Ehre lassen, daß sie andre europäische Nationen aufgekläret, und mehr gesit-

tet gemacht, ja dasjenige in einem halben Jahrhundert ausgerichtet, was ein jeder für eine Arbeit von einigen Jahrhunderten würde angesehen haben. Man siehet hieraus, was ein Regent ausrichten, und was, durch Aufmunterungen und Belohnungen, insonderheit bey einem Volke zuwege gebracht werden kann, welches mit einer natürlichen Munterkeit begabt ist. Alles gieng in der größten Geschwindigkeit von statten, und es scheint noch unbegreiflich zu seyn, wie solche wichtige Dinge innerhalb einer so kurzen Zeit, insonderheit unter einem Könige ausgerichtet werden können, der eine mäßige Erziehung gehabt, und in der Jugend nichts gelernet hatte. Denn er war eben so ungelehrt, als er ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit war. Er selbst konnte nicht unter die streitbaren Könige gerechnet werden, und dennoch erhielt das Land unter seiner Regierung das Ansehen einer Kriegsschule. Er selbst war der Wollust ergeben, und dennoch ist die Anständigkeit in Sitten und im Umgange niemals mehr, als unter seiner Regierung, beobachtet worden. Er prägte den Unterthanen die Tugenden ein, die er selbst nicht besaß, und brachte ihnen eine Neigung zu solchen Dingen bey, denen er selbst nicht ergeben war. Man kann also diejenigen entschuldigen, welche dieses alles einem unersättlichen Ehrgeitze des Königes zuschreiben, und glauben, daß

derselbe, nach dem Beyspiel der alten Römer, sowohl durch seine siegreichen Waffen, als durch andre glänzende Thaten, sich den Weg zu einer allgemeinen Herrschaft zu bahnen, und dadurch die angränzenden Länder einzunehmen, und sich gewogen zu machen, gesuchet. Er brachte es auch wirklich dahin, daß er in andern Ländern eben so sehr gefürchtet als geliebet ward, und seine Historie mit eben so vielen fremden Lobeserhebungen, als Satyren, angefüllet worden. Dem sey übrigens wie ihm wolle, und der König mag entweder durch einen alle Schranken übersteigenden Ehrgeitz, oder durch andre Ursachen, zu dem, was er vorgenommen, veranlasset worden seyn; so verdient dennoch sein Name jederzeit, mit dem vollkommensten Rechte, das verehrungswürdigste Andenken. Und zwar nicht allein in Frankreich, wegen des Ansehens, welches er diesem Reiche zuwege gebracht, sondern auch in andern Ländern, wegen des Nutzens, den diese seinen Anstalten und Stiftungen zu danken haben, insonderheit aber wegen der Freygebigkeit, die er auch gegen fremde Künstler und Gelehrte blicken lassen. Die Eitelkeit hat wichtige Dinge veranlasset, und der Ehrgeitz hat, wie man im Sprüchworte zu reden pflegt, die meisten Hospitäler gebauet. Man rühmt ein prächtiges Gebäude, ohne nach der Ursache zu fragen, weßfalls dasselbe aufgeführet

ret worden. Ein Geschenk ist ein Geschenk, es mag mit der rechten, oder mit der linken Hand gegeben werden, und eine Wohlthat ist eine Wohlthat, sie mag übrigens aus Eitelkeit oder aus Andacht herrühren. Da demnach Frankreich unter diesem Könige eine so glänzende Gestalt erhielte, so war es um so viel weniger zu bewundern, daß die meisten europäischen Völker dahin eilten, um dasjenige zu hören, zu sehen, und zu lernen was sie in ihrem eignen Lande nicht antrafen. Und was ist leichter zu begreifen, als daß sie bey dieser Gelegenheit die Franzosen auch in den Sitten, in der Lebensart und in der Kleidertracht zum Muster nahmen? Jedoch dieser blühende Zustand von Frankreich war von keiner langen Dauer. Das Reich schien mit seinem König alt zu werden, und, so wie die Gemüths- und Leibeskräfte bey dem Könige mit den Jahren abnahmen, so nahm auch die Hurtigkeit und Geschicklichkeit bey den Unterthanen ab; und es schien hier eben eine solche Sympathie, wie bey den Menschen zwischen Haupt und Gliedern, zu seyn, welche zugleich gebohren werden, zugleich zunehmen und blühen, auch zugleich abnehmen und verwelken. Gegen das Ende der Regierung dieses Königes sahe man keine große Feldherrn mehr. Anstatt eines Conde, eines Türenne, eines Luxemburgs, und andrer berühmten Kriegshelden, sahe man nun nur allent-

hal-

halben mittelmäßige Generals, und Villars war fast der einzige, den Frankreich annoch aufweisen, und einem Eugenius und Marlborough entgegen setzen konnte. Die Waffen, wodurch die Franzosen vordem die Festungen gleichsam wegblasen konnten, waren auch nicht mehr vorhanden. Anstatt solcher Staatsminister und Schatzmeister, dergleichen Louvois und Colbert waren, sahe man nur einen Feuquier, einen Chamillard, einen Pont Chartrain, und dergleichen Leute. Die wichtigen Reichssachen wurden vormals von den scharfsinnigsten und klügsten Köpfen besorget. Nunmehro hatte die Frau von Maintenon solche allein in Händen, nnd der König beschloß gegen das Ende seiner Regierung niemals etwas, bis er die Frau von Maintenon durch das bekannte qu' en dites vous Madame? um ihre Meynung befragt hatte. Die gelehrten Männer und Künstler fiengen auch nach und nach an abzunehmen. Die Fruchtbarkeit ward in einen gewissen Mißwachs verwandelt, und Frankreich schien nicht mehr Frankreich zu seyn. Im Gegentheil aber nahmen die benachbarten Länder, welche sich den blühenden Zustand von Frankreich zu Nutze gemacht hatten, in der Kriegskunst, in den Wissenschaften, und in Absicht auf ein gesittetes Leben, immer mehr und mehr zu. Frankreich konnte also den Namen einer allgemeinen Schu-

le für andre europäiſche Völker nicht mehr behaupten, und die Reiſen nach Paris waren nicht mehr ſo nothwendig, als vorher. So leicht es demnach zu begreifen iſt, daß andre Nationen bey dem blühenden Zuſtande von Frankreich ſich bemühet, die franzöſiſchen Moden anzunehmen, und in eine pariſiſche Form umgegoſſen zu werden, ſo ſchwer iſt es doch, eine Urſache ausfündig zu machen, weſfalls man annoch damit fortfähret, da ein jeder doch gegenwärtig von ſeinem eignen Lande ſagen kann: Hic Rhodus, hic ſalta. Was aber ehedem aus einer guten und nützlichen Abſicht geſchahe, das geſchiehet gegenwärtig aus Gewohnheit. Ein jeder junger Menſch, der zu dieſen Zeiten nach Paris reiſet, kann davon keine andre Urſache angeben, als eine hergebrachte Gewohnheit, und damit er dem Beyſpiel ſeines Vaters und ſeiner Voreltern folgen möge. Auf eben dieſelbe Art reiſen unſre jungen däniſchen Studenten nach Deutſchland, um die Theologie zu erlernen, da doch das theologiſche Studium in Dännemark dergeſtalt überhand genommen, daß man von hier aus andre evangeliſche Länder mit theologiſchen Profeſſoren verſehen kann. Wer nahe an einem Fluſſe wohnet, der reiſet gewiß nicht hundert Meilen, um anderwärts Waſſer zu holen. Die pariſiſchen Kreutzzüge, die annoch täglich angeſtellet werden, rühren demnach ein-

zig und allein aus einer übel gegründeten Gewohnheit her, und die Grille, daß Schuhe, Kleider und Peruken den Leib nicht zieren, wo solche nicht nach einem französischen Muster eingerichtet sind, ist nicht weit von der Verrückung des Verstandes entfernet, insonderheit, wenn man siehet, daß die pariſischen Kleidermoden sich nicht auf die Bequemlichkeit oder Zierde gründen, sondern bloß aus der Ursache alle Augenblicke verändert werden, damit man sie verändere, und die alten Moden, welche man vor einigen Jahren verworfen, wieder einführe. Doch muß man einigen Völkern, insonderheit dem nordischen Volke, darinn recht wiederfahren lassen, daß sie annoch fest über einige wenige alte und national Gebräuche und Gewohnheiten halten, welche darinn bestehen, daß man sich mit Essen und Trinken überladet, und den Leib wenig oder gar nicht beweget. In diesem Stücke ist die französische Lebensart, die das Gegentheil hievon enthält, wohl gegründet. Aber eben darum scheint es, daß man sie verachtet. Möchten wir doch allein die vernünftigen Moden der Franzosen annehmen, oder ihnen wenigstens sowohl in dem einen als in dem andern folgen. Die Bewegung des Leibes, welche die Franzosen als eine Wollust ansehen, ist den nordischen Völkern eine Pönitenz. Jene brauchen ihre Füsse, um den Leib gesund

zu

zu erhalten. Dieſe brauchen den Lehnſtuhl, und verlaſſen denſelben niemals, wodurch allerhand Krankheiten verurſachet werden. Jene laſſen ſich öfters an einer Schüſſel begnügen, bey dieſen aber muß der Tiſche ganz mit Schüſſeln bedeckt ſeyn. Den wenn man hier in Norden gute Freunde auf ein Butterbrod bittet, ſo verſtehet man dadurch eine Abendmahlzeit von ein halb Dutzend Gerichten. Was man hier in Norden eine Suppe nennet, daraus macht man in Frankreich drey Gerichte. Denn zuerſt trägt man die Suppe oder Bouillon, hiernächſt das Fleiſch, und endlich, als das dritte Gericht, die Klöße auf, welches man hier in Norden und in Deutſchland zuſammen ein Gericht nennet. Ich könnte zum Beweis noch verſchiedene andre Dinge anführen, um zu beweiſen, daß es bloß unſre eigne thörichte Moden ſind, worinn wir uns verlieben, wogegen wir fremde und gute Gewohnheiten verachten, die ſchlechten und thörichten aber annehmen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ein Reisender besuchte mich einmal an einem Morgen auf meinem Gute, und beschwerte sich über Durst und Hitze. Ich bot ihm hierauf Thee an, und er trank so lange Thee, biß sein Durst gestillet war. Nachher aber bat er sich ein Glas Brandwein aus, um das Wasser wieder zu versetzen, und nachdem er nach Landesgebrauch eine ziemlich starke Portion hiervon zu sich genommen hatte, so ward er eben so heiß und durstig, wie vorhin, und reisete in eben demselben Zustande wieder weg, worinnen er gekommen war. Dieses Betragen meines Freundes gab mir zu allerhand philosophischen Betrachtungen Anlaß, und ich gedachte bey mir selbst, sind nicht verschiedene Handlungen der Menschen von einer gleichen Beschaffenheit, und kann nicht ein großer Theil solcher Handlungen mit dem Kegelspiel verglichen werden,

da

da man die Kegel niederwirft, um sie wieder aufzusetzen, oder mit dem Tobacksschmauchen da man den Rauch an sich zieht um ihn wieder wegzublasen. Die vornehmste Eigenschaft der Menschen scheinet demnach darinn zu bestehen, daß sie sich bewegen, jedoch ohne merklichen Fortgang, und man könnte füglich folgende Beschreibung von dem Menschen machen: Der Mensch ist ein Wesen, welches beständig nach dem Ziele läuft, aber doch immer gleich weit davon entfernet ist. Diese Beschreibung ist nicht ganz ungegründet, sondern kann durch verschiedene Beyspiele, und durch die tägliche Erfahrung bestätiget werden Man bemerkt öfters, daß alte Leute sich Bibliotheken anschaffen, und solche mit großer Sorgfalt in eine zierliche Ordnung setzen, da sie doch beschlossen haben, oder doch wenigstens versichert seyn können, daß diese Bücher nach einer kurzen Zeit alle wieder stückweise werden verkauft, und also hin und wieder zerstreuet werden, so, daß sie dasjenige, das zerstreuet war, sammlen, damit dasjenige, was sie gesammlet, wieder zerstreuet werden möge. Was macht man nicht für Bewegungen, so oft ein Krieg soll geführet werden? Einige Jahre vorher werden dazu bereits alle Anstalten vorgekehret, man richtet Magazine auf, man wirbt Soldaten, die Schatzkammern werden ausgeleeret, und einige tausend Menschen erschlagen. Wenn

der

der Krieg einige Jahre gewähret, so wird endlich der Friede unter der Bedingung geschlossen, daß die Gefangenen, und die eroberten Festungen und Länder wieder zurück gegeben werden sollen, übrigens aber alles in dem Stande bleiben soll, worinn es vor dem Kriege gewesen. Wenn ich alle die Kriege vollendet habe, die ich zu führen gedenke, sagte ehemals der epirotische König Pyrrhus, so will ich mich zur Ruhe begeben, und der guten Tage genießen. Cyneas antwortete: wenn du durch den Krieg nichts anders zu erhalten suchest, und wir ohne Krieg diesen Endzweck erhalten können, so wollen wir uns gleich der Ruhe ergeben, und der guten Tage genießen. Man muß eben so von den gelehrten Versammlungen urtheilen, worinn man über allerhand annoch nicht ausgemachte Meynungen in geistlichen und weltlichen Sachen streitet. Denn am Ende behält ein jeder seine Meynung, die er mit in die Versammlung gebracht, und man stellt eine neue Zusammenkunft an, die auf dieselbe Art geendiget wird. Wenn man die Regierungsarten ansiehet, so findet man, daß selbige nach verschiedenen Veränderungen, endlich wieder in die alte Verfassung gesetzt, und die Monarchien in Aristokratien, die Aristokratier in Demokratien, und die Demokratien wieder in Monarchien, verwandelt worden; so, daß die Gestalt der Regierungsform durch die

Cir-

Circulation zuletzt eben dieselbe wieder wird, welche sie war, ehe man daran zu künsteln anfieng; so wie der Zeiger an einer Uhr, wenn er zwölf Stunden durch gelaufen, wieder auf eben dieselbe Zahl weiset. Wenn Cajus zwölf Stunden lang gelaufen und geschwitzet, Mevius aber inzwischen ganz ruhig auf seinem Lehnstul gesessen, so findet sich zuletzt, daß beyde gleich viel ausgerichtet. Chrysophilus ist stets darauf bedacht, seine Schätze zu vermehren, und seinen Zustand zu verbessern. Er häuft Schätze, und wird dennoch dadurch weder reicher noch ärmer, weder magerer noch fetter, sondern er bleibt immer eben derselbe, ehe er anfieng Schätze zu sammlen. Seine Geldbeutel schwellen allein auf, und nicht der Haushalter, sondern allein das Haus, wird reich. Mit einem geitzigen Verschwender, mit einem Catilina, hat es eine gleiche Bewandniß. Er sammlet zu dem Ende, um dasjenige, was er erworben, wieder zu zerstreuen, er giebt mit der einen Hand wieder weg, was er mit der andern nimmt, und bleibt mit aller seiner Bewegung eben derselbe, der er vorher war. Er kann mit einem Kranken verglichen werden, der ein Brechmittel einnimmt, um solches wieder wegzugeben, und ist einem Menschen ähnlich der, wie die Poeten sagen, Wasser in ein Sieb sammlet, da das Wasser immer aus der Quelle genommen wird, und wie-

wieder in die Quelle läuft. Ein guter Freund rühmte einmal seine Magentropfen, die seinen Magen wieder in Ordnung brächten, wenn er denselben überladen hätte. Ich antwortete ihm aber, wenn er seinen Magen nicht überlüde, so hätte er auch nicht nöthig, Magentropfen zu nehmen, um seinen Magen wieder in Stand zu setzen. Nichts aber ist geschickter, jemanden hiervon zu überführen, als die Veränderung in der Mode und in der Kleidertracht. Wenn jemand zehn Kleider und Hüte hat, so kann er versichert seyn, daß er ein Kleid und einen Hut hat, der nach der Mode ist. Denn die Veränderung der Mode besteht darinn, daß man aus dem alten etwas neues, und aus dem neuen wieder etwas altes macht. Was den Geschmack anlanget, so hat Blackmore gezeiget, wie oft der Geschmack der Engländer in Absicht auf die Schriften in einem Jahrhundert verändert worden. Wenn man dieses alles betrachtet, so erhellet daraus, daß viele Menschen Knoten schürzen, welche sie zu dem Ende auflösen, damit sie neue Knoten schürzen mögen, so daß es scheinet, als ob sie sich bewegten, da sie doch beständig stille stehen. Der große griechische Weltweise Zeno Eleates behauptete, daß nichts in der Natur sich bewegte, sondern daß die Bewegung, die man zu bemerken glaubte, nur dem Scheine nach nicht aber in der That, vorhanden sey. Die Grün-

de, die er angiebt, sind scharfsinnig, aber sophistisch. Dasjenige, was ich angeführet, könnte seine Meynung bestärken, jedoch nur in Absicht auf gewisse Menschen, welche dem Scheine nach gehen und sich bewegen, in der That aber still stehen, und nicht aus der Stelle kommen. Ich bin ꝛc.

Der

neun und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Der Ruhm, den ich in einem von meinen Briefen einem gewissen Herrn beygelegt, hat viele begierig gemacht, den Namen dieses Herrn in Erfahrung zu bringen. So lange dieser Herr gelebet, habe ich niemanden offenbaren wollen, wohin ich gezielet, indem das Lob, welches man annoch lebenden Personen beylegt, als eine Heucheley angesehen wird, wodurch man die Gunst der Großen zu gewinnen suchet. Nun aber will ich mich deutlicher erklären, und Ihnen, mein

Herr,

Herr, offenbaren, daß dieser Herr derjenige sey, der im Jahr in einem hohen Alter gestorben. Man kann auf ihn anwenden, was den Menschen insgemein zum größten Ruhme ausgelegt wird, daß er vielmehr wirklich ein großer Minister seyn, als scheinen wollen. Denn, weil er verschwiegen und bedachtsam in allen Stücken war, so konnten seine großen Eigenschaften denenjenigen nicht so sehr in die Augen leuchten, die nur gewohnt sind, auf die äußere Schale, nicht aber auf den Kern zu sehen. Und weil er keine Gelegenheit hatte, sich auf dem Schauplatz sehen zu lassen, wo seine Tugenden in ihrem vollen Glanze erscheinen konnten so waren seine herrlichen Eigenschaften gleichsam immer durch einen Dampf und Nebel bedecket. Indessen zeigten doch die Strahlen, die aus dieser Wolke hervorbrachen, daß dieser Herr mit einer großen Redlichkeit, mit einer tiefen Einsicht in die Staatskunst, mit einer unüberwindlichen Beständigkeit, mit einer ungemeinen Scharfsinnigkeit und mit andern herrlichen Eigenschaften begabt war, wodurch andre einen großen Namen in der Historie erlangt haben. Wenn er sich in selbigen Umständen, wie ein Ximenes, ein Ochsenstirn, und ein Fleury befunden, so würde er einen eben so großen Ruhm erlangt haben. Die Geschicklichkeit war bey ihm eben so vollkommen, als bey den itztangeführten

Männern. Die Gelegenheit aber, dieſe Geſchicklichkeit anzuwenden, war verſchieden. Denn man kann die Fähigkeit und Erfahrung eines Steuermannes nicht anders, als bey Sturm und Ungewitter, kennen lernen. Was aber andre große Geiſter anbelanget, die ſich durch viele glänzende Thaten hervorgethan, ſo würde er, wenn er auch gleich gekonnt hätte, dennoch ihre Fusſtapfen niemahls betreten haben Denn ſeine Behutſamkeit und tiefe Einſicht ließ ihm nicht zu, an mehr als eine Sache auf einmal zu denken, um nicht, nach dem Exempel ſolcher großen Geiſter, etwas vorzunehmen, welches nicht beſtehen könnte, oder etwas zu bauen, welches wieder niedergeriſſen werden müßte. Denn je mehr Einſicht und Scharfſinnigkeit man beſitzet, deſto langſamer geht man zu Werke, und je tiefer man eine Sache einſiehet, um ſo viel mehrere Schwierigkeiten trifft man dabey an. Ungeachtet er ſelbſt den beſten Rath zu ertheilen vermögend war, ſo hörte er doch ſtets das Bedenken von andern an, daher wurden ſeine Entſcheidungen allemal als Orakulſprüche angenommen. Er ward eben ſo ſehr geliebet, als gefürchtet, und er zeigte dadurch, daß dieſe zwo ſonſt nicht mit einander übereinſtimmende Eigenſchaften dennoch in einer Perſon vereiniget ſeyn könnten. In ſeinem Hauſe herrſchete eine Zierlichkeit ohne Ueberfluß. Er war in ſeinen

Hau-

Hauſe ein mit groſſem Anſehen befehlender Va-
Hausherr, aber auch dabey ein rechtſchaffener-
ter. Faſt niemals hat er eine Handlung, die
er gethan, bereuet, weil er ſich niemals über-
eilte, oder etwas vornahm, welches ihm Ver-
druß, oder eine Reue hätte erwecken können.
Er war bey allen Umſtänden unveränderlich,
und ſein Gemüth blieb immer in gleicher Ver-
faſſung, ſo, daß ſo wenig das Glück, als das
Unglück, jemals in ſeinem Gemüthe eine Ebbe
und Fluth verurſachet. Er ließ die Gerech-
tigkeit niemals aus den Augen, und nannte
alles, was er that, eine Pflicht und Schuldigkeit.
Wie ihm daher einmal ein gewiſſer Mann,
den er aus einem Labyrinthe gerettet hatte, da-
für danken wollte, ſo antwortete er: den
Dank ſind ſie nicht mir, ſondern ihrer gerech-
ſen Sache, ſchuldig. So war der Mann be-
ſchaffen, der ohne Geläute von halben Tagen
begraben ward, und mit Tode abgieng, ohne
unſre Dichter und Panegyriſten in Arbeit zu
ſetzen, da doch die Lobgedichte ſonſt bey dem
Sarge eines gemeinen Bürgers in Menge ans
Licht treten. Wenn der Selige wieder erwachen
ſollte, ſo würde er mit dieſem allgemeinen Still-
ſchweigen vollkommen zufrieden ſeyn. Denn,
da er ſelbſten ein Feind der Heucheley war, ſo
wollte er auch nicht, daß andre ihm heuchlen
ſollten. Solche Dinge, als der Selige verrich-
tet, und ſolche Eigenſchaften, als derſelbe be-

ſeſſen, machen heutiges Tages das Blut nicht warm in den poetiſchen Adern. Dieſe Leute ſäen nicht anders, als an ſolchen Orten, wo ſie eine reiche Ernde hoffen können. Wie ſie aber durch ſeinen Tod nichts einbüßten, ſo verlohr er auch nichts durch ihr Stillſchweigen. Sie verlohren nichts, weil er keine heuchieriſchen Dichter belohnte, und er büßte auch nichts ein, weil er ihre Lobgeſänge nicht brauchte. Ich bin ꝛc.

Der hunderte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern ſich darüber, daß unſer däniſcher Schauplatz ſo lange beſtanden hat; indem ſie immer prophezeyet, daß, wenn die beſten Stücke geſpielet worden, der Schauplatz eingehen würde. Ich habe ſelbſt dieſe Gedanken geheget, indem ich die zukünftige Zeit aus der vergangenen beurtheilet, indem das alte Theatrum, wegen Mangel von guten Stücken, aufhören mußte. Weil aber der Geſchmack der Zuſchauer gegenwärtig alſo beſchaffen iſt, daß man nicht mehr fragt, ob ein Schauſpiel

gut

gut oder schlecht ausgearbeitet worden, sondern sich bloß darnach erkundiget, ob es mit einem Tanz geschlossen werde, und daher alle Stücke gleich gut sind, so hege ich anjetzo andere Gedanken, indem man auf solche Art noch Stücke genung hat, aus denen man eines wählen kann. Denn ein jeder Skribent ist gegenwärtig ein Comödienschreiber, und niemand darf besorgen, daß seine Arbeit nicht sollte aufgeführet werden, wie mager, elend und übel zusammenhängend dieselbe auch sonst immer seyn mag, wenn er nur die Vorsicht brauchet, daß er zuletzt eine Aria singen, und die Comödianten tanzen läßt, welches auch, wie man bemerkt, von unsern Schauspieler genau beobachtet wird. Man sieht hieraus, das ein verderbter Geschmack auch seinen Nutzen in der Welt hat, und daß dasjenige nicht für ganz ungegründet zu achten, was ich in meinen moralischen Gedanken hievon geschrieben habe.

Ich bin ꝛc.

E N D E.

Digitized by Google